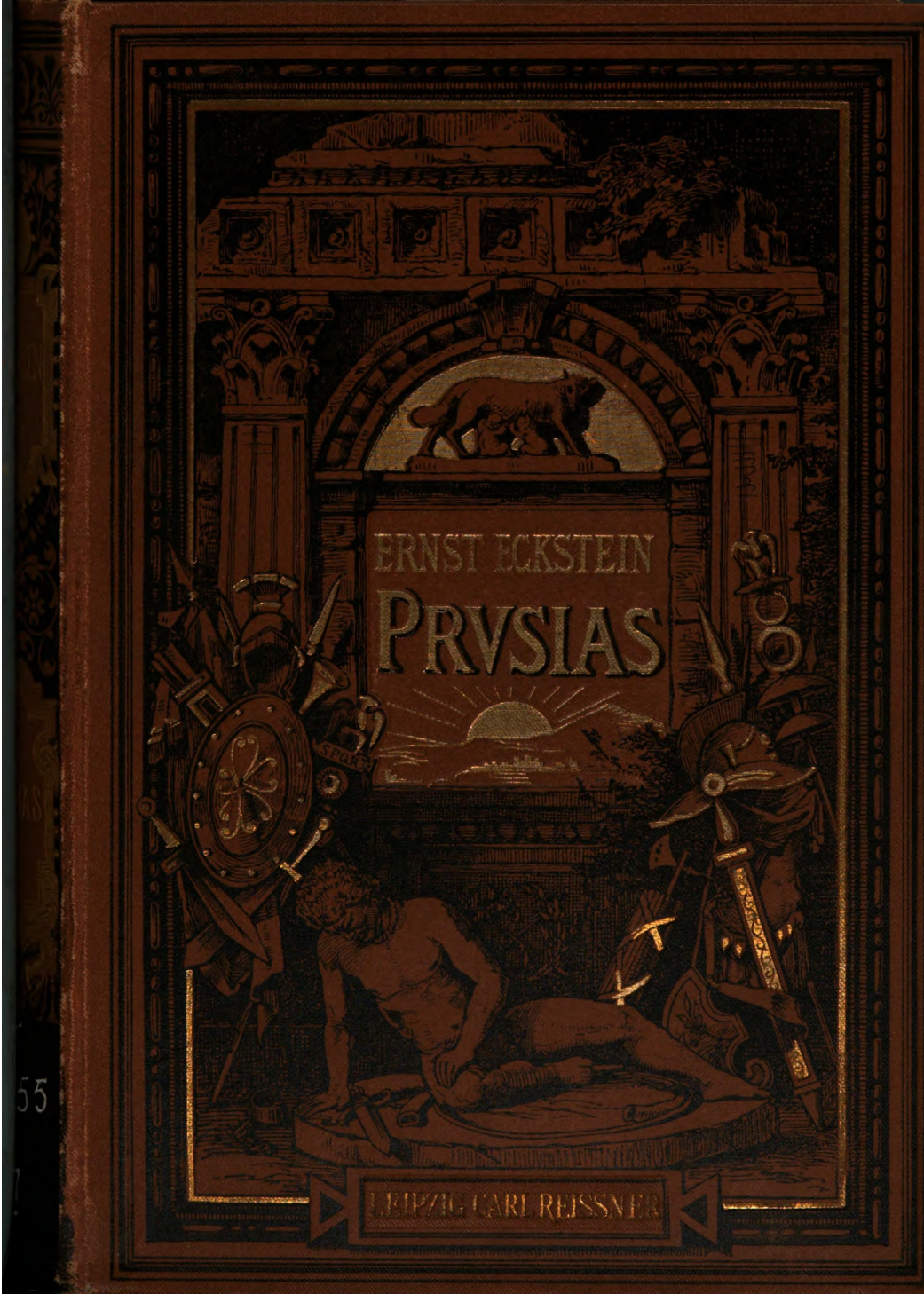
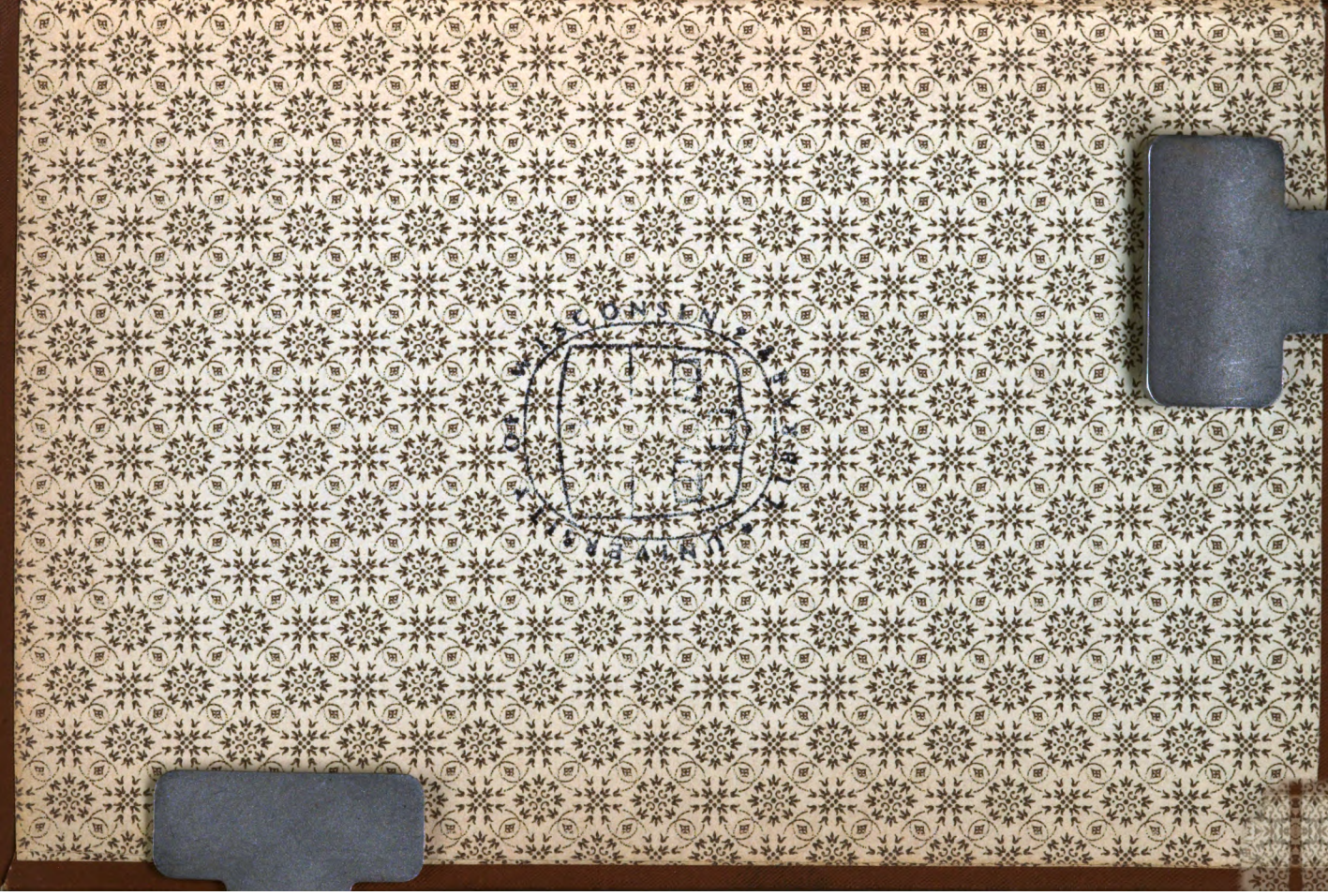
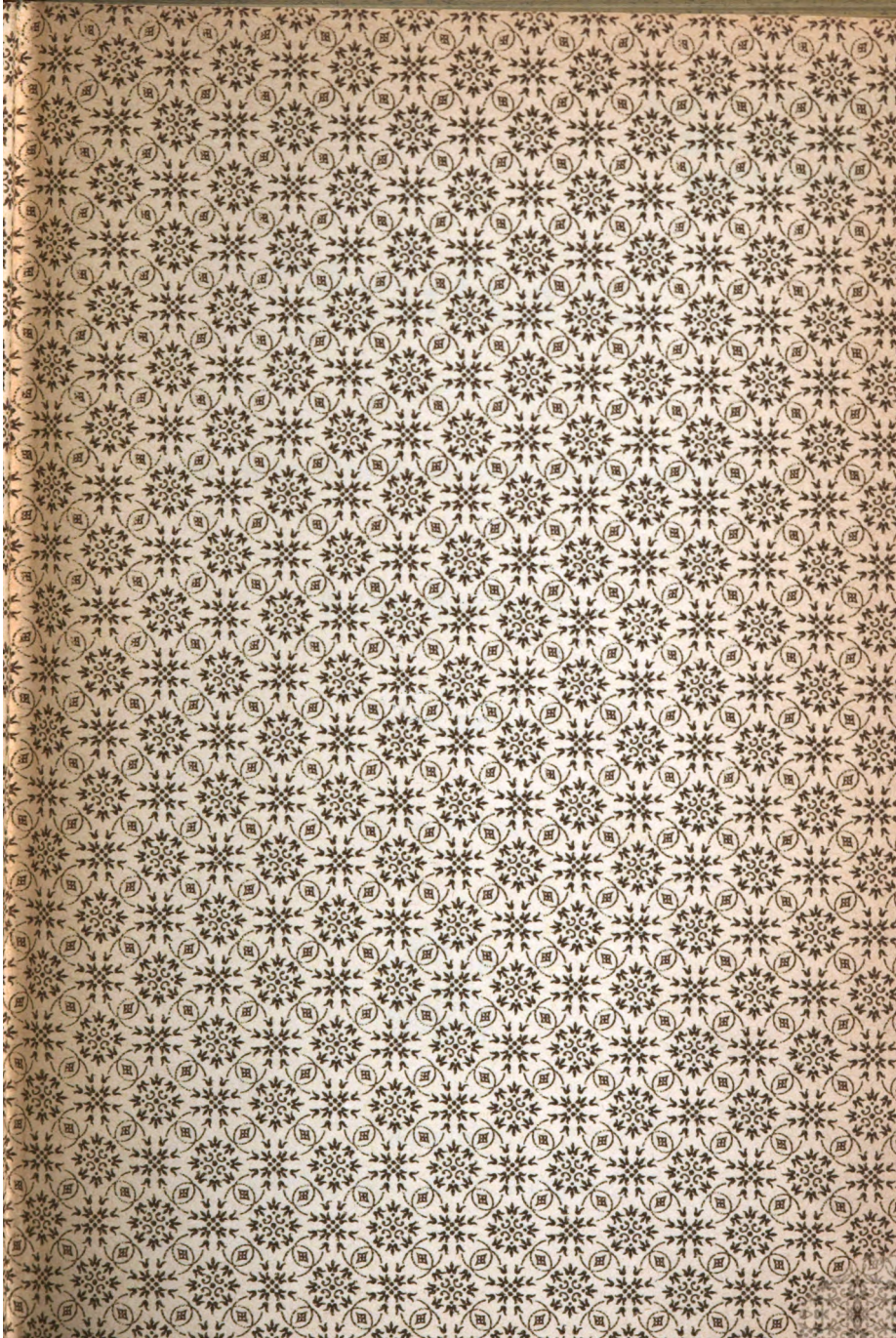

ERNST ECKSTEIN
PRVSIAS
LEIPZIG CARL REISSNER





PRESERVATION
MICROFILM
AVAILABLE

Prusias.

Roman aus dem letzten Jahrhundert der römischen Republik.

Von

Ernst Eckstein.

Zweiter Band.

Vierte Auflage.

Leipzig.
Verlag von Carl Reißner.
1884.

Jedes Recht, insbesondere das der Uebersetzung in fremde Sprachen, wird vorbehalten.
Nachdruck strengstens verfolgt.

PT
1855
E4
P7
2

Erſtes Kapitel.

In einem der zahlreichen Schlafgemächer, die im Hauſe des Cajus Fannius mehr als die Hälfte des oberen Geſchoſſes einnahmen, lag Thoe auf den Wolltüchern ihrer Bettſtatt und ſprach leiſe mit Afer, der in feſtlich prangender Tunica vor ihr ſtand. Am Fuß des Bettes, gleichfalls in auserleſener Gewandung, ſaß Brenna, Thoe's unermüdliche Pflegerin. Eine Woche war ſeit der Ankunft Thoe's in Capua vorübergegangen; eine Woche ſchwerer Heimſuchung für das arme Geſchöpf, das mehrere Tage lang zwiſchen Leben und Tod geſchwebt hatte. Jetzt ſchien Thoe durch die Kunſt der Aerzte und Brenna's treue Fürſorge glücklich gerettet; aber noch immer bedurfte ſie der äußerſten Schonung.

Inzwiſchen hatte Cajus Fannius in Erwägung gezogen, wie er ſich dem Vater des Mädchens gegenüber verhalten müſſe. Thoe erklärte, lieber ſterben, als nach Brundiſium zurückkehren zu wollen. Afer hielt eine Verſtändigung mit Xenophanes für leicht zu erzielen, dafern Cajus Fannius einige tauſend Seſterzen zu opfern gewillt

ſei. So ging denn ſchon am dritten Tage ein Brief ab, worin ſich Cajus Fannius bereit erklärte, Thoe auf eigene Koſten erziehen zu laſſen, falls der Schenkwirth auf ſeine väterlichen Rechte Verzicht leiſte. Die Antwort auf dieſe Zuſchrift war noch nicht eingetroffen.

. . . Thoe hielt die Hand des jungen Oskers zwiſchen den blaſſen, ſchmächtigen Fingern.

„Und was willſt du droben auf der Höhe des Waldbergs?“ fragte ſie zögernd.

„Nur Brenna begleiten,“ verſetzte Afer mit einem leuchtenden Blick auf die herrliche Mädchengeſtalt.

Der bleichen Thoe war dieſer Blick nicht entgangen. Ein leiſer Hauch von Weh flog trübſelig über ihr ſchmales Geſichtchen. Dann ſchaute ſie der blonden Frieſin nachdenklich in die meerblauen Augen, und verſuchte zu lächeln.

„Ja, ich begreife ihn,“ ſagte ſie ſeufzend. „Es iſt ſchöner, ſonniger, mit dir, du Holde, unter den rauſchenden Pinien zu wandeln, als hier im Cubiculum das Antlitz einer Kranken zu ſchau'n! Aber ich bin gar nicht ſo krank mehr! Nein, gewiß nicht! Ich fühle, daß die Kräfte mir wiederkehren . . .“

„Unſtreitig,“ verſetzte Brenna. „Schone dich nur, — und vergiß nicht, daß der Arzt dir das viele Sprechen verboten hat.“

„Aber ſo ſagt mir doch, was euch hinaufführt nach dem Dianatempel?“

„Ein Gelübde will ich erfüllen. Während der letzten

Wochen hat eine ſchwere Gefahr über meinem Haupte geſchwebt: die Huld der Göttin hat ſie hinweggewandt.“

„Du erſchreckſt mich, Brenna. Erzähle doch!“

„Später, ſpäter! Du ſollſt dich nicht aufregen. Jetzt ſei ein gutes Kind und verſuche zu ſchlafen! Myrrhina iſt in der Nähe. Wenn du etwas bedarfſt, ſo ſchlage hier mit dem Stäbchen wider die Trinkſchale! Komm, Afer, daß wir vor Sonnenuntergang wieder zurück ſind! Haſt du die Weihetafel?“

„Natürlich. Meinſt du, ich vergeſſe die Hauptſache?“

„Nun denn, vorwärts! Gehab' dich wohl, Thoe!“

So eilten ſie die Treppe hinab und erreichten das Atrium, wo zwei Sklaven des Hauſes bereit ſtanden, der ſchönen Brenna das Geleite zu geben; denn Fannia meinte, Afer ſei trotz des guten Willens, den er bekunde, ein unzulänglicher Schutz. Faſt eiferſüchtig muſterte Afer die beiden Geſtalten — den kurzen, ſtämmigen Aeolus und den hagern Lucipor, deſſen unſtäte Augen immer etwas in der Ferne zu ſuchen ſchienen. Es waren dieſelben Sklaven, die den Publius Sempronius begleitet hatten, als er den Caroſſen des Magiers bis vor die Thore Calatia's entgegenfuhr.

Aeolus und Lucipor ſchritten voraus; Afer blieb dem Mädchen zur Seite.

Der Weg nach dem Dianatempel des Berges Tifata folgte zunächſt der Hauptſtraße. Dann ſtieg er als viel-

betretener Fußpfad zwiſchen Weinbergen, Obſtgärten und Gemüſepflanzungen bis zum Saume des Waldes empor.

Hier, am Eingange der gewaltigen Pinienwölbungen, machte Brenna einen Augenblick halt. Wie geiſtesabweſend ſtarrte ſie hinaus in die leuchtende Landſchaft, über das herrliche Capua mit ſeiner unermeßlichen Fülle von Tempeln, Säulenhallen, Prunkhäuſern und Paläſten, über das blitzende Band des Volturnus, der ſich in weiter Ferne, wo die letzten Villen im bläulichen Duft verſchwammen, ſeinen Weg durch die geſegnete Flur bahnte.

„Wie ſchön, wie berauſchend könnte dies Leben ſein,“ murmelte Brenna, „wenn das Wünſchen und Wollen nicht wäre, und die ewige Sehnſucht! Das aber iſt der alte Fluch des Menſchengeſchlechts: mit glühender Inbrunſt ringt unſer Herz nach dem, was die Götter verſagt haben!“

„Dir, du Schönſte, haben ſie Alles gegönnt,“ verſetzte der junge Osker.

Brenna ſeufzte.

„Nur das Eine nicht,“ fuhr er zögernd fort, „was du kaum noch vermiſſen konnteſt: die Freiheit. Iſt es die Freiheit, Brenna, was dich ſo mit Sehnſucht erfüllt?“

Wehmüthig lächelnd ſchüttelte ſie das goldumfluthete Haupt.

„Die Freiheit?“ ſagte ſie bitter. „Was hilfe ſie mir? Ziele giebt es, ferne, hochglänzende, die unerreichbar ſind, weil das Fatum es ſo gefügt hat . . . Die Freiheit! Im Ernſte, ich begehre ſie kaum . . .“

„Was haſt du nur? Deine Augen ſchimmern ja feucht, Brenna! So rede doch! Was beſchleicht dich ſo wunderſam?“

„O, ich dachte nur, wie ungleich Haß und Liebe, Glück und Elend auf dieſer ſchönen Erde vertheilt ſind! Wahrlich, dieſer ſchnöde Batiatus, den ich verabſcheue — Berge Goldes hat er geboten, um die arme Brenna rechtgemäß zu erſchachern! Ein Anderer hinwiederum . . . Stelle dir vor, Afer, es gäbe Einen, dem ich gern folgen würde, und wäre es als die niedrigſte ſeiner Sklavinnen . . . Siehſt du, ich bin feſt überzeugt, wie die menſchlichen Dinge nun einmal geartet ſind, dieſer Eine — ich nehme den Fall ja nur an — würde keine Secunde lang nach mir fragen! Traurig genug, — nicht wahr, du thörichter Junge? Aber es iſt ſo, und wenn du älter wirſt, und das Leben beſſer begreifen lernſt, ſo wirſt auch du die Erfahrung machen, daß immer und ewig das geſchieht, was beſſer anders geſchähe.“

„Freilich, das erkenn' ich ſchon heute — und der beſte Beweis dafür biſt du ſelber. Anſtatt fröhlich und guter Dinge zu ſein, daß der wackere Präfect dem Lentulus Batiatus den Handel verdarb, ſtehſt du mit untergeſchlagenen Armen und ſeufzeſt und hätteſt nicht übel Luſt, deine wonnigen Meeraugen mit Thränen zu füllen. Ach, Brenna, dieſe himmliſchen Augen . . .!“

„Kommſt du wieder mit den alten, unverſtändigen Redensarten? Vergiß nicht, was du verſprochen haſt!“

„Wer verbietet mir's, die Sonne Sonne zu nennen?"

„Geh' nach Hauſe!" rief Brenna.

„Geh' nach Hauſe!" wiederholte der Knabe. „Als ob ich ein Windſpiel wäre, das nicht mit auf die Jagd ſoll!"

„So ſchweig', oder plaudere wie ſich's gehört! Erzähle mir, was du inzwiſchen gelernt haſt! Machſt du Fortſchritte im Buchſtabiren?"

„Du willſt ſagen: im Leſen! Ueber's Buchſtabiren wär' ich glücklich hinaus. Fortſchritte mach' ich natürlich, — und zwar gigantiſche."

„Auch im Malen?"

„Auch im Malen! Nächſtens verſuch' ich's, deine Hand zu entwerfen."

„Warum gerade die Hand?"

„Nun, dein Geſicht überſteigt noch meine dürftigen Kräfte. Dazu bedarf ich der Schulung."

„Wohl, — die Schulung wird dir ja überreichlich zu Theil. Bekenn' es nur: ſo wie du wird keiner der Hausgenoſſen verwöhnt. Faſt den ganzen Tag haſt du frei, — leſen lernſt du und ſchreiben und rechnen, — und nun hält dir Pruſias obendrein den beſten Lehrer der Malkunſt, der in Capua zu finden war."

„Das verdank' ich einzig der ſpitzen Naſe des Publius Sempronius. Die Gattin des erlauchten Präfecten war ſo hingeriſſen von meiner Zeichnung, daß ſie gar nicht aufhören konnte zu lachen, und mich einen Parrhaſios,

Zeuxis und Apelles zu nennen. Ihre Fürbitte hat mir die Strafe erſpart und den Lehrer eingetragen.“

Steiler und ſteiler wand ſich der Pfad zwiſchen den hundertjährigen Pinienſtämmen hindurch. Ein Ziegenhirte mit ſeiner Herde zog eintönigen Grußes vorüber; dann war es wieder lange hinaus einſam in der leiſe rauſchenden Waldesnacht.

„Man ſollte glauben, hundert Meilen von Capua entfernt zu ſein,“ ſagte die Frieſin, tief Athem holend. „Freilich, ſie iſt die Göttin der Plebejer und Sklaven: da geziemt ihrem Heiligthum dieſe ſchweigſame Oede. Um ſo ſtolzer prangt der Tempel des vornehmen Jupiter drunten am menſchenwogenden Forum.“

Nach Verlauf einer Stunde war der Gipfel erreicht. Brenna hieß die beiden Sklaven, die ihr vorangeeilt, abſeits auf einer ſteinernen Bank Raſt halten, und ſchritt, von Afer begleitet, auf ein kleines, ländliches Haus zu. Hier wohnte Rufidius, der Prieſter der jungfräulichen Diana. Brenna theilte ihm ihr Anliegen mit, zahlte ihm ein Geldgeſchenk aus und ließ ſich dann von einem der Tempeldiener nach dem Heiligthum führen. Afer, der die Tafel mit den gemalten Ketten trug, folgte ihr.

Mit dem rechten Fuße die erſte Stufe betretend, ſtieg Brenna empor, durchſchritt die ſchmuckloſe Vorhalle und erreichte die überdeckte Cella, wo das thönerne Standbild der Göttin roth bemalt hinter dem dreieckigen Altare ſtand. Während der Opferdiener und Afer zur Seite

traten, kniete Brenna vor dem Altare nieder und ſprach ein kurzes Gebet. Dann erhob ſie ſich und winkte Afer heran. Sie ließ ſich die Tafel geben, löſte die koſtbare Spange vom Arm und trat an die Rückwand der Cella, wo an ehernen Haken hundert ſolcher Weihgeſchenke, mit dem Namen des Gebers verſehen, aufgehängt waren. Nachdem ſie dort ihre Gaben ſorgſam befeſtigt hatte, kehrte ſie zum Altare zurück und warf ſich abermals auf die Kniee. Immer tiefer ſenkte ſich ihr ſchweigendes Antlitz, immer feſter ſchloſſen ſich die gefalteten Hände, — und regungslos wie pariſcher Marmor erglänzten die weißen Arme. Afer's ſchönheitsdurſtiges Auge konnte ſich nicht ſatt ſehen an dieſem Anblick.

Endlich hob die Frieſin das Haupt; wie verſtört ſchaute ſie um ſich. Da ſie den Knaben gewahrte, ſtieg ihr ein helles Roth in die Stirne. Haſtig ſprang ſie empor.

„Komm!“ ſagte ſie. „Das lange Steigen hat mich ermüdet. Faſt wäre ich an den Stufen des Altars entſchlummert. Einen Augenblick noch laß' uns raſten — draußen im Freien.“

Sie ſchritt durch die Vorhalle.

„Es iſt ſchwül hier im Heiligthum,“ fuhr ſie fort, ihre Hand auf die Augen preſſend.

„Und dennoch — lange, ſehr lange haſt du gebetet.“

„Ich war halb wie im Traum. O, wie das kühlt und erquickt, — die köſtlich klare Octoberluft!“

„Du biſt ſo ernſt, Brenna!“

„Soll ich ſcherzen, wenn ich im Tempel kniee? Jetzt aber, da mein Weihgeſchenk ſeine Stelle gefunden, wüßte ich keinen Grund mehr zu ernſter Betrachtung. Die Gefühle des Dankes gegen die Himmliſche leben mir unvergänglich im Herzen, — aber ſie ſtimmen mich fröhlich, — o ſo fröhlich! Plaudre nur! Schwatze nur! Es war ohnehin ſchwer genug für deine geräuſchvolle Unraſt, die Weile hindurch in der Cella den Mund zu halten.“

Es klang noch ein leiſer Ton von Zwang und Befangenheit in ihrer ſonſt ſo friſchen, melodiſchen Stimme; aber wie ſie jetzt lachte und Afer's Gegenrede mit erneutem Spotte zurückwies, ſchien ſie völlig wieder die ſchöne, ruhige, klare Brenna vom Park zu Brundiſium, — in jener Morgenſtunde, da ſie, den Bitten Afer's nachgebend, ihm die Locke aus ihrem Goldhaar geſchenkt. Auch Afer mochte ſich dieſer Stunde erinnern, denn ganz wie damals regte ſich in ſeiner phantaſievollen Seele ein befremdlicher Wunſch.

„Weißt du, Brenna, was ich in der Cella gedacht habe?“ fragte er zögernd, als man — die beiden Sklaven Aeolus und Lucipor eine Strecke voran — wieder zu Thale ſchritt.

„Nichts Unkluges, will ich hoffen.“

„Gewiß nicht, Brenna! Ich ſchaute nur bald nach dir, bald nach dem rothbemalten Standbild der Göttin. Siehſt du — für die jungfräuliche Diana, die uns Alle gnädig beſchirmt, hege ich die treuſte Verehrung: aber ich kann mir nicht helfen, — dieſes Thonbild ſchien mir ab-

ſcheulich! Die blonde Brenna dagegen, die vor dem Altar auf den Knieen lag, bedünkte mich ein echtes und wahrhaftiges Bild der Unſterblichen. Nun ſtellte ich mir vor, wie es ſich ausnehmen würde, wenn du auf dem Sockel ſtündeſt . . . ruhig, majeſtätiſch, in weißer Gewandung . . .“

„Solche Ungebühr treibſt du im Allerheiligſten?“

„Nennſt du das Ungebühr? Die Göttin ſelber würde mir Recht geben. Aber höre nur weiter! Wie ich ſo in Gedanken mir ausmalte, was ich wohl beten würde, wenn du als Standbild hoch auf dem Sockel thronteſt, da fiel mir die herrlich-ſchöne Diana im Park zu Brundiſium ein, — und da meinte ich nun, die gleiche dir wirklich wie eine Schweſter. Zumal die Arme . . . Ich fragte mich: wie iſt's möglich, ſo blühend, ſo lebendig, und doch ſo marmorgleich, ſo gemeißelt zu ſein? Lache nur! Aber ich ſchwöre dir: dieſe Arme ſind mir ein Räthſel. Wenn ich ſie nur ein einziges Mal — der Prüfung halber — ſo mit den Fingern umſpannen dürfte!“

Er hob die Rechte, bog die Finger in ſanfter Rundung und zeigte ihr, wie er dies unbegreifliche Räthſel umſpannen möchte.

Brenna blieb ſtehen.

„Höre,“ ſagte ſie ſtirnrunzelnd, „ich verbiete dir ſolche Scherze. Das geziemt dir wohl bei Myrrhina, die faſt noch ein Kind iſt: ich aber, zu der du emporſchauen ſollteſt wie ein Sohn zu der Mutter . . .“

„Wirklich?“ fiel der Knabe ihr in die Rede. „O,

du reizende Mutter! Siebzehn Jahre und ſchon ſo ehrfurchtgebietend! Aber ich laſſe mir's gelten. Mit Vergnügen will ich dein gehorſamer, treuliebender Sohn werden."

„Hab' ich etwa in dieſer Hinſicht Wünſche geäußert? Nur unſer Verhältniß wollt' ich dir andeuten . . . Im übrigen danke ich für die Adoption eines ſo heilloſen Buben."

„Und doch fändeſt du kaum einen beſſern. Du glaubſt gar nicht, was ich Alles für dich unternehmen und wagen könnte! Verſuch's nur! Adoptire mich probeweiſe — auf dreitägige Kündigung!"

„Ich ſehe keinen Vortheil dabei."

„Doch, doch," betheuerte Afer, der die einmal gefaßte Idee nicht wieder losließ. „Ich gehorche dir wie ein Sohn, ich verehre dich wie ein Sohn, ich ſchütze dich wie ein Sohn! Lächle nicht gar ſo geringſchätzig! Ermanne dich, ſage kühnlich Ja und reiche mir zur Beſiegelung dieſes Bundes die Rechte!"

„Gut denn," verſetzte die Frieſin. „Vielleicht gelingt's mir ſo beſſer, dich im Zaume zu halten!"

„O du ſüße Mutter, wie ich dich liebe!" rief der Knabe verzückt.

Im nächſten Augenblick warf er ſich der ahnungsloſen Brenna wild in die Arme, und bedeckte ihr, ehe ſie's hindern konnte, Wangen, Schultern und Nacken mit leidenſchaftlichen Küſſen.

Brenna ſtieß ihn heftig zurück.

„So, mein Bürſchchen," ſagte ſie herb, während der Knabe wider den Stamm einer Pinie taumelte. „Das möchte dir eine ſtrenge Züchtigung eintragen. Ich werde Pruſias bitten, daß er dich einſperrt."

„Immerhin! Und wenn er mich peitſchen ließe, er könnte nicht austilgen, was ich einmal genoſſen habe. Stolze Brenna, ich habe deine Wangen geküßt! Zürne nur! Wirf dem Verräther nur Blicke zu, als ob du ihn tödten wollteſt!"

„Schweig'!" herrſchte das Mädchen ihn an. „Du mußt nicht glauben, daß meine Freundlichkeit dir das Recht zu jeder Unverſchämtheit ertheilt. Noch in dieſer Minute verläßt du mich!"

„Brenna!"

„Ich will es."

„Schlage mich!" flehte Aſer, die Hände faltend; „bohre mir den Stilus meiner Tafel hier in die Bruſt, — aber grolle nicht länger! Ich meinte, da du mich an Sohnesſtatt angenommen, hätte ich ein Recht, dich zu küſſen."

Er ſagte das mit ſo komiſch-trauriger Miene, daß Brenna trotz ihres Aergers laut auflachen mußte.

„Kein zweiter Menſch wie du iſt mir vorgekommen!" verſetzte ſie kopfſchüttelnd. „Hüte dich, Aſer! Du nimmſt das Leben zu leicht! Die ganze Welt betrachteſt du wie ein Spiel deiner Laune! Das iſt gefährlich, ſelbſt für den

Großen und Mächtigen, geſchweige denn für den Unfreien!“

Schneller als zuvor ſchritten ſie den einſamen Bergpfad hinab. Aeolus und der hagere Lucipor, die freilich wußten, daß Brenna ihre unmittelbare Nähe nicht liebte, waren um einige hundert Ellen vorangeeilt. Aus immer weiterer Ferne erklang der gedämpfte Hall ihrer Tritte.

Mit einemmale blieb die junge Frieſin ſtehen wie angewurzelt. Afer prallte zurück und griff unwillkürlich nach dem eiſernen Stilus. Zwei Vermummte von athletiſchem Wuchs waren aus dem Dickicht getreten und verſperrten jetzt in gebieteriſcher Haltung den Weg.

„Fort, Knabe, wenn du dein Leben liebſt!“ raunte der eine der beiden Männer mit einer drohenden Geberde gegen den jungen Osker, während ſich der andere dem zitternden Mädchen langſamen Schrittes näherte.

„Brenna,“ ſagte er, „ich bitte dich, mir zu folgen. Wenn du ſchweigſt und gefügig biſt, ſo haſt du nicht das Mindeſte zu befürchten. Widerſtehſt du jedoch, rufſt du um Hilfe oder ſuchſt du zu entweichen, ſo wird's dich ſchmerzlich gereuen!“

„Wer ſeid ihr, und was wollt ihr von mir?“ fragte ſie tonlos.

„Das erfährſt du demnächſt. Hier iſt keine Zeit zu Erörterungen. Vorwärts — oder beim Herkules . . .!“

Im nächſten Augenblick hatte der Menſch aus dem Bauſche ſeiner Gewandung ein faltiges Tuch geholt, das

er dem Mädchen blitzſchnell über den Kopf warf. Gleichzeitig aber ertönte von den Lippen Afer's ein weithin ſchallender Aufſchrei. Wie ein verwundeter Luchs war er auf den andern der beiden Männer losgeſtürzt, hatte ihn mit beiden Armen krampfhaft umklammert und ihm die Zähne mit aller Kraft in die Schulter gedrückt. Der Vermummte, der ihn losſchütteln wollte, verwickelte ſich mit den Füßen im Rankenwerk, taumelte, glitt aus und ſtürzte mitſammt dem jungen Osker zu Boden. Mehrmals ſich überſchlagend, rollte das Paar die ſteile Böſchung hinab.

„Hilfe! Hilfe!“ ſchrie Afer, da er die Achſel des Gegners infolge des ungleichen Kampfes jetzt loslaſſen mußte. „Hilfe, Hilfe!“ ſchrie er mit Donnerſtimme, unbekümmert um die Steine und Baumwurzeln, die ihm alle Knochen im Leib zu zerbrechen drohten. Dabei hielt er den Unbekannten nach wie vor mit der Kraft der Verzweiflung umklammert, während dieſer ſich mühte, den rechten Arm aus den Falten ſeiner Kutte zu löſen.

Plötzlich bemerkte Afer, wie dieſe Bemühungen matter wurden und zuletzt völlig aufhörten.

Sich emporrichtend, gewahrte er unter dem Hinterhaupte des Mannes eine mächtige Blutlache. Der Schädel mußte im Stürzen durch eine ſpitze Felskante nicht unerheblich verletzt worden ſein. So viel ſchien zweifellos: der Verwundete war bis auf weiteres kampfunfähig, und Afer hatte den Sieg behalten.

Der Knabe kroch jetzt die Böſchung hinan und erreichte

keuchend die Stelle, wo er Brenna verlaſſen hatte. Hier war das kraftvoll widerſtrebende Mädchen in der Zwiſchenzeit von ihrem Angreifer zu Boden geworfen und mit Stricken derart verſchnürt worden, daß ſie nicht im Stande war, ſich zu regen. Ihr Herz brach beinahe vor Angſt und Verzweiflung. Nur zu deutlich erkannte ſie, von wem dieſer meuchleriſche Ueberfall ausging. Vergeblich ſtraffte ſie all' ihre Muskeln an, um die Stricke zu ſprengen; vergeblich ſuchte ſie zu ſchreien und ſo die beiden Sklaven heranzuholen, die ſie in thörichter Sorgloſigkeit ſo weit vorausgeſchickt hatte. Ihre Stimme erſtickte in den ſchweren Falten des Wolltuches. Schon hatte ſie der Gegner mit beiden Armen emporgehoben, um die Beute ſeitwärts in das Dickicht zu ſchaffen, als die erneuten Rufe des jungen Oskers ihren erſtorbenen Muth wieder belebten. Aeolus und Lucipor mußten ja dieſe Stimme vernehmen, die ſo klar und gell durch die herbſtliche Luft ſcholl. Auch der Räuber ſchien über die Stimme Afer's ähnlich zu urtheilen; denn er beſchleunigte ſeine Schritte, ſo gut es in dem wilden Geſtrüpp eben gehn wollte. Der Knabe ſetzte ihm nach. Wie ein junger Moloſſer, der die Spur des Bären verfolgt, zwängte er ſich quer durch die Sträucher, nur von Zeit zu Zeit ſtehen bleibend, um nach dem Raſcheln und Knacken der Zweige ſeine Richtung zu nehmen. Nach kurzer Friſt ſchon hatte er den Flüchtling erreicht.

„Muth, Brenna!" rief er, ſo laut er konnte. „Lucipor und der wackere Aeolus kommen in raſender Eile den

Weg herauf! Losgelaſſen, du verruchter Geſell, ſonſt ergeht dir's wie deinem Gefährten, der drüben in ſeinem Blute liegt!"

Mit dieſen Worten verſetzte er dem Vermummten einen kräftigen Stoß, und zog den Stilus, ohne ſich durch die fürchterlichen Drohworte des Menſchen irre machen zu laſſen. War der Räuber ſchon durch das plötzliche Verſchwinden ſeines Kameraden und das Wiedererſcheinen Afer's, den er beſeitigt glaubte, ſtutzig geworden, ſo vollendete jetzt die zuverſichtliche Kühnheit, mit welcher Afer ihn anfiel das Werk dieſer Eindrücke. Wie von plötzlichem Ingrimm erfaßt, ließ er die gefeſſelte Brenna unſanft zu Boden gleiten, führte mit der Rechten wider den jungen Osker einen wuchtigen Streich, dem der gewandte Knabe zum Glück auswich, und ſuchte dann unter gräulichen Flüchen das Weite.

Eine Zeit lang ſtand Afer beinahe gelähmt vor freudigem Staunen über dieſen unerwarteten Ausgang. Dann jauchzte er laut auf, beugte ſich über Brenna, wie ein Verzückter, und begann ihr die Stricke zu löſen. Als er glücklich hiermit zu Stande gekommen war und ihr verſtörtes Antlitz aus den erſtickenden Falten des Wolltuches befreit hatte, hörte er vom Weg her die Stimmen der Sklaven, die ſeinen und Brenna's Namen riefen.

„Ja, nun kommt ihr!" ſchrie der Knabe in berechtigtem Siegerſtolz. „Ihr bringt die Löſch-Eimer, nachdem das Haus längſt herabgebrannt wäre, wenn Jupiter

nicht geregnet hätte! Sei getroſt, Brenna! Es iſt Alles vorüber. Du kannſt wieder aufathmen."

„Das war die Strafe dafür," murmelte Brenna faſt unhörbar, „daß ich im Heiligthum der Göttin Wünſche der Selbſtſucht genährt, — ach nein, nicht Wünſche, nur Träume, nur blaſſe, ſchimmernde genährt! — Es war ein Frevel — o, nun hab' ich's gebüßt! Nun fühle ich wieder ſo ganz und voll, was ich bin, — die arme, elende Sklavin, — jedem Freien ein zerbrechliches Spielwerk, ein Geſchöpf ohne Glück, ohne Recht, ohne Ehre . . .!"

Sie preßte beide Hände vor's Antlitz. Heiße Thränen quollen ihr zwiſchen den Fingern hervor.

Unterdeſſen waren die beiden Sklaven athemlos in das Dickicht getreten. Mit haſtigen Worten erzählte Afer, was ſich ereignet hatte. Brenna, die anfänglich in ſich zuſammengeſunken am Boden kauerte, hob nun doch allmählich das ſchöne Haupt und warf dem Knaben einen ſtrahlenden Blick des Dankes und der Bewunderung zu.

„Ich vergeſſe dir's nie!" ſagte ſie aufathmend. „Du haſt Muth bewieſen, Muth wie ein Löwe! Aber wie ſiehſt du aus? Dein Gewand iſt zerriſſen, die Stirne zerſchunden . . ."

„Hat nichts zu ſagen!" verſetzte Afer. „Das Rollen und Stürzen ſo die Böſchung hinab war nicht eben behaglich . . . Dem frechen Geſellen aber, der mich heimſchicken wollte, iſt's wahrlich übler bekommen. Ich denke, wir ſehen jetzt nach, was aus dem Burſchen geworden iſt."

„Wenn er lebt, was ich hoffe," verſetzte Brenna, „ſo ſchafft ihn unverzüglich nach Capua! Er ſoll Zeugniß ablegen, wer ihn zu dieſer Schandthat gedungen hat."

Sie erhob ſich und ſchritt voraus. Langſam über das wild zerſtreute Geröll kletternd, erreichte man nach drei Minuten den Punkt, wo Afer den Beſinnungsloſen verlaſſen hatte. Die Stelle war durch eine große, halb eingeſickerte Blutlache bezeichnet. Der Verwundete ſelbſt hatte ſich in der Zwiſchenzeit aufgerafft und entfernt.

Afer unterſuchte das Geſtein und das Moos, und entdeckte bald eine ſchmale Blutſpur, die weiter zu Thal führte.

Schon fünfzig Schritte bergabwärts fanden ſie den Geſuchten am Boden ſitzend.

Den breiten Rücken wider einen Baumſtamm gelehnt, war er bemüht, ſein Unterkleid in Streifen zu reißen. Eine rohgeſchürzte Binde aus ſolchen Streifen trug er bereits um den Kopf. Die Tuchmaske hatte er vom Antlitz hinweggenommen. Es war ein hartes Geſicht, wie aus Holz gehauen. Flachsblondes Haar hing ihm in ſtruppigen Strähnen über die Stirne herab. Da er ſeine Verfolger erblickte, ſchrak er heftig zuſammen. Er griff mit der Rechten in den Gürtel der Tunica. Dann aber ließ er die Hand in dumpfer Reſignation auf die Erde gleiten. Die Waffe, die er im Gürtel getragen, mochte ihm während des Ringens mit Afer entfallen ſein.

„Den ſollt' ich kennen," ſagte der junge Osker.

„Es iſt Chamavus, der Aufſeher des Lentulus,“ flüſterte Lucipor.

„Wahrlich, er iſt's!“ rief der Knabe lebhaft. „Jetzt erkenn' ich ſein Flachshaar! Weißt du, Brenna, ich erzählte dir doch, wie die Aufſeher damals jenen Sklaven mißhandelt, und wie ſich Pruſias des Gepeinigten annahm. Chamavus gehörte mit zu den Vögten . . .“

Brenna war dicht vor den regungsloſen Menſchen herangetreten.

„Du, Chamavus?“ ſagte ſie ſtirnrunzelnd. „So wenig achteſt du die Hausgenoſſen deines früheren Gebieters?“

Der Kelte gab keine Antwort. In öder Starrheit blickte er vor ſich hin.

„Sprich,“ herrſchte das Mädchen ihn an, „was vermochte dich, gegen den zu freveln, der dich jederzeit mit Huld überhäufte? Gegen den mildeſten und gütigſten Herrn, der dich nur darum an Batiatus verkaufte, weil die Mutter es heiſchte? Ich frage, Chamavus, — denn euer tückiſcher Anſchlag auf mich kränkt in ruchloſer Weiſe die Rechte des Cajus Fannius.“

„Des Sextus Fannius!“ brummte der Kelte. „Der aber hätte die Kränkung nicht allzu bitter genommen.“

„Ich verſtehe. Aus dieſen Worten hör' ich die Stimme deſſen, der dich geworben hat. Nicht höher alſo gilt euch der Wille des erlauchten Präfecten? Geſteh' es nur: eure Miſſethat geſchah im Auftrage des Batiatus?“

„Nichts geſteh' ich.“

„So wird Cajus Fannius dein Geſtändniß erzwingen. Willſt du ohne Widerſtand folgen, oder verlangſt du, daß wir Gewalt brauchen?“

Chamavus zuckte die Achſeln.

„Schleppt mich fort, laßt mich liegen, macht mir den Garaus — ich kann's nicht ändern. Immerhin magſt du erwägen, ob du nicht beſſer thuſt, jeden Lärm zu vermeiden. Habe ich wirklich im Auftrage des Batiatus gehandelt, ſo müßte dir's zum Schaden gereichen, falls die Sache vor den Richter gelangt. Mein Gebieter iſt mächtig und reich; der Buße, die man ihm auferlegt, würde er ſpotten; du aber wärſt keine Sekunde mehr ſicher, — denn Batiatus vernichtet ſeine Beleidiger.“

„Sicher? Bin ich's denn ſo? Ich frage nicht nach dem Haß dieſes Verruchten. Cajus Fannius wird mich zu ſchützen wiſſen.“

„Cajus Fannius? Er hat ohnehin den Batiatus gereizt: ſoll er ſich den gefährlichen Gegner vollends zum Feinde machen — um einer Sklavin willen?“

Ueber das Antlitz Brenna's ging ein ſchmerzliches Zucken. Wie rathlos blickte ſie nach Afer hinüber. Der aber trat jetzt dichter zu dem Kelten heran.

„Was gegen Batiatus zu thun und zu laſſen iſt,“ ſagte er trotzig, „darüber werden Andre entſcheiden. Inzwiſchen folgſt du uns zum Hauſe des Cajus Fannius. Er, und vor Allem Pruſias, mein erfahrener Gebieter, werden das Recht ſchon finden.“

Bei dem Namen Prusias hob Chamavus das Haupt.

„So heißt der weltweiſe Mathematiker," ſagte er, halb wie im Selbſtgeſpräch — „der Fremdling, der damals auf der Landſtraße unſern Vögten Einhalt gebot . . . Gut, ihm vertraue ich! Er hat ein Herz und übt Gerechtigkeit gegen Jedermann. Ihm will ich erzählen, wie Alles gekommen iſt. Nur vermeidet das Aufſehen, ich beſchwöre euch!"

„Kannſt du gehen?" fragte Brenna.

„Wenn Einer von Dieſen da mir die Wunde verbindet — vielleicht. Noch ſickert mir das Blut durch die Wollſtreifen. Auch verſchmachte ich faſt vor Durſt."

„Schwörſt du, nichts Feindſeliges zu beginnen, ſo will ich dir helfen," ſagte Lucipor.

„Haſt du Furcht?" verſetzte Chamavus ſpöttiſch. „Ich bin kaum noch ein halber Menſch — ſo übel hat der wüthende Knabe mich zugerichtet."

Lucipor reichte ihm eine halbgeleerte Flaſche mit Landwein und legte ihm einen rohen Verband um. Dann erhob ſich Chamavus und heiſchte, um ſich aufrecht zu halten, die Unterſtützung der beiden Sklaven. Mehr getragen als geführt, erreichte er mühſam den Rand des Waldes. Dort aber verließ ihn die letzte Kraft, und da auch Aeolus und Lucipor ſich unfähig erklärten, die wuchtige Laſt weiter abwärts nach Capua zu ſchleppen — was ohnehin die Neugier aller Vorübergehenden erregt haben

würde —, ſo beſchloß man, der Kelte mit ſeinen Geleits-männern ſolle im Hof eines nahegelegenen Pachthauſes warten, bis Brenna aus der Wohnung des Cajus Fannius eine Sänfte heraufſchicken würde. Die Frieſin aber ſchritt an der Seite Afer's ſchweigend zu Thale.

Zweites Kapitel.

Während dieſer gewaltſamen Vorgänge ſaßen Pruſias und Cajus Fannius, geflüſterte Reden tauſchend, im Studirgemache des Letzteren. Der Armenier hatte ſich auf die Lederkiſſen der langen Steinbank niedergelaſſen. Die rechte Hand, über den gähnenden Pantherkopf der Lehne herabhängend, hielt ein zerknittertes Blatt von gelbgetontem Papyrus. Cajus Fannius, die Arme über der Bruſt gefaltet, ſtand vor ihm. Die Augen des Jünglings ſprühten und leuchteten, ſein Antlitz aber war bleich, und in banger Scheu wandten ſich ſeine Blicke von Zeit zu Zeit nach der Thüre, die trotz der milden Witterung feſt im Rahmen lag.

„Fürchte nichts, theurer Cajus," ſagte der Magier. „Dein Arbeitszimmer iſt für alle Hausbewohner ein Heiligthum. Zu allem Ueberfluß hab' ich einem der Sklaven Befehl ertheilt, unter dem Periſtyl Wache zu halten, damit kein ſtörender Schritt ſich in die Colonnaden verirrt. Er meint natürlich, um unſerer gebenedeiten Aſtronomie willen! Wahrlich, Cajus, ich ſage dir: Hehr und herrlich wandeln

uns die Sterne zu Häupten; der jedoch hat kein Recht, zu dieſen himmliſchen Weſen emporzublicken, der ſeine irdiſche Heimath in Trübſal und Wirrniß beläßt, und das Licht, deſſen Glanz er da droben anzubeten behauptet, nicht zuerſt entflammt in den Gemüthern der Menſchen! So hoffe ich, du wirſt mich um deswillen nicht gering achten, daß ich die göttliche Weisheit zum Vorwand genommen, um dein Herz zu erobern für die Forderungen der menſchlichen Weisheit, die da gebietet, nicht unterzugehen im Schlamme der Knechtſchaft und der Entartung!"

„Mein Freund, mein Lehrer!" ſagte Cajus Fannius begeiſtert. „Kannſt du zweifeln, daß ich jeden deiner Schritte für den rechten erkenne? Daß ich dir folge, wohin du mich führen magſt? Siehe, an jenem erſten Abend ſchon war mir zu Muthe, als brächte mir dein friedſamernſtes Antlitz die Kraft, die Wahrheit und die Erlöſung. Hätteſt du ſchon damals Vertrauen zu mir gefaßt! Hätteſt du kühnlich geſprochen: Cajus Fannius, ich will den Feinden unſerer Freiheit die Fehde bieten: ich zähle auf dich . . ."

Pruſias lächelte.

„Das wäre die Art der enthuſiaſtiſchen Jugend geweſen," ſagte er wohlwollend. „Die Erfahrung ſpricht anders. Große Pläne bedürfen des Mißtrauens."

„Ja, du haſt Recht. Ich erkenne die Nothwendigkeit eines langſamen und bedächtigen Vorgehens. Zu allem Ueberfluß: beweiſt mir nicht dieſer Brief unſeres Phormio, daß die größte Vorſicht, daß ſelbſt die Weisheit eines

Prusias nicht vollkommen gegen die Blicke der Späher schützt? Rede doch, wie verstehst du diese geheimnißvollen Andeutungen? Glaubst du, daß Phormio dir das Nähere mit Absicht verschweigt? Oder tastet er noch selber im Dunkeln?"

„Sein Bote ist sicher, der Papyrus hat Raum genug, und Phormio ist einsichtsvoll. Wie sollte er mir mit Absicht verschweigen, was für dich und mich von so großer Bedeutung wäre? Nein, er selber hat nur ein fernes Grollen gehört, ohne zu wissen, wo die Wetterwolken sich aufthürmen. Vielleicht auch bleibt es überhaupt bei dem Grollen ... Immerhin tritt hier die Mahnung an uns heran, nicht zu lange zu zögern ..."

„Laß mich nochmals lesen," bat Cajus Fannius.

Er wickelte das zusammengerollte Blatt wieder auf und prüfte Silbe für Silbe.

„Phormio selber zum wenigsten scheint den römischen Spähern unverdächtig," sprach er nach einer Weile. „Seltsam ... ‚Ein Fremdling von erlauchter Geburt — im Dienste des pontischen Königs' ... Nun, der letzte Zusatz kann uns erwünscht sein, denn so sehr auch der Krieg des Mithridates mit den Römern uns fördern mag, so wenig planten wir doch jemals auch nur die Aufwiegelung eines Pächterhofes zum Vortheile des pontischen Königs ..."

„Gewiß nicht!" versetzte Prusias mit eigenthümlichem Nachdruck. „Wehe dem, der Gewaltiges anstrebt nur um eines Einzigen willen."

„Und auf Dyrrhachium“ — fuhr Cajus Fannius fort — „weiſen die letzten Spuren zurück . . .? Brundiſium erwähnt er nicht? So ſcheint mir die Gefahr keine unmittelbare.“

Pruſias zuckte die Achſeln.

„Der Späher ſind viele Tauſende, und der Zufall hat oft unbegreifliche Launen. Es wäre Thorheit, aus Furcht vor Entdeckung unſern Plan überſtürzen zu wollen, — denn daß dieſe Gefahr uns tagtäglich umringt, das wußten wir längſt. Beeilen aber, und mit Anſtrengung aller Kräfte beeilen, heißt noch nicht überſtürzen. Ich fürchte ſelber, ich habe bereits zu viel Zeit verloren mit der Gewinnung deiner Bundesgenoſſenſchaft. Es gilt, das Verſäumte jetzt nachzuholen.“

Er ſchob den Brief behutſam in eine Taſche des Gürtels.

„Höre,“ begann er plötzlich — „iſt dir niemals aufgefallen, daß deine Mutter mich nachhaltiger beobachtet, als ich wünſchen muß?“

„Ich müßte lügen . . .“

„Es iſt ſo!“ fiel Pruſias ihm in die Rede.

„Haſt du Beweiſe für deine Annahme?“

„Beweiſe? Keine ſolchen, wie der Gelehrte ſie braucht, wenn er den Lauf der Geſtirne erforſcht, aber hundert kleine Momente . . . So eh'vorgeſtern, als eine flüchtige Bewegung meiner Hand ihr verrieth, daß ich lange und nicht ohne Gewandtheit den Speer geführt . . .“

„Deine Rede macht mich beklommen," verſetzte Cajus; „einmal, weil ich beſorgte, dein Argwohn möchte begründet ſein; dann aber, weil ich jetzt zum erſtenmal den Gedanken ausdenke, welch' unermeßlichen Abgrund vielleicht ſchon die nächſten Tage zwiſchen mir und den Meinigen aufreißen werden! Ich hatte vergeſſen, daß ich zwar mit Leib und Seele ein Osker, aber doch auch der Sohn einer römiſchen Mutter bin . . ."

Pruſias ſtrich ihm liebreich über das wallende Haar.

„Ich verſtehe dich," ſagte er feierlich. „Fern ſei es von mir, dieſe Regungen tadeln zu wollen! Das eben iſt das Harte und Qualvolle in den großen Wandelungen der Völkerſchickſale, daß die Geneſung des Ganzen dem Einzelnen grauſame Wunden ſchlägt . . . Indeß, — auch dieſe Wunden vernarben, und ich denke, wenn der Sieg erſt glücklich erfochten iſt, wird ſelbſt die Römerin anerkennen, daß du groß und würdig gehandelt."

Inzwiſchen hatte der Tag ſich geneigt. Dreimal wider die Planken der Thüre pochend, meldete ſich der Lichtbringer, der Phosphoros, wie Cajus Fannius ihn ſcherzhaft zu nennen pflegte, — ein zwölfjähriger Sklave mit langgeſtreckter Thonlampe, deren ſpitziger Docht die beiden Wandleuchter rechts und links von der Ruhebank, und die ſilberne Ampel über dem Schreibtiſch entzünden ſollte. Nachdenklich folgte Cajus den Bewegungen des geſchmeidigen Knaben und den flackernden Schatten, die mit jedem neuentzündeten Dochte in veränderter Form auf

die röthlich bemalte Wand fielen. Wie oft hatte er dies trauliche Schauſpiel im Vollbeſitz des inneren Behagens erlebt! Wie oft hatte er nach raſtloſen Stunden einer emſigen Arbeit ſich wohl gefühlt in dem ſtillen, warm erhellten Gemach, zwiſchen den mächtigen Bücherkäſten, den loſe zerſtreuten Rollen und den ausgeſtopften Vögeln vom Geſtade des Nils! Heute berührte ihn das Alles ſo fremd, ſo gar nicht zu ihm gehörig; es war ihm zu Muthe, als ſei er all' die Jahre her nur ein Gaſt geweſen und ſolle nun weiter wandern ... Und dennoch — jede Falte des ſchön drapirten ſyriſchen Wollgewebes, das die Thüre verhängte, ſchien ihm zuzurufen: ‚Verweile! Hier iſt gut raſten! Draußen umtobt dich der Sturm, hier umfängt dich der herzbeglückende Friede!‘ — Und wie die Gedanken ſo wandern, wenn eine ſeltſame Stimmung ſie einmal entfeſſelt hat: er meinte jetzt ſchon im Geiſte den Lärm zu hören, die drohenden Stimmen, das Waffengeklirr, das ihn von hinnen ſcheuchte ... Unwillkürlich ſuchte ſein Auge die ſchwarze Linie in der architektoniſch gegliederten Wandzeichnung, unmittelbar neben der Marmorbank, die Linie, wo eine verborgene Thür in den Fugen lag. Bis zur Stunde hatte er dies Geheimniß, das er einſt durch Zufall entdeckt hatte, zwar verſchwiegen, denn es lag in ſeiner Natur, alles Das zu verſchweigen, was Andern mitzutheilen zwecklos oder überflüſſig erſchien; beſondern Werth jedoch hatte er der Sache nicht beigemeſſen. Jetzt gewann dieſe verborgene Thür mit dem hinter ihr

liegenden ſchmalen Gange, der nach der Exedra führte und dort auf eine zweite verborgene Thür ausmündete, mit einemmale eine unverhoffte Bedeutung. Cajus ſah bereits in ahnungsvoller Viſion, wie er mit Pruſias und Kleon, von den Häſchern der Präfectur überraſcht, durch dieſen geheimen Ausgang flüchtete, das Freie gewann, und — wenn es nun von Capua aus nicht ſein konnte — von entlegener Ferne her den Sturm verſuchte auf die Gegner, die ihm zuvorgekommen. Er beſchloß, womöglich heute noch, wenn Alles im Haus zur Ruhe gegangen ſein würde, die beiden Thüren zu unterſuchen; denn es war lange her, daß er ſie in den Zapfen gedreht, und Hinderniſſe, — Roſt, Quellungen oder Verdeckungen von der Seite der Exedra her — konnten die freie Verbindung inzwiſchen geſtört haben. Sobald er ſich überzeugt hätte, daß Alles in Ordnung ſei, wollte er den Magier von dem Geheimniß in Kenntniß ſetzen . . .

Der Lichtbringer hatte ſich inzwiſchen entfernt. Während ſo Cajus Fannius den Bildern ſeiner vorſchauenden Phantaſie folgte, war Pruſias zu einem der bronzenen Candelaber getreten. Er holte das Warnungsſchreiben des Phormio aus der Gürteltaſche, brach und faltete es und ließ es langſam verbrennen. Eine bläuliche Rauchwolke ſtieg aus dem verkohlten Papyrus empor und legte ſich in ſchweren Streifen quer durch die unbewegte Luft. Pruſias hatte ſoeben die Aſche vorſichtig mit den Fingern zerdrückt, als es wiederum an die Thüre pochte. Der

Lichtbringer erſchien zum zweitenmale, — jetzt ohne ſein Lämpchen.

„Herr," ſagte er zu Cajus Fannius, „deine Mutter wünſcht dich zu ſprechen. Sie kommt vom Atrium her und betritt eben die Halle."

Sich der Worte erinnernd, die er noch vor Kurzem mit dem Armenier gewechſelt, verſetzte Cajus Fannius ein wenig beſtürzt:

„Meine Mutter? Um dieſe Stunde?"

„Ja, mein Sohn," erklang die Stimme Quintilia's von draußen, — „um dieſe Stunde! Ich hoffe, dein ehrwürdiger Magier wird mich entſchuldigen, wenn ich den Ernſt eurer wiſſenſchaftlichen Arbeit durch eine Frage der lebendigen Gegenwart unterbreche. Die Frage nämlich ſcheint mir gewichtig."

Sie hatte bei den letzten Worten den Vorhang zurückgeſchoben. Das ſchöne Haupt mit liebenswürdiger Anmuth verneigend, trat ſie langſamen Schrittes über die Schwelle.

„Du machſt mich neugierig," ſagte Cajus. „Was kannſt du wollen, Mutter?"

Quintilia zögerte. Augenſcheinlich befremdet blickte ſie nach dem Nebelſtreif, der zwiſchen ihr und den Lampen des Candelabers ſpielte.

„Hier glimmt ein verborgenes Feuer," ſprach ſie bedächtig. „Sieh' zu, Cajus, ob der Lichtbringer einen Funken hat fallen laſſen."

„O, es iſt Nichts, Mutter," verſetzte er lebhaft. „Ein Stück Papyrus . . . Mein Lehrer verbrannte es, da er mich über das Weſen der Flamme belehrte."

„Alſo nochmals: Verzeihung," ſprach die Matrone nach einer Pauſe, „daß ich nicht abgewartet, bis der edle Magier dieſen Raum hier verlaſſen! Es handelt ſich um das Schickſal der kleinen Thoe, für die mein Cajus mit gewohnter Güte ja eintreten wollte. Xenophanes, ihr entſetzlicher Vater, ſteht im Atrium und verlangt ihre Auslieferung. Er hat für längere Zeit hier Geſchäfte. Dein Schreiben erreichte ihn noch juſt vor der Abreiſe; der Inhalt aber ſcheint ihn wenig erbaut zu haben. Was du vorgeſchlagen, weiſt er ganz und gar von der Hand; ſeine Tochter ſei ihm nicht feil; er will ſie zurück haben, noch heute, — in dieſer Stunde noch."

„Der verlogene Geſelle!" rief Cajus Fannius entrüſtet. „Und was gabſt du zur Antwort?"

„Ich ſagte ihm, die Kleine ſei leidend; vor Ablauf einiger Tage könne ſie unmöglich ihr Lager verlaſſen. Da meinte er augenrollend, er ſei römiſcher Bürger und werde ſein Recht ſchon durchſetzen; ſein Gönner, Lentulus Batiatus gelte noch was beim Präfecten, — und kurz und gut, er ſei nicht geſonnen, ſein einziges Kind ſich räuberiſch entführen zu laſſen."

„Wie? Das hat er gewagt?"

„Buchſtäblich. Ich konnte natürlich mit dem rohen Menſchen nicht weiter verhandeln, — und nun komm' ich

zu dir, mein Cajus, um zu fragen, was in der Sache geſchehen ſoll?“

„Man ſoll ihn peitſchen laſſen! Hat die Natur ihm Rechte verlieh'n über das arme Geſchöpf, ſo hat er dieſe Rechte hundertfältig verwirkt.“

Quintilia zuckte die Achſeln.

„In unſern Augen — gewiß! Aber der Wortlaut des Geſetzes ſteht ihm zur Seite, — und ſelbſt in guter Abſicht darf das Recht nicht gebrochen werden. Das Klügſte wird ſein, du machſt ihm ein gehöriges Geldgebot . . .“

„Da magſt du Recht haben,“ erwiderte Cajus. „Gut! Ich eile, die Angelegenheit mit dem Burſchen in Ordnung zu bringen.“

Dann zu Pruſias gewendet:

„Ich geſtehe dir, theurer Meiſter, für heute bin ich gründlich aus der Stimmung geriſſen. Wenn ich zurückkehre, luſtwandelſt du wohl mit mir noch ein Stündchen im Garten? Die Luft iſt mild, und in kurzer Friſt geht der Mond auf.“

„Ich erwarte dich unter den Baumgängen,“ verſetzte Pruſias.

Cajus Fannius ſchob den Vorhang zurück. Dem Armenier einen Blick des Verſtändniſſes zuwerfend, ließ er die Matrone voranſchreiten, und folgte dann mit bedächtigem Kopfſchütteln.

Pruſias zögerte noch. Er ſah die Falten des Teppichs herniederwallen und nach kurzem Hin- und Herbeben ſtarr werden wie die Gewandung einer marmornen Göttin.

Ein Gefühl der Einſamkeit und der Abgeſchloſſenheit überkam ihn. Er ſeufzte. Dann raffte er mit heftigem Griff ſeinen Mantel von den Polſtern der Ruhebank, warf ihn, tief Athem holend, über die Schultern, und ſchritt hinaus.

Im Periſtyl, rechts und links von der großen Steineiche, brannten ſchon die Fackeln der beiden Bronze-Centauren. Langſam und feierlich ſtieg der ſchwärzliche Rauch in die unbewegte Nachtluft empor. Der freier gelegene Garten empfing noch von Weſten her einige Spuren des Tageslichts. Im Schimmer dieſes verlöſchenden Abglanzes erkannte Pruſias fern auf einem der Hauptwege die ſchlanke Geſtalt der Frieſin Brenna und die bewegliche ſeines oskiſchen Dieners Afer, — beide in großer Eile auf die Hinterthüre des Hauſes zuſteuernd.

„Wo in aller Welt bleibſt du ſo lange?“ fragte Pruſias, als der Sklave herangekommen. „Ein Anderer hat deine Stelle vertreten müſſen. Nur wenig muthet meine Güte dir zu, aber ſelbſt dies Wenige erſcheint dir läſtig.“

„Herr,“ ſagte der Knabe, „dies Wenige erſcheint mir zu wenig, und hell aufjubeln wollt' ich, wenn mir's vergönnt wäre, durch größere Dienſte dem erlauchten Gebieter meine Dankbarkeit zu beweiſen. — Nein, Herr, nicht läſſig bin ich geweſen, ſondern Dinge ſind vorgefallen, die mächtiger waren als mein Wille, dir gehorſam zu ſein. Nicht viel hätte gefehlt, und ich wäre überhaupt nicht zurückgekehrt, — oder doch nicht lebendig.“

Als Prusias ihn reden hieß, erzählte nun Afer die Erlebnisse im Gehölz des Tifata, sein Ringen mit dem Kelten Chamavus, die glückliche Befreiung der Friesin und den mühevollen Transport des Verwundeten.

„Jetzt liegt er," — so schloß der Knabe seinen Bericht — „von Lucipor und Aeolus bewacht, im Hof eines Pächterhauses" nicht weit von der Waldgrenze. Wir gedachten hier um eine Sänfte zu bitten und so den Frevler hierher zu schaffen, damit ihr beide — du und der edle Cajus — erwägen mögt, was geschehen soll."

Prusias hatte mit wachsender Theilnahme zugehört. Insbesondere schien ihm die Thatsache, daß der Verwundete jener flachshaarige Aufseher des Lentulus Batiatus war, von hohem Belang. Als der Knabe geendet, winkte Prusias die abseits stehende Brenna freundlich heran und sprach mit gedämpfter Stimme:

„Fürchte nichts, meine Tochter! Diesen Angriff hab' ich vorausgesehen. Man wird dich künftig besser beschützen. Nur versprich mir, den ganzen Vorfall geheim zu halten!"

Brenna dankte ihm und gelobte Stillschweigen.

„Auch du, Afer," sagte Prusias nachdrücklich, „auch du wirst keine Silbe verrathen! Das Gleiche befiehlst du im Namen des Cajus Fannius dem Lucipor und dem Andern. Eine Silbe nur des unverständigen Plauderns, und sie sollen's grausam bereuen! Ich habe meine gewichtigen Gründe."

„Wie du befiehlſt, Herr!“

„Höre nun weiter! Eine Sänfte von hier aus hinaufzuſchicken, hieße unnöthiges Aufſehen erregen und abermals einige Genoſſen des Hauſes einweihen. Das vermeiden wir. Du läufſt, ſo ſchnell du vermagſt, nach dem Platze der Präfectur. Dort, in der Seitenſtraße, links vom Jupitertempel, iſt das nächſte Standquartier der Calonen. Du wirbſt ein Tragbett, und führſt die Leute nordwärts über den Clivus Campanicus, geradewegs nach dem Pächterhaus. Dort richteſt du den Dienern des Cajus Fannius meine Befehle aus, ſorgſt dafür, daß Chamavus unerkannt bleibt, und läßt ihn ſchleunig hier nach dem Garten ſchaffen. Wenn du die Sache geſchickt zu Ende führſt, ſo will ich dir's lohnen. Biſt du thöricht, ſo fürchte den Zorn deines Gebieters, den du bis dahin nur als gütig kennen gelernt haſt! — Aber ich ſorge nicht“ — fügte er milder hinzu — „du wirſt mir Ehre machen.“

Wie ein Pfeil ſauſte Afer hinweg, — nach dem Pförtchen, durch das er vor acht Tagen die kranke Thoe hereingeführt. Ohne nur aufzublicken, lief er an der langgeſtreckten Außenſeite des Hauſes einher und erreichte in der Hauptſtraße, wo er mit voller Wucht wider die kleine, dünnbeinige Geſtalt eines Mannes anprallte, der, vom Veſtibulum kommend, bedächtigen Schritts um die Ecke bog.

„Die Peſt über den Schurken, der friedlichen Leuten die Rippen einſtößt!“ fluchte der Menſch, ſeine knochige Hüfte betaſtend. „Wahrhaftig! Dacht' ich's doch! Er iſt's

und kein Anderer! Warte, Bürſchchen, dieſe Frechheit werd' ich dir anſtreichen!"

Beim Klang dieſer Stimme hatte der Knabe die Empfindung, als ob eine Schlange an ihm heraufkröche. Er ſprengte unaufhaltſam davon. „Xenophanes!" murmelte er durch die Zähne. „Was mag er hier ſuchen? Hier am Hauſe des Cajus Fannius?"

Da er jetzt in belebtere Stadttheile kam, mäßigte er ſeine Schritte. Einmal wandte er flüchtig den Kopf, um zu ſehen, ob Xenophanes ihm gefolgt ſei. Aber die lange Straße lag dunkel und ließ kaum die nächſten Gegenſtände nothdürftig unterſcheiden.

Inzwiſchen hatte ſich Brenna in's Haus begeben. Gleich darauf trat Cajus Fannius in den Garten zu Pruſias.

„Alles in Ordnung!" rief er, noch in der Pforte ſtehend; „aber viel Ueberredung und eine ſchwere Summe gemünzten Goldes hat die Sache gekoſtet."

„Höre," verſetzte Pruſias, ohne auf die Rede des Jünglings zu antworten, — „iſt es wahr, daß Xenophanes mit Batiatus Beziehungen hat?"

„Er behauptet es."

„Welcher Art ſind dieſe Beziehungen?"

„Geſchäftliche, — was weiß ich? Weshalb fragſt du?"

„Nun, man unterrichtet ſich gern. Der Freund des Lentulus wird naturgemäß unſer Feind werden . . ."

„Du ſcheinſt nachdenklich?" ſagte Cajus befremdet.

„In der That, ich bin es. Ereigniſſe haben ſich zugetragen, — unbedeutend an ſich, aber von Belang, wie ich glaube, für unſer Werk.“

Mit gedämpfter Stimme erzählte er nun, was er aus Afer's Munde vernommen hatte.

Cajus war ſprachlos über die Frechheit jenes gewaltſamen Ueberfalls; Pruſias aber ließ ihm keine Zeit zu langen Betrachtungen.

„Du entſinnſt dich,“ raunte er mit der Feierlichkeit eines Propheten, „daß ich dir vorhin erſt in der Stille deines Muſeions betont habe, es empfehle ſich, die reife Saat ſo bald als möglich zu ſchneiden. Erkenne jetzt, daß die Gottheit unſere Pläne begünſtigt! Gelingt, was ich ſeit fünf Minuten erwäge, ſo wird der blonde Chamavus die erſte Sichel ſein, die wir anſetzen.“

„Was haſt du vor?“

„Noch bin ich ſelbſt nicht im Klaren; der Moment wird mir das Rechte ſchon eingeben. Geſtatteſt du mir, daß ich in deinem Namen rede und handle, wie ich's für gut halte?“

„Du fragſt noch?“ verſetzte Cajus treuherzig.

Gedankenvoll drückte Pruſias die Rechte, die der Jüngling ihm dargereicht.

„Sind wir ungeſtört hier im Parke?“ begann er nach einer Pauſe.

„Ich glaube, ja.“

„Wo verweilt deine Mutter?“

„In ihrem Wohngemach. Sie empfing ſoeben Kunde von Sextus, der ſie zu ſprechen wünſcht.“

„So ſpät?“

„Du haſt Recht, die Stunde iſt ungewöhnlich, — zumal ich höre, daß mein Bruder beim Präfecten geſpeiſt hat.“

Abermals verſank der Magier in ſchweigſames Nachdenken.

„Ich geſtehe,“ begann er endlich, „auch dein Bruder, ſo ſehr ich ſeine perſönlichen Vorzüge ſchätze, gehört zu denen, die ich abſeits gehalten wünſchte. Er hat den klaren, Alles durchdringenden Blick deiner Mutter . . . Zudem haßt er mich, — ja, theurer Cajus, der Ausdruck iſt nicht zu ſtark, er haßt mich . . .“

„Du kennſt das Vorurtheil des Römers gegen den Orientalen.“

„Auch Lucius Manilius iſt Römer,“ verſetzte Pruſias.

„Vergiß nicht, daß Lucius Manilius dir für alle Zeit verpflichtet iſt!“

„Gleichviel! Was deinen Bruder bewegt, iſt mehr als jener thörichte Irrwahn. Gar Verſchiedenerlei kommt hier zuſammen . . . So ſcheint es auch, daß die Eitelkeit des jungen Mannes verletzt wird durch die liebenswürdige Art und Weiſe, mit welcher mir die Gattin des Präfecten begegnet.“

„Meinſt du?“ fragte Cajus beklommen. „So wäre es wahr, was Fama hin und wieder geziſchelt . . .? Nein,

bei den Göttern, ich vermag nicht zu glauben daß mein Bruder, ſo leichtfertig er im übrigen denken mag, die Pflichten der Treue mit Füßen tritt! Lucius Manilius behandelt ihn, wie der Vater den Sohn: Sextus verdankt ihm zu viel, um ihn betrügen zu können."

„Verſtehe mich recht!" erwiderte Pruſias, ein wenig unſicher. „Ich behaupte nicht, es walte zwiſchen Nävia und Sextus irgend ein tadelnswerthes Geheimniß ob . . . Aber Nävia iſt ſchön, jung, in ihrem ganzen Weſen bezaubernd . . . Um das Lächeln eines ſo vollkommenen Weibes bewirbt ſich ein Jüngling auch ohne ſträfliche Abſicht, — unbewußt, wie infolge eines Naturgeſetzes. So empört es ihn denn, daß die Sonne, die ihm bis dahin allein geſtrahlt, ihren Glanz auch auf Andere ausgießt, zumal auf unwillkommene Gäſte aus dem Barbarenland. Er verſteht nicht, was Nävia's Huld gegen den Fremdling bedeutet; er ſieht nicht ein, daß ihr Wohlwollen ausſchließlich dem Forſcher, dem Magier, dem Philoſophen gilt, nicht dem Manne, deſſen Ernſt und Strenge über die Träumereien der Jugend lange hinaus iſt . . ."

Seine Stimme klang wehmüthig verſchleiert, wie er dies ſagte. Gleich darauf aber ſchlug er einen friſcheren Ton an, legte die Rechte in den Arm ſeines Begleiters und zog ihn mit ſich nach dem höher gelegenen Theile des Parks. Der Mond ſtieg eben ruhig, in mattem Rothgelb, über den Himmelsrand. Eine Viertelſtunde und länger ſtanden die Freunde ſchweigend unter den breitgeäſteten

Ulmen. Höher und höher klomm die leuchtende Scheibe, und goldner immer und klarer ward ihr friedſames Licht. Südoſtwärts, voll beſtrahlt, ragte der gewaltige Bau der Präfectur über das Häuſermeer. Wie ſein Blick jetzt darüber hinweg ſtreifte, ſchüttelte Pruſias unwillkürlich das Haupt. Die wunderbare Fügung, daß er, der da gekommen war, dieſen Bau gleichſam in Trümmer zu legen, nun dort wie ein Gaſt der Familie aus- und einging, berührte ihn mehr denn je wie ein unbegreifliches Wunder. Wohl hatte er ſich ſorgſam gehütet, Freundſchaft zu heucheln: aber man drängte ihn ja faſt mit Gewalt in die Rolle eines Freundes hinein, — zumal Näbia, dieſe leichtlebige und doch ſo unergründlich widerſpruchsvolle Natur, dieſe Circe mit den träumenden Kinderaugen! Es war ihm zu Sinne, als ob ihr ſilbernes Lachen herüberklänge aus den bläulichen Schatten der Säulenhalle, als ob es die ganze mondlichtüberfluthete Nacht mit ſeinem räthſelhaften Wohllaut durchzittere, — halb höhniſch, halb verlockend, wie die Stimme der Spottdroſſel . . .

Drittes Kapitel.

Nachdem der hagere Lucipor und ſein ſtrammer Genoſſe den Kelten Chamavus vorſichtig auf ein Strohlager im Hauſe des überraſchten Landmanns gebettet hatten, war der Verwundete vor Erſchöpfung entſchlummert. Die beiden Sklaven hielten ſich erwartungsvoll in der Nähe und beantworteten die Fragen des Pächters und ſeines ängſtlich trippelnden Weibes mit einſilbiger Verſchloſſenheit; denn ſie kannten die Willensmeinung des Cajus Fannius, der ſeine Leute niemals ſtrenger beſtrafte, als wenn ſie mit Fremden über eigene Angelegenheiten unnöthige Reden austauſchten.

So fand Afer die Situation, da er, den Sänftenträgern vor dem Pachthauſe Halt gebietend, in's niedrige Zimmer trat. Raſch hatte er die beiden Diener mit geflüſterten Worten verſtändigt, dem Pächter ein Silberſtück in die Hand gedrückt und den Schlummernden aufgeweckt. Chamavus erklärte, der Schlaf habe ihn merklich gekräftigt. Deß zum Beweiſe ſchritt er ohne die Unterſtützung der beiden Sklaven zum Ausgang. Afer legte ihm die Hand

auf die Schulter, als befürchte er einen Fluchtverſuch. Der Kelte aber dachte nicht an dergleichen. Er meinte nur, er könne den Weg nach der Stadt wohl zu Fuß machen. Dem widerſprach man, und ſo wurde Chamavus denn ſchleunigſt in die Sänfte gepackt, während die Uebrigen dem Tragbett zur Seite ſchritten.

Auf einem wenig betretenen Steige ging es zu Thal. Nach Verlauf einer halben Stunde erreichte man das Ende der Parkmauer. Die kleine Pforte war angelehnt. Afer hieß den Verwundeten ausſteigen und bezahlte die Träger, während Lucipor und Aeolus den Kelten in ihre Mitte nahmen. Zwei Minuten ſpäter ſtand der Gefangene vor Pruſias und Cajus Fannius.

Der Armenier warf einen Blick in der Richtung des Wohnhauſes. Dann gebot er mit leiſer Stimme Vorſicht und Schweigen.

„Führt ihn zur Halle dort auf dem Hügel!“ befahl er kurz.

Die Leute gehorchten. Er ſelbſt folgte mit Cajus Fannius in einiger Entfernung. Niemand ſprach eine Silbe.

In der Vorhalle des Pavillons angelangt, nahm Pruſias die beiden Sklaven bei Seite.

„Afer hat euch ſchon mitgetheilt,“ ſagte er nachdrücklich, „daß ihr alle Vorfälle dieſes Abends geheimhalten ſollt! Seid deß eingedenk und entfernt euch jetzt.“

Lucipor und ſein Genoſſe verneigten ſich.

„Halt," ſprach der Armenier, als die Beiden ſich nach dem Wohnhaus wandten. „Ihr nehmt denſelben Weg, durch den ihr hereingekommen, und begebt euch von der Hauptſtraße her nach dem Atrium!"

Die Sklaven gehorchten. Nachdem Afer die kleine Gartenpforte hinter ihnen geſchloſſen hatte, ward ihm bedeutet, in der Mitte des Weges zwiſchen dem Haus und dem Pavillon bei dem Standbild einer Pomona Wache zu halten.

Jetzt trat Pruſias zu dem Verwundeten.

„Ich kenne dich," ſagte er. „Du führteſt an jenem Abend, als wir von Calatia hereinfuhren, die Knechte des Lentulus. Biſt du ein Freigeborener oder ein Sklave?"

„Ein Sklave, Herr," ſagte Chamavus, die Blicke zu Boden geſenkt.

„Ich dachte mir's. Ein Sklave iſt der Sklaven getreueſter Hüter, — und du bewieſeſt ganz gewaltigen Eifer. Was verſchaffte dir jene Ausnahmeſtellung?"

Chamavus ſtockte.

„Du weißt," fuhr Pruſias fort, „dein Frevel hat dich völlig in unſre Hände gegeben. Es koſtet mich eine Silbe, und die Wucht des Geſetzes zerſchmettert dich. Trotze nicht auf den Einfluß deines Gebieters! Auch ich bin hier nicht ganz ohne Macht — und ich ſchwöre dir, gerade diesmal würde die Wagſchale zu eurem Nachtheil emporſchnellen."

„Ich kann's nicht ändern," ſeufzte der Kelte.

„Vielleicht! Antworte mir ruhig und der Wahrheit gemäß! Ich will erwägen, ob Gründe vorwalten, die uns zur Milde beſtimmen.“

Langſam hob Chamavus das harte Barbarenantlitz. Im Schimmer des Mondes ſchaute er aus wie ein plump gemeißeltes Götzenbild.

„Frage, Herr!“ verſetzte er kleinlaut. „Ich werde antworten.“

„Du handelſt weiſe,“ gab der Magier zurück. „Alſo nochmals: wodurch errangſt du dir jene Stellung als Aufſeher?“

„Durch gewichtige Dienſte, für die nicht Jeder geeignet ſchien.“

„Welcher Art?“

„Nicht von der beſten. Heute ſaht ihr eine Probe davon.“

„Du halfſt ihm alſo bei der Ausführung ſeiner Verbrechen?“

„Verbrechen? Nun, es ging nicht jedesmal ſo gewaltſam her, wie im Gehölz des Tifata. Oft erſetzte das Gold die Kraft meiner Muskeln! oft auch galt es mehr die Bethätigung meiner Schlauheit . . .“

„Und dieſes Leben behagte dir?“ forſchte Pruſias weiter.

Chamavus zuckte die Achſeln.

„Beſſer als der Frohndienſt im glühenden Sonnenbrand oder im dumpfigen Bergwerk.“

„So erfährſt du von Batiatus eine gute Behandlung?“

„Eine erträgliche, im Vergleich mit den Andern. Freilich, es kommen auch Tage, da ich Qualen erdulde. Ein Verſehen, oder gar was ihm als Ungehorſam erſcheint, — das ſtraft er grauſenhaft.“

„Alſo auf Roſen biſt du juſt nicht gebettet?“

„Ich bin ein Sklave, Herr. Wir danken den Göttern, wenn's nicht Dornen und Diſteln ſind.“

„Haſt du niemals daran gedacht, wie die Freiheit dir ſchmecken würde?“

„Als ich noch jünger war. Mit der Zeit aber ſteckt man's auf. Nur die Narrheit malt ſich Unmögliches.“

„Manches erſcheint unmöglich, bis es geſchehen iſt. Wenn zum Beiſpiel Einer ſich fände, der dich dem Lentulus abkaufte und dich ſpäter aus der Knechtſchaft entließe?“

„Solches ereignet ſich wohl,“ ſagte der Kelte dumpf, — „aber nicht für Chamavus. Ein Prieſter hat mir's geweiſſagt . . .“

„Was prophezeite er dir?“

„Es werde mir niemals die Freiheit geſchenkt werden.“

„Geſchenkt!“ wiederholte Pruſias bedeutungsvoll. Eine Sekunde lang ſchien er entſchloſſen, dem Kelten zuzuflüſtern: „Möge dies Wort ſich erfüllen, möge dir niemals geſchenkt werden, was du erobern kannſt!“ — Er beſann ſich jedoch.

„Wer weiß,“ hub er nach einer Pauſe an, „wie ſich

das Alles geſtaltet. Prieſterſprüche beſagen oft mehr, als ihr Empfänger daraus zu leſen weiß. Inzwiſchen erſehe ich, daß du kein verderbtes Gemüth haſt. Ich verabſcheue den Frevler, der dies Verbrechen geplant, aber ich habe Mitleid mit ſeinem Werkzeug. So verkünde ich dir, zugleich im Namen des Cajus Fannius, daß wir deine Unthat verſchweigen wollen, dafern du ſchwörſt, in Zukunft Alles zu meiden, was Brenna ſchädigen könnte, — ferner aber allzeit geheim zu halten, was ich, der Magier, über dieſen Vorfall mit dir geſprochen . . ."

„Ich ſchwör's bei allen Göttern," fiel der Kelte ihm bewegt in die Rede.

„Die Unſterblichen haben's gehört!" ſagte Pruſias, gen oben deutend. „Noch Mancherlei hätt' ich dir mitzutheilen, — aber für heute will ich dir Ruhe gönnen. Wenn's deine Wunde geſtattet, ſo finde dich morgen um die nämliche Stunde an der Grenzmauer zwiſchen den beiden Beſitzungen ein: dann ſollſt du's erfahren. Geh' jetzt, Chamavus, und vergiß nicht unſere Bedingungen!"

„Herr," verſetzte der Kelte, „deine Güte iſt unermeßlich. Dürfte ich ähnliche Huld von Lentulus Batiatus erwarten, mir wäre leichter um's Herz. Aber ich fürchte, er wird mich's büßen laſſen, daß der Anſchlag mißlungen iſt."

„So ertrage ſtandhaft, was er dir auferlegt! Gehab' dich wohl!"

Mit dieſen Worten ſchritt Pruſias, den Arm des Cajus Fannius ergreifend, die Stufen hinab. Chamavus

ſtarrte ihm nach wie ein Träumender. Endlich, als die letzten Tritte verhallt waren, raffte er ſich zuſammen und ſchleppte ſich nach dem Ausgang. Mit geblähten Nüſtern ſog er die Kühle der Nacht ein. Es lag ihm bleiſchwer auf der brennenden Stirne; die Wunde begann wieder zu ſchmerzen, und von neuem erwachte die Angſt vor dem Zorne des Lentulus. Dennoch ſchien ſeine Bruſt ſich zu weiten im Drange ungekannter Empfindungen. So ſtreng und doch ſo menſchlich warm wie Pruſias hatte nie ein Höherſtehender mit ihm geredet. Was war das für ein ſeltſamer Fremdling, der ſo die Klarheit und die Sicherheit des gebornen Herrſchers mit der liebevollen Milde eines Freundes verband? Welche Huld im Verzeihen, welche Großmuth gegen den Sklaven, den er vernichten konnte! Das rauhe, aber eindrucksfähige Herz des Naturmenſchen, der bis dahin nur die Gefühle des unterdrückten Knechtes gekannt, ward mit einemmale vom Strom einer heißen, unwiderſtehlichen Sympathie durchfluthet. Er ſtaunte über ſich ſelbſt, über ſeine Fähigkeit der Zuneigung und der Ehrfurcht, — und die Neuheit dieſer Gefühle berauſchte ihn.

Nach fünf Minuten hatte er die Pforte erreicht, die zum Garten des Lentulus führte. Er ſchloß auf, blieb ſtehn, um zu lauſchen, und wandte ſich dann mit unſichern Schritten in der Richtung des langgeſtreckten Ergaſtulums.

Das niedrige, halb unterirdiſche Bauwerk, durch hohes Geſträuch und breitgeäſtete Bäume den Blicken des Be-

ſchauers entzogen, bildete hier die Weſtgrenze des Beſitzthums. Die drei buckelbeſchlagenen Thüren lagen ſämmtlich nach außen. Nach dem Parke zu gingen nur einige quadratiſche Fenſter, von denen die größeren, zu den Schlafräumen der Aufſeher gehörig, keine Gitter hatten.

Hier zwängte ſich Chamavus nicht ohne Mühe hindurch. Noch waren die übrigen Vögte theils in den Werkſtätten, theils in den Corridoren beſchäftigt. So vermeinte der Kelte, für heute wenigſtens der Verantwortung entzogen zu bleiben. Er ſtand bereits im Begriff, das Fenſter mit dem hölzernen Laden zu ſchließen und ſich zur Ruhe zu legen, ohne zuvor ſeinen Wundverband erneuern zu laſſen, als er draußen Stimmen vernahm, die ihm Unheil verkündeten. Nach einigem Hin- und Herlaufen traten zwei ſtämmige Geſellen, gleich ihm von keltiſcher Abkunft, mit einer Hornlaterne in das Cubiculum.

„Da iſt er!“ ſagte der Eine. „Siehſt du, ich hatte Recht, wenn ich ſagte, er würde ebenſogut zurückkehren wie der ſtruppige Krixos.“

„Was wollt ihr?“ fragte Chamavus voll trüber Ahnung.

„Dich abholen,“ verſetzte der Sklave. „Unſer Gebieter iſt in ſchwärzeſter Laune. Er ſagt, ihr Beide — du und der Struppige — hättet eine verwünſchte Dummheit begangen. Beiß' die Zähne zuſammen, denn der Zuchtmeiſter iſt heute bei übermenſchlicher Kraft.“

„Laßt mich zum Herrn!“ rief Chamavus, während

die Sklaven ihn bei den Handgelenken ergriffen. „Ich will ihm erzählen . . .“

„Iſt ganz unnöthig. Krixos hat ihm Alles berichtet. Auch er iſt gepeitſcht worden und liegt jetzt unten im Tartarus.“

„Aber ich bin verwundet! Ich werd' es nicht überleben . . .“

„Auch das hat Krixos berichtet. Hilft dir Alles nichts! Beiß' auf die Zähne, ſag' ich, und komm jetzt, ſonſt erübrigt von der ſaubern Mahlzeit am Ende noch ein Reſtchen für uns.“

Chamavus ſenkte den Kopf und ließ ſich willenlos abführen. Die beiden Knechte ſchleppten ihn durch ein halbes Dutzend von Gängen und Corridoren nach einer länglichen Halle, wo allerlei unheimliches Geräthe — Ketten, Fußangeln, Halsringe, Geißeln und Ruthenbündel an den Wänden herumhingen. Dort empfing ihn die gedrungene Geſtalt eines bronzefarbenen Geſellen in gelblicher Tunica, — der Zuchtmeiſter des Ergaſtulums.

Bei der Nachricht, daß Chamavus gefunden ſei, rannten mehrere der freigebornen Aufſeher in die Halle, hoch erfreut, ihren verhaßten und verachteten Amtsgenoſſen unter den Griffen jenes brutalen Peinigers zu erblicken, der für ſie nach dem Geſetze des römiſchen Freiſtaats nicht exiſtirte. Denn zwiſchen ihnen und Lentulus Batiatus waltete nur ein Vertragsverhältniß ob, das den Letzteren ſelbſt bei den ſchwerſten Pflichtverletzungen nur zur Klage vor den ordent-

lichen Gerichten, nicht aber zum Einſchreiten auf eigene Fauſt berechtigte. Von Anbeginn hatten dieſe Geſellen den unfreien Kelten Chamavus nur mit innerem Widerwillen an ihrer Seite geduldet; jetzt gewährte ihnen der Anblick ſeiner Demüthigung und ſeiner unbarmherzigen Marter eine rohe Genugthuung.

Der Zuchtmeiſter ließ den Kelten bis auf die Hüften entkleiden; dann ſchnallte er ihn mit ledernen Riemen wider die baſaltene Strafſäule. Oft genug mußte die Säule ſolchem Zwecke gedient haben, denn das Geſtein trug die unverkennbaren Spuren feſter Umſchnürungen. Der Mann in der gelblichen Tunica holte nun mit geſchäftsmäßiger Gleichgültigkeit eine ſechsfach geflochtene Lederpeitſche vom Nagel, prüfte den Knoten, und ließ das wuchtige Inſtrument zwei- oder dreimal wie zur Probe die Luft durchſauſen, während Chamavus ein dumpfes Stöhnen der Angſt hervorſtieß. Im nächſten Augenblick verwandelte ſich dies dumpfe Stöhnen in gelles Schmerzgeheul; denn mit vollem Schwunge hatte der Zuchtmeiſter die entblößte Schulter getroffen.

„Der zählt nicht mit,“ ſagte er grinſend. Dann zu ſeinen Knechten gewendet: „Alſo dreißig! Gebt mir wohl Acht! Nach jedem zehnten iſt Pauſe.“

Nun begann er mit Aufwand aller Muskelkraft den armen Chamavus zu peitſchen. Der Unglückliche ballte krampfhaft die Fäuſte und zerbiß ſich beinahe die Lippen. Er hatte ſich vorgenommen, die ſchreckliche Züchtigung

ſtumm zu ertragen, weil ſeine Amtsgenoſſen bei jenem erſten Schmerzensſchrei ihn grauſam gehöhnt hatten. Als der zehnte Streich jedoch über den blutrünſtigen Rücken einherfegte, ſtieß der Mißhandelte ein heiſeres Gebrüll aus, ſo wild, ſo grauſenhaft, daß die Vögte ihre ſpöttiſche Laune vergeſſend, einige Schritte zurücktraten.

„Pauſe!“ ſagte der Zuchtmeiſter.

„Laßt mich los!“ ſchrie Chamavus verzweiflungsvoll; „ich will zum Gebieter, ich will ihn um Gnade anflehen!“

Die Erſchütterung hatte ihm den Verband von der Wunde geſchoben. In dunkeln Tropfen rann ihm jetzt das Blut vom Nacken her über den Rücken.

„Willſt du ſeine Bitte erfüllen?“ fragte einer der Aufſeher, den jetzt doch eine leiſe Regung des Mitleids ergriff.

Der Mann in der gelben Tunica ſchüttelte bedächtig den Kopf.

„Ich vollführe buchſtäblich meinen Auftrag,“ verſetzte er kaltblütig. Und mit dem Ausdruck eines ſchwelgenden Epikuräers hob er eine Schale zum Mund, die einer der Knechte mit Veſuvwein gefüllt hatte.

Chamavus rüttelte an ſeinen Banden mit der Kraft eines Raſenden. Die Riemen ſchnitten ihm ſchier in das Fleiſch; ſeine Wunde blutete heftiger, die Augen traten ihm glaſig aus den Höhlen hervor.

„Erbarmen!“ ſtöhnte er mit verlöſchender Stimme; „ich ſterbe, wenn du noch fernerhin zuſchlägſt!“

„Aufgepaßt!“ ſchrie der Zuchtmeiſter, ſich die Lippen wiſchend.

Und weiter ſauſten die Schläge auf das zuckende Opfer. Die Haut ſchälte ſich wie Baſt unter dieſen furchtbaren Hieben. Mark- und beinerſchütternd durchdröhnte das Geheul des Gemarterten den dumpfigen Schreckensraum. Dann ward das Geheul zum Wimmern, und als der zwanzigſte Streich über den blutenden Rücken fiel, verſtummte auch dieſes.

„Er ſtirbt!“ ſagte der Aufſeher, der vorhin für den Gequälten das Wort genommen. „Hat Lentulus Batiatus dir den Auftrag gegeben, ihn todtzuprügeln?“

„Das nicht!“ brummte der Zuchtmeiſter, von neuem die Schale ergreifend; „aber dreißig Schläge hält ein Burſche wie dieſer Kelte ſchon aus.“

„Du ſiehſt das Gegentheil. Vergiß nicht, daß er ſchon verwundet war, eh' du ihn feſtſchnallteſt.“

Chamavus hatte in der That die Beſinnung verloren. Nun mochte der Zuchtmeiſter doch Bedenken tragen, die Execution fortzuſetzen.

„Schnallt ihn los! Auf meine Verantwortung!“ ſagte der Aufſeher.

Der Mann in der gelblichen Tunica widerſprach nicht. So wurden denn die Feſſeln gelöſt, und der Bewußtloſe auf eine Strohmatte ausgeſtreckt, wo die Knechte ihm ein Stück ölgetränkter Leinwand über den Rücken legten und die Kopfwunde auswuſchen.

Als der Kelte ſeine Beſinnung wieder erlangte, fand er ſich in jenem unterirdiſchen Raume, der in der Sprache der Unfreien „Tartarus“ hieß. Eine kaum handbreite Luke am Deckenrand ließ einen Streifen Mondlicht herein. In der Tiefe aber herrſchte undurchdringliche Finſterniß. Da Chamavus um ſich her taſtete, berührte er einen ſteinernen Krug, den er vorſichtig an die Lippen führte. Es war friſches Quellwaſſer. Er trank mit gierigen Zügen, und ſtreckte ſich dann, ſo gut es ſeine Schmerzen geſtatteten, langwegs auf die Seite aus. Da vernahm er ein ſeltſames Kichern. Es fiel ihm ein, daß der Gefährte ſeines verunglückten Raubzugs gleichfalls gepeitſcht und hierher geſchafft worden war. „Biſt du's, Krixos?“ fragte er ſeufzend.

„Freilich!“ gab eine heiſere Stimme zurück.

„Was haſt du zu lachen? Bedünkt dir unſer Elend ſo ſpaßhaft?“

„Aeußerſt ſpaßhaft. Zumal das deine. Oder mußt du nicht ſelbſt dir die Hüften halten, wenn du bedenkſt, wie wenig die Gunſt des Lentulus dir gefrommt hat, als es hieß: In die Halle des Zuchtmeiſters! . . .? Ich dachte, nur ich, der niedere Hausſklave, würde mit Füßen getreten: da ſeh' ich aber, daß auch der Mann ſeines Vertrauens, daß auch Chamavus gepeitſcht wird wie ein räudiger Hund, — und das finde ich ſpaßhaft.“

„Schweig!“ verſetzte Chamavus.

„Du haſt Recht. Schweigen und Dulden, bis wir

unter den Fuchtelhieben des Mauritaniers verrecken, — zu was Beſſerem ſind wir nicht aufgeſpart. Ich bleibe dabei: es iſt ſpaßhaft.“

Er ſtöhnte.

„Leideſt du Schmerzen?“ fragte Chamavus.

„Es geht vorüber. Das Oeltuch hat ſich verſchoben. Ein verwünſchter Tag heut', Chamavus! Wie war's nur möglich, daß wir unſere Beute ſo ſchmählich verfehlten?“

„Mißgeſchick!“ verſetzte Chamavus. „Und doch, wenn ich's recht erwäge — ja, ja, es iſt beſſer ſo.“

„Du redeſt unverſtändig. Von den Hieben, die uns noch auf dem Leibe brennen, ganz zu geſchweigen: was meinſt du wohl, was uns blüht, wenn Brenna's Herr die Geſetze anruft? Unſer Lentulus wird ſich herauslügen, — und dann heißt es: die Miſſethäter ſind wir!“

„Fürchte nichts!“

„Ich fürchte, was ſo gut wie gewiß iſt.“

„Du irrſt,“ ſagte Chamavus nachdrücklich. Er überlegte. Dem Armenier hatte er freilich gelobt, jene Begegnung in der Halle des Gartenhauſes geheim zu halten, — aber es ſchien ihm, als würde Pruſias ſelber ihn auffordern, hier bei den Gefährten im Tartarus eine Ausnahme zu machen; — denn Krixos, im Glauben, Brenna werde den Cajus Fannius zum Einſchreiten drängen, konnte ſich möglicherweiſe verrathen, während er ganz gewiß mit ängſtlicher Vorſicht ſchweigen würde, wenn er erfuhr, was der Magier verſprochen hatte.

So gewann es Chamavus denn über ſich und erzählte ſeine Erlebniſſe. Nur das Eine verſchwieg er: daß ihm Pruſias eine weitere Unterredung in Ausſicht geſtellt. Er ſelber ahnte zwar nicht, was der Fremdling mit ihm zu verhandeln hatte; aber ein dunkles Gefühl drängte ihn zur Verheimlichung.

Krixos war nicht wenig erſtaunt. Natürlich gab er auch ſeinerſeits die Zuſage unbedingter Verſchwiegenheit. Dann wie im Selbſtgeſpräch hub er an: „So müſſen wir's den Göttern noch danken, daß wir nur *halb* zu Tode gepeitſcht wurden! Nur gepeitſcht wie die Beſtien! Ein herrliches, ein glorreiches Daſein! Jahraus, jahrein dieſelbe hündiſche Qual! Nein, nicht hündiſch — ſeinen Hund ruft er zu ſich heran und ſchmeichelt ihm und ſtreicht ihm den Rücken . . . Der uns den Rücken ſtreicht, der Zuchtmeiſter — die Peſt über ſeine Knuten!"

„Das ſag' ich auch," ſeufzte der Andere.

„Höre, Chamavus," fuhr Krixos fort, „begreifſt du eigentlich, wie es kommt, daß wir uns Tag für Tag ſo dahinſchleppen und alle Martern erdulden, anſtatt der ekelhaften Comödie raſch ein Ende zu machen? Warum ſicheln wir unſern Peinigern gutwillig das Korn ab, anſtatt die Schneide durch unſere Gurgeln zu ziehen — und zuvor durch die ihrigen?"

„Weiß ich's?" verſetzte Chamavus.

Es entſtand eine lange Pauſe. Dann hörte Chamavus von den Lippen ſeines Gefährten ein ſchlangenartiges Ziſchen.

„Ich thu's, ich thu's!“ raunte Krixos kaum noch verſtändlich.

„Was?“ fragte ſein Leidensgenoſſe.

Krixos gab keine Antwort. Nach einer Weile kroch er dichter zu Chamavus heran. „Was ſagſt du dazu,“ hub er an, „daß ich fechten ſoll? Batiatus ſchickt mich unter die Gladiatoren! Zur Strafe, meint er. Mir natürlich iſt's lieber, das Schwert zu führen, als mit gekrümmten Rücken im Felde zu ſtehen, oder Steine zuſchleppen. Was fragt Krixos darnach, wenn ihm ſchließlich der blanke Stahl durch die Bruſt fährt! Wahrlich, ein ſchönerer Tod, als das langſame Sterben hier im Joch der Mühſal und der elenden Arbeit! Auch hat's gute Weile damit. Ich weiß die Klinge und den krachenden Rundſchild zu führen. In meiner Heimath galt ich was unter den Kriegern. Ich fechte alſo, — und wenn's bei den Göttern beſchloſſen iſt, ſo falle ich auch. Zuvor aber . . .“

Er ſchlug mit der geballten Fauſt auf den Lehmboden.

„Nun?“ forſchte Chamavus.

„Pah, Thorheit,“ lachte der Andere. „Das war nur ſo hingeredet. Haſt du Waſſer, Chamavus? Mich dürſtet, und mein Krug iſt geleert.“

Chamavus reichte ihm das Verlangte ſchweigend hinüber. Krixos trank mit der Gier eines Verſchmachtenden.

„Ich ſehe, auch dein Vorrath geht auf die Neige,“ ſagte er ſeufzend. Dann ſtellte er den Krug weit ab,

damit nicht eine ungeſchickte Bewegung das Gefäß umſtoßen möchte.

„Was meinſt du wohl," nahm er das Geſpräch wieder auf, „wie unſer väterlicher Freund, der ruhmgekrönte Lentulus, dreinſchauen würde, wenn das Fatum ihn plötzlich aus den wollüſtigen Polſtern ſeines Cubiculums hier in die modrige Tiefe hinabwürfe?"

„Wie kommſt du darauf?" fragte Chamavus.

„Es ſchoß mir ſo durch den Kopf. Auf Sicilien kannte ich einen Ritter, faſt noch reicher und mächtiger, — den haben die Knechte, die er peitſchen und foltern ließ, aus den Armen ſeiner geſchminkten Griechin herausgeriſſen und beim Schopf gepackt und wie ein verrecktes Thier nach dem Verließe geſchleift . . . Dort lag er den halben Monat hindurch, während die Unfreien allerwärts in der Stadt ihre Ketten zerſprengten und die Gewalt an ſich riſſen bis weit hinaus über das flache Land. Dann ſollte er den Tod am Kreuz erleiden. Aber ehe das Geſchick ihn ereilte, war das alte Elend zurückgekehrt. Die Legionen der Römer hatten die Stadt geſtürmt und die grauſame Knechtſchaft, die ſie Recht nennen, wieder hergeſtellt. So fand man ihn halbverhungert und vom eignen Schmutz faſt erſtickt, und zog ihn an's Tageslicht."

„Wo geſchah das?"

„In Syrakus. Ein heißer Boden für das allmächtige Rom. Was meinſt du, Chamavus, dieſer Pyrganion? Was? Den die Thoren ſchon für beſiegt gaben! Ja wohl,

beſiegt! Die ganze Stadt beherrſcht er mit ſeinen Piraten, — juſt wie damals die rebelliſchen Knechte, — und beſſer: denn jüngſt zum drittenmale hat er den Statthalter in die Enge getrieben. Muß ein luſtiges Leben ſein, da drunten bei den trotzigen Seeräubern! Wär' nicht der Weg ſo weit und die verwünſchten Häſcher ſo flink . . ."

Er unterbrach ſich. Sein beklommener Seufzer verrieth, daß ſeine Schmerzen jetzt heftiger wurden. Er ſchleppte ſich zurück nach der Strohmatte. Chamavus aber ſtarrte gedankenvoll nach dem Lichtſtreifen, der, immer ſchmäler werdend, langſam an der Steinwand herabſtieg. So rein, ſo klar fiel dieſer himmliſche Gruß in den dumpfigen Raum! Chamavus glaubte im Geiſt die volle Scheibe zu ſehen, wie ſie traulich und mild emporſtieg über den Tannenforſten ſeiner galliſchen Heimath. Ein unſäglicher Drang nach Freiheit, nach Erlöſung ſchwellte ſeine erregte Bruſt. Er breitete voll heißer Sehnſucht die Arme aus, und brach dann ſchluchzend in ſich zuſammen, das thränenbeſtrömte Geſicht in der Hand bergend. Nach und nach ward er ruhiger. Unverſtändlich, wie fernes Quellgemurmel, klangen ihm die Worte an's Ohr, die ſein Leidensgefährte Krixos von ſeiner Matte zu ihm herüberſprach. Noch einmal ſeufzte er auf; dann entſchlief er.

Am andern Morgen erwachte er mit heftigem Fieber. Da er die Augen aufſchlug, ſtand Krixos vor ihm, die Arme über der Bruſt gefaltet. Das ſtruppige Rothhaar, faſt ſenkrecht emporſtarrend, verlieh der Erſcheinung des

ſeltſam lächelnden Sklaven etwas Geſpenſtiſches, zumal im Vergleich mit Chamavus, deſſen birkenmaſeriges Holzgeſicht den Eindruck treuherziger Offenheit machte.

„Wie fühlſt du dich?“ fragte Krixos leiſe.

„Zum Sterben elend.“

„Du haſt unruhig geſchlafen und wirres Zeug geredet, — von Batiatus und Pruſias, von Gnade und Rache, von Zauberkünſten und Freiheit.“

„Mag ſein. Ich entſinne mich nicht. Mein Gehirn iſt wie aufgewühlt.“

Mühſam erhob er ſich. Die Kniee verſagten ihm. Er mußte ſich krampfhaft wider die Mauer ſtemmen.

Da klirrten die Riegel. Der Schließer ſteckte ſein weingeröthetes Angeſicht durch den Thürſpalt.

„Vorwärts,“ brummte er gutmüthig, „der Gebieter erwartet euch! Da, hier bring' ich den Morgentrunk. Genießt ihn ſchleunig, denn der Herr wird leicht ungeduldig!“

Er griff hinter ſich und langte eine waſſergefüllte Amphora her. Mit unſicherer Hand füllte er den Gefangenen die Krüge. Die beiden Kelten erquickten ſich, und folgten ihm dann über den ſchmalen Gang und die ſteile Treppe hinauf an's Tageslicht.

Lentulus Batiatus empfing die Miſſethäter im kleinen Speiſegemach, wo er in Geſellſchaft ſeiner Halbſchweſter Ariſtokleia das Jentaculum einnahm. Der reiche Wüſtling, in üppiger, goldgewirkter Tunica aus cordubaniſchem

Flachs, lehnte beinahe langwegs auf den ſcharlachrothen Polſtern des Bronzebettes, und ließ ſich von drei allerliebſten Sklavinnen die auserleſenſten Delicateſſen reichen. Ariſtokleia war bereits in leuchtender Toilette. Ein ſattes Citronengelb wallte um ihre beweglichen Glieder; in den Haaren trug ſie ein blitzendes Diadem; nur die Schminke war nicht ganz ſo verſchwenderiſch aufgetragen, wie jüngſt bei der Feſtlichkeit im Haus des Manilius. Sie hatte ſich voll affectirten Behagens in einen Seſſel gelegt und die Füße mit den ſchwarz und purpurn verſchnürten Sandalen wider die Kante eines Schemels geſtellt.

Krixos und Chamavus, von zwei Nubiern hereingeführt, blieben geſenkten Hauptes unweit der Thüre ſtehen. Batiatus richtete ſich ein wenig in den Polſtern empor, zog die Brauen zuſammen und frug mit ſchneidiger Stimme:

„Hat der Zuchtmeiſter euch gebührend in Arbeit genommen?“

„Ja, Herr!“

„Seht ihr ein, daß ein minder nachſichtsvoller Gebieter euch in Stücke hacken und den Muränen im Fiſchteich zum Fraße vorwerfen ließe?“

„Ja, Herr!“

„So will ich eure unerhörte Dummheit vergeſſen. Aber unerhört bleibt ſie doch, und wenn mir's zu Sinne kommt, ſo laſſ' ich euch, wie ihr da ſeid . . .“

„Lieber Bruder,“ fiel ihm Ariſtokleia in's Wort, „du hatteſt dir vorgenommen . . .“

„Schon gut! Bedankt euch bei meiner Schweſter, daß ich ſo glimpflich mit euch verfahren bin. Eure Pflichtverletzung hätte Schlimmeres verdient. Von einem Knaben laßt ihr euch fortſcheuchen, wie der Haſe vom Löwen! Eine ſchöne Geſchichte, die ihr mir eingebrockt! Die Frieſin wird Lärm ſchlagen; der einfältige Menſch, der Cajus Fannius, rennt zum Präfecten . . . Ich werde Mühe haben, mich rein zu waſchen.“

„Herr,“ verſetzte Chamavus, die Hände über der Bruſt kreuzend, „du haſt Nichts zu befürchten. Alle Schuld hat dein getreuer Diener auf ſich genommen. Ich allein werde die Verantwortung tragen, wenn es Cajus Fannius nicht vorzieht, die Sache auf ſich beruhen zu laſſen.“

„So? Das haſt du gethan? Nun, das ſtimmt mich zu deinen Gunſten. Ich verzeihe dir alſo. Was dich betrifft, Krixos, ſo bleibt's dabei; ſobald du die Spuren deiner Züchtigung halbwege verwunden haſt, verfügſt du dich in die große Caſerne. Man ſagte mir ohnehin, du ſeiſt ein ausgezeichneter Fechter, — und ſo verbind' ich denn die Strafe mit dem Vortheil für meine Feſtſpiele. Ich bedarf neuer Kräfte, — und im Augenblick herrſcht Mangel an tüchtigen Gladiatoren. Melde dich demnächſt bei deinem Landsmanne Dinomaos, dem dritten Aufſeher. Einſtweilen laßt ihr euch vom Arzt verbinden und haltet euch ruhig. Verſtanden?“

„Wohl, Herr!“

„Und nun fort mit euch!“

Die beiden Kelten entfernten ſich.

Ariſtokleia, die kleinen Finger graziös wegſtreckend, führte eine Schale mit ſchneegekühlter Milch an die Lippen, wiſchte ſich den Mund vorſichtig an das kleine Asbeſttüchlein, das ſie im Gürtel trug, — ganz vorſichtig, um das glühende Roth nicht zu ſchädigen, und ſagte dann ſchmachtend zu Lentulus:

„Die armen Geſellen! Wirklich, du ſcheinſt der Anſicht zu ſein, die beſte Vorbereitung für den künftigen Gladiator beſtehe in Schlägen.“

„Wie ſo?“

„Nun, den Krixos haſt du auspeitſchen laſſen, — und geſtern in der Caſerne ſtießeſt du ſelber dem großen Thraker den Rundſchild wider das Schienbein, daß wir Alle glaubten, der Knochen müſſe zerſplittern.“

„Pah! — Ich glaube, du machſt mir Vorwürfe!“

„Wie käm' ich dazu! Aber ich meine nur . . . Was hätteſt du jetzt, wenn dein Zorn den Spartacus ernſtlich verſehrt hätte? Deine Kampfſpiele würden ihres gewaltigſten Fechters entbehren.“

„Das iſt wahr, — aber ich konnte nicht anders. Mußte der verwünſchte Bube mich reizen? Weshalb laſſen dieſe Barbaren nicht vom Trotz der Rebellen, da ſie ſo ganz und gar von uns abhängen! Ich kam in der beſten Abſicht; aber gleich von Anbeginn warf er mir Blicke zu . . . Und dann . . . Bei den Göttern, es überſtieg das Erlaubte . . .!“

„Aber wie kühn er den Schmerz ertrug!“

„Solches Volk hat nicht das feine Gefühl im Leibe, wie Unſereins. Dem Gladiator iſt ein Schwertſtoß, wie dir ein Nadelſtich.“

„Glaubſt du?“

Und von neuem ſchlürfte ſie die köſtliche Milch, im Gemüthe erwägend, wie es denn komme, daß ein Barbar ſo unempfindliche Nerven habe, während die Römer, zumal die Leute von der guten Geſellſchaft, in dieſem Punkte ſo ungemein privilegirt ſeien.

Underdeß hatten ſich Chamavus und Krixos, deren Schmerzen mit jeder Minute unerträglicher wurden, nach dem Krankenraume verfügt, wo der Sklavenarzt, ſelber ein Sklave, ſie alsbald in Behandlung nahm. Nach kurzer Friſt ſchon waren Beide entſchlummert.

So verging ohne weitere Zwiſchenfälle der Tag. Als es zu dämmern begann, ſchien Krixos vollſtändig neugekräftigt. Sein wunder Rücken brannte nur mäßig, ſein ſonſtiges Befinden war gut. Chamavus aber fühlte ſich an allen Gliedmaßen wie zerbrochen; insbeſondere ſchmerzte ihn die Wunde am Hinterkopf. Gleichwohl ſtrengte er Alles an, um ſich dem Arzt gegenüber nach Möglichkeit zu beherrſchen. Als Krixos erklärte, er ſei hinlänglich hergeſtellt, um ſein gewöhnliches Lager aufzuſuchen oder ſich gar in der großen Caſerne zu melden, erhob ſich auch der blonde Chamavus, — und da man juſt neue Patienten hereinſchleppte — einen Schwerverwundeten, der bei der

Rückkehr nach dem Ergaſtulum Hand an ſich ſelbſt gelegt, einen andern, der beim Verzieren der neuen Villa des Lentulus vom Gerüſte geſtürzt war und zweimal den Schenkel gebrochen hatte, und zwei Fieberkranke —, ſo ließ man die beiden Kelten ohne Widerſpruch ihrer Wege gehen.

Krixos wandte ſich in der That ſeinem Cubiculum zu. Chamavus aber, von dem unwiderſtehlichen Verlangen ergriffen, den Armenier Pruſias wiederzuſehen, ſchleppte ſich, ſeiner Erſchöpfung ungeachtet, insgeheim nach dem Park.

Eine halbe Stunde verſtrich. Bebend wider die Mauer gelehnt, lauſchte der Kelte hinüber nach dem Garten des Cajus Fannius.

Endlich ertönten Schritte.

„Herr, biſt du's?“ fragte Chamavus halblaut.

„Du ſagſt es,“ verſetzte Pruſias, der die Stimme des Kelten erkannt hatte. „Vermagſt du über die Mauer zu klimmen?“

„Ich hoffe, Herr!“

Mit Aufbietung aller Kräfte verſuchte er ſich emporzuſchwingen. Dreimal ſank er zurück; der Blutverluſt und das Fieber zeigten jetzt ihre lähmende Wirkung. Endlich gelang es ihm. Sachte vom Firſt ſich herniederlaſſend, erreichte er, heftig keuchend, den Boden. Er mußte ſich feſt wider die Pinie ſtemmen, die hier aus dichtem Strauchwerk hervorragte; er wäre ſonſt umgeſunken.

„Was haſt du?“ fragte Pruſias beſorgt. Er mühte

ſich, dem Sklaven in's Antlitz zu ſehen; aber ſchon herrſchte im Gebüſch zu tiefe Dunkelheit.

Chamavus erzählte nun, wie ſeine Befürchtungen ſich bewahrheitet. Er berichtete von den grauſamen Geißelhieben des Mauritaniers, von der traurigen Nacht im Verließ, und wie ſein Herz im Traume ſelbſt an den Magier gedacht habe, der ihm, dem Schuldigen, ſo viel Güte und Nachſicht bewieſen.

Pruſias unterbrach ihn.

„Sprich kein Wort mehr, Chamavus!“ ſagte er liebevoll. „Ich kenne das Elend, das auf dir und Deinesgleichen ſeit Jahrhunderten laſtet. Was iſt dein eigenes Leid gegen die unermeßliche Qual ſo vieler Millionen, die tagtäglich noch Schwereres dulden? Schone dich, guter Chamavus: Geneſe mir und ſpare mir deine Kräfte!“

Leiſer und leiſer klangen die Worte, die vom beredten Munde des Magiers tief in die urwüchſige Seele des Kelten hineinſanken und dort Gluthen entzündeten, wild, unaufhaltſam, den Lavaſtrömen des Aetna vergleichbar.

Da die Beiden ſich trennten, hielt Pruſias die Rechte des fiebernden Sklaven feſt in der ſeinigen.

„Vertrau' den Göttern!“ ſagte er feierlich. „Wenn du ein Mann biſt, und andere Männer findeſt von gleicher Entſchloſſenheit, ſo ſind die Tage dieſer Weltbezwinger gezählt!“

Viertes Kapitel.

Am folgenden Morgen ſaß Cajus Fannius wieder mit Pruſias auf den Bronzeſtühlen ſeines trauten Muſeions.

In der Mitte des Raumes, auf marmornem Untergeſtell, ſtand ein eherner Dreifuß, unter welchem eine mächtige Oelflamme brannte.

Auf dem Arbeitstiſch lag ein Wollteppich, und darüber in wirrem Durcheinander Pflanzen jeglicher Art, Wieſen- und Waldkräuter, blühende Dolden und ſaftige Pilze, dazu allerlei ſonderbares Geſtein, Kryſtalle und grobkörniger Sand; — dazwiſchen aber, augenſcheinlich als Hauptgegenſtand der Betrachtung, eine treffliche Wegkarte von Unteritalien, ein Stationenverzeichniß nicht nur der bedeutenden Heerſtraßen, ſondern auch der kleineren Pfade und Fußſteige.

Während die beiden Männer angeblich wiſſenſchaftliche Unterſuchungen anſtellten, und über der Oelflamme des Dreifußes ſcharfkantige Mineralien zum Schmelzen brachten, verfolgten ſie thatſächlich die Ziele ihrer Umſturzidee und erwogen die Möglichkeiten des Ausgangs. Pruſias weihte

den Jüngling in die Geheimniſſe der ſtrategiſchen Operation ein; wie im Brettſpiel wies er ihm die einzelnen Züge, und die wahrſcheinlichen Gegenzüge des Feindes. Cajus, der nur widerwillig und kurze Zeit hindurch im römiſchen Heere gedient hatte, begriff die großartigen Projecte des Magiers nicht völlig; gar Manches nahm er vielmehr auf Treu' und Glauben: aber er fühlte doch das Wehen des Geiſtes, aus dem die Kühnheit dieſer Pläne geboren war, und höher ſchlug ſein empfängliches Herz für den Gewaltigen, der alle Gebiete menſchlichen Könnens mit gleicher Meiſterſchaft zu beherrſchen ſchien.

Unterdeſſen verweilte Afer, den Weiſungen des Armeniers gehorchend, als Pfortenhüter draußen im Säulengang. Die Gewandtheit und Zuverläſſigkeit, mit welcher der unermüdliche Knabe die Herbeiſchaffung des verwundeten Chamavus geleitet, war auf Pruſias nicht ohne Wirkung geblieben. Von Anbeginn die Talente des jungen Oskers richtig erkennend, hatte der Magier infolge dieſer ſchätzbaren Dienſtleiſtung von neuem die Frage erörtert, inwieweit es gerathen ſei, den Sklaven in's Vertrauen zu ziehen. Noch zögerte er, — aber er ſchlug doch bereits einen Ton an, der dem Knaben beweiſen ſollte, daß man von jetzt ab auch in ernſteren Fällen auf ſeine Klugheit und Verſchwiegenheit rechne.

Glückſtrahlend über die Gunſtbezeugungen ſeines Gebieters, und wie von geheimer Ahnung bewegt, daß er als Thürwächter in der That ein wichtiges Amt verſehe, lehnte

Afer dicht am Eingange des Studirgemachs auf einem Polſterſchemel, die Füße mit den zierlichen Schnürſohlen weit von ſich ausgeſtreckt. Auf den Knieen hielt er die Schreibtafel, in der Rechten den Stilus. Sorgſam grub er mit der eiſernen Griffelſpitze die hochgezogenen lateiniſchen Lettern in's Wachs, — ab und zu eine verfehlte Linie mit dem plattgedrückten Ende wieder verſtreichend. Ein Lächeln der Befriedigung glitt über ſein Antlitz, da er jetzt endlich die Worte: BRENNA . MEA . DVLCISSIMA — meine ſüßeſte Brenna — fehlerlos zu Stande gebracht hatte. Eine Zeitlang weidete er ſich am Anblick der vollendeten Inſchrift wie ein Sieger am erbeuteten Rüſtwerk. Dann ſtrich er wieder mit dem Spaten ſeines Stilus darüber und ſchrieb mit gleicher Sorgfalt: QVID MAGIS . ROSEVM . TVA . MYRRHINA . CERVICE — Was iſt roſiger als dein Nacken, Myrrhina? — Mit halblauter Stimme las er dieſe Worte ſich vor, und er meinte, ſie hätten einen ähnlichen Tonfall, wie die erſte Zeile des Spruches, den ihm geſtern ſein Schreiblehrer in die Tafel gezeichnet. Hexameter — Sechsfüßler — hatte der Magiſter dieſe Zeile genannt. In der That, es klang ähnlich — aber irgendwo mußte ein Fehler ſtecken, denn es floß nicht ſo glatt, nicht ſo melodiſch, wie das Verschen des Schreiblehrers. Aergerlich, bei den Göttern! Wie gern hätte er's der niedlichen Myrrhina gezeigt oder zugeflüſtert, wenn's den richtigen muſikaliſchen Klang gehabt hätte! Freilich, gar ſehr ſchien ihm zweifelhaft, ob

Myrrhina dieſen Mangel bemerken würde. Das Leſen und Schreiben verſtand ſie zwar einſtweilen noch beſſer als er, aber in anderen Dingen war ſie von entzückender Einfalt . . . Der Knabe fragte ſich, wie es nur komme, daß ihm die zierliche Sklavin gerade dann am beſten gefalle, wenn ſie ſo recht thöricht-rathlos zu ihm emporſchaue. Ihr Lächeln war dann faſt noch lieblicher, als das der Frieſin mit dem wallenden Goldhaar . . .

So vertiefte er ſich in ſeine Träumereien und Studien, und ſchrieb, und ſtrich wieder aus. Dazwiſchen ſchnörkelte ſich wohl auch hin und wieder eine launige Arabeske, oder gar der Umriß eines wohlbekannten Männergeſichts — die Züge des edlen Publius Sempronius, den der Knabe, trotz aller Verwarnungen, als das naturgemäße Object ſeiner unerſchöpflichen Einfälle und Thorheiten zu betrachten ſich pietätslos erdreiſtete.

So verging eine Stunde. Etwas ermüdet, hatte Afer noch einmal in monumentalen Schriftzügen die Worte: BRENNA . DELICIAE . MEAE — Brenna, du meine Wonne — in die Fläche gegraben, und dann die Tafel und den Stilus neben ſich auf die Kante des Schemels gelegt. Da ertönten vom Atrium her leiſe Schritte über den Eſtrich. Als Afer die Augen hob, erblickte er Myrrhina und die kleine häßliche Thoe, die Arm in Arm durch die Halle kamen.

Wie die Wache vor dem Feldherrnzelte den Speer,

ſo ſtreckte er weithin die Rechte aus, um die beiden Mädchen zurückzuſcheuchen.

„Kein ſchnöder Lärm erſchüttere das Heiligthum!“ flüſterte er, die Brauen hochziehend. „Der edle Cajus und mein Gebieter ſind vergraben in ihre Studien; ich aber behüte hier die Schwelle des Tempels wider den Andrang der Ungeweihten.“

„Ach geh' doch,“ verſetzte Myrrhina, „du willſt dich aufſpielen! Wird was Rechtes bedeuten, die Blumen und Salatblätter, die ſie geſtern hier abgeladen!“

„Rede mit gedämpfterer Stimme, ſchöne Myrrhina — ſonſt muß ich auf Mittel ſinnen, deine Purpurlippen zu ſchließen.“

„Du? Du willſt mir das Sprechen verwehren, wenn meine Herrin mir zu reden befiehlt?“

„Ich gehorche den Weiſungen des glorreichen Pruſias, und verſichere dich, daß ich für dein Mündchen ein Siegel habe. Im Ernſte, was wollt ihr?“

„Eine Botſchaft meiner Gebieterin . . . Führe mich unverzüglich zu Cajus Fannius!“

„Wir ſind dringend beſchäftigt, und haben keine Zeit für dich übrig. In einer Stunde komm wieder!“

Myrrhina ſtemmte die beiden Hände keck in die Seiten.

„Hör' mir Einer den Unhold!“ ſagte ſie ärgerlich. „Was? Keine Zeit übrig? Keine Zeit für die Botſchaften der edlen Quintilia? Es iſt wirklich zum Lachen.“

„Ganz und gar nicht!“ verſetzte Afer. „Sorg' mir lieber dafür, daß Thoe nicht in ſo leichter Gewandung die kühlen Gänge betritt.“

„Was geht das dich an?“

„Häng' dir den Mantel um, Thoe,“ fuhr er fort, ohne auf Myrrhinen's Rede zu antworten. „Wickle dich ordentlich ein und ſetz' dich draußen hübſch in die Sonne! Du biſt noch lang' nicht geneſen, Thoe!“

Ein dankbares Aufleuchten glitt über die Züge der armen Dulderin.

„O, ich fühle mich ganz wohl,“ verſetzte ſie leiſe, „denn ich weiß ja nun, daß ich hier bleiben darf.“

„Das iſt Alles recht ſchön,“ ſagte Myrrhina; „aber ich verſäume dabei meinen Auftrag. Sprich, Afer, wirſt du mich anmelden, oder ſoll ich ſelbſt wider die Pforte pochen?“

„Wenn du mich wiſſen läßt, um was es ſich handelt —“

„Ich ſagt' es ja: eine Botſchaft der Quintilia. Sie iſt es müde, ihren Cajus nur bei Tiſche zu ſehn. Unter vier Augen will ſie ihn ſprechen, und zwar ſofort.“

„Ein Befehl des Senats! Und ein gewaltiger Herold! Gut denn, ich füge mich.“

So ſprechend, ergriff er Myrrhina bei der zierlichen Hand, die er ein wenig ſtärker drückte, als nöthig war. Er klopfte, — ſie traten ein, und die Sklavin meldete, was ſie zu ſagen hatte.

Inzwiſchen war auch Thoe näher zur Thür geſchritten. Auf dem Polſterſchemel entdeckte ſie die beſchriebene Wachstafel. Von verzeihlicher Neugier bewegt, nahm ſie dieſelbe empor, und warf einen Blick hinein. „Brenna, du meine Wonne!“ las ſie mit leiſe bebender Lippe. Ihre Augen umdunkelten ſich; zwei ſchwere Thränen rollten ihr über das blaſſe Geſichtchen.

„O, ich hab' es gewußt, ich hab' es gewußt!“ ſtammelte ſie, die Wachstafel auf den Schemel zurücklegend. „Und ganz natürlich iſt's, — gar kein Wunder und kein Verbrechen. Nur zu jung iſt er für die Siebzehnjährige. Wenn ſie auch wollte, wenn ſie Ja ſagte . . . o, es wäre ſein Unheil! So klug ſie iſt, ſie begreift ihn nicht . . . nein, ſie begreift ihn nicht!“

Einen Augenblick ſchien ſie völlig niedergebeugt von der Laſt ihres Schmerzes. Dann ſchalt ſie ſich eine Thörin, die ſich unnützerweiſe um das Geſchick eines Fremden ſorge, eines Knaben, der ſie im Grunde nichts angehe. Sie verſuchte ſogar trotzig zu werden und die Stirne zu kräuſeln, — aber es glückte ihr nicht.

Nach einer Weile traten Myrrhina und Afer wieder heraus in die Colonnaden.

„Komm,“ ſagte die junge Sklavin zu Thoe. „Cajus Fannius folgt uns im Augenblick. Sie waren juſt fertig mit ihren Zaubereien. Laß mich los, Afer; du ſiehſt, daß wir Eile haben. Nein, Thoe, ich ſage dir: das ſchaut aus da drinnen wie in der Unterwelt — oder wie im Hinter-

ſtübchen des Garkochs. Und ſie kochen wirklich. Ein großer Topf ſteht über dem Feuer, und im ganzen Raume riecht's brenzlich."

Sie ergriff Thoe's Hand, legte ihr den Arm um die Hüften und zog ſie ſanft mit hinweg.

Pruſias und Cajus Fannius hatten inzwiſchen die Wegkarte und einige andere Rollen wieder an Ort und Stelle gelegt und die Flamme unter der Schale des Dreifußes ausgelöſcht. Langſam traten ſie in den Säulengang.

„Dieſe Botſchaft befremdet mich," ſagte der Magier. „Faſt hat es den Anſchein, als gehe deine Mutter gefliſſentlich darauf aus, unſer Beiſammenſein durch allerhand Vorwände zu unterbrechen. Vorgeſtern ſie ſelbſt in eigener Perſon . . . War es wirklich ſo ganz unmöglich, jenen Xenophanes vorläufig abzufertigen? Und jetzt die Sklavin mit dieſer Meldung, ſo unklar, ſo allgemein . . . Sei klug und gemeſſen, Cajus! Ich fürchte, wir ſegeln hier gegen verborgene Strömungen."

„Ich werde Vorſicht üben wie im Haus eines Feindes. Nimm indeß die Sache nicht allzu ernſt! Du wirſt nicht in Abrede ſtellen, daß ich während der letzten Tage dem Familienverkehr etwas ferner geblieben, als die Mutter dies wünſchen mag."

„Ich laſſe das gelten. Aber ihr Verlangen nach dem Antlitz des Sohnes geht Hand in Hand mit der Abneigung

wider den Fremdling. Wir müſſen uns hüten, dieſe Regung zu nähren.“

Er drückte dem jungen Hausherrn die Hand.

„Bis zur Stunde des Prandiums findeſt du mich droben in meinen Gemächern.“

So ſprechend, winkte er dem abſeits ſtehenden Afer und ſchritt nachdenklich die Halle hinab.

Da er kaum ſein Zimmer betreten, erſchien der dunkeläugige Kleon, das ſchöne Antlitz lebhaft geröthet, bewegten Athems, in jeder Geberde eine ſeltſame Haſt bekundend.

„Laß uns allein, Afer!“ ſagte der Magier. „Kleon, mein Knabe, was haſt du? Dein ſcheuer Blick weiſſagt nichts Gutes. Bringſt du Nachrichten aus Brundiſium? Iſt dem Boten, den ich an Phormio ſandte, ein Unglück begegnet?“

„Gelobt ſei Mithras!“ verſetzte Kleon. „So unheilvoll hat das Geſchick nicht gewaltet. Im Gegentheil ... Ich will ſagen: wohl Unerfreuliches hab' ich zu melden, — aber auch Holdes, Beglückendes ... Haſt du Zeit und Laune, Beides mit anzuhören?“

„Sprich!“ verſetzte Pruſias, den Jüngling väterlich auf die Stirn küſſend. „Zuerſt das Unerfreuliche!“

„Wohl! Dieſes Unerfreuliche kommt mir von Sextus. Mit Fannia und Pſyche weilte ich drüben im Wohngemach; wir lachten und ſcherzten; Fannia übte ein Lied ein, das ich ihr jüngſt in Töne geſetzt ... Du ſelbſt ja rietheſt

mir, harmloſe Lebensfreude zur Schau zu tragen. Auch bin ich ſonſt durchaus nicht müßig geweſen. Doch hiervon ſpäter. Wie ich ſo friſch und froh bei den Mädchen ſitze, naht Quintilia mit ihrem Sextus. Du weißt, ich bin dem übermüthigen Römer nicht hold, ſo widerwärtig aber wie jetzt, da er den Decus betrat, erſchien er mir nie zuvor. Sein unausſtehliches Lächeln, der ruhige und doch ſo höhniſche Blick — beim Ares, ich hätte ihn peitſchen mögen . . .“

„Nicht ſo ſtürmiſch!“ warnte der Magier. „Wer für große Ideen kämpft, muß die Regungen der perſönlichen Feindſchaft zu bändigen wiſſen.“

„Das that ich ja! Aber höre nur weiter! Sein Gebahren alſo empörte mich. Indeß, auch Quintilia, die mir ſonſt nicht übel wollte, ſchien ernſt, beinahe ſtreng. ‚Der Zufall,‘ ſagte ſie, ‚führt uns vorüber;‘ — ſie wandte ſich bei dieſen Worten an Fannia — ‚ſo vernimm denn jetzt, was dir ſpäter die Sklavin gemeldet hätte. Ich bitte euch, Pſyche und dich, das Frühmahl heute auf eurem Zimmer zu nehmen, denn ich wünſche mit Cajus und Sextus allein zu ſpeiſen.‘ — Als Fannia überraſcht nach dem Grund fragte, verſetzte Quintilia, ſie habe mit ihren Söhnen Wichtiges zu beſprechen, was für die Ohren unmündiger Kinder nicht paſſe. Ein Wort gab nun das andere; mit herben Anſpielungen miſchte ſich Sextus hinein, bis ich endlich begriff, daß die Spitze dieſer ſonderbaren Verſtimmung ſich gegen dich kehrte.“

Prusias lächelte.

„Ich weiß es längst," versetzte er ruhig, „daß Sextus Fannius mein erbittertster Feind ist. Um so besser, wenn wir uns demnächst gegenüberstehen."

„Auch ich weiß es," versetzte der junge Grieche; „aber die Dreistigkeit, mit der er seine Feindschaft durchschimmern ließ, trieb mir das Blut in die Stirne. Nicht mehr viel hätte gefehlt, — und ich vergaß mich . . . und . . . bei den Göttern . . ."

„Gemach, gemach!" unterbrach ihn Prusias. „Ich wiederhole dir, wer eine Rolle spielt wie die unsere, der muß ertragen lernen. Im Uebrigen sehe ich, daß mein Argwohn begründet ist. Das Gewölk zieht sich von Stunde zu Stunde dichter zusammen: ich werde Sorge tragen, die Saat vor Ausbruch des Sturmes noch einzuheimsen."

„Je eher, je besser," sagte Kleon erregt.

„Noch eine Frage. Fast befürchte ich, das Benehmen des Sextus Fannius möchte irgendwie im Zusammenhang stehen mit deinen Bemühungen in Acerrä. Bist du sicher, daß dich Niemand erkannt hat?"

„Völlig sicher. Selbst wenn einer der betheiligten Sklaven Verrath geübt hätte, so wüßte doch keine Seele mehr als die Thatsache: die Personen würden allzeit im Dunkeln bleiben."

„Gut. Acerrä behauptet immerhin seinen Werth. Je mehr der Boden dort unterwühlt ist, um so reichlicher werden uns die Verstärkungen zuströmen. Jetzt zu was

Anderm! Du ſprachſt von einer Mittheilung, die mich erfreuen würde . . .“

„Dich?“ ſtammelte Kleon. „Ja, wenn ich das wüßte! Aber ich fürchte das Gegentheil. Mich nur, mich beglückt unbeſchreiblich, was ich dir ſagen möchte . . .“

Er wandte ſich ab. Eine tiefdunkle Röthe überſtrömte ſein Antlitz.

Pruſias ſchüttelte bedächtig das Haupt.

„Alſo auch dieſe Ahnung betrog mich nicht. Du liebſt die Tochter des Phormio. Du haſt ihr deine Liebe geſtanden und findeſt Erwiderung. Iſt dem ſo? Sprich, Kleon!“

„Ja!“ rief der junge Hellene, ſich dem Oheim voll Leidenſchaft in die Arme werfend; „ſie iſt mein, — Pſyche, die Herrliche, Unvergleichliche! Ach, ich weiß, was du ſagen willſt! Gerade jetzt — nicht wahr? — ſo unmittelbar vor den gewaltigſten Kämpfen — gerade jetzt war es unklug, ſolche Feſſeln ſich anzulegen! Das Schickſal wird uns weit in's Ungewiſſe hinausführen, — und die Glückſeligkeit macht das Scheiden ſo ſchwer! Ja, unermeßlich ſchwer, — du haſt Recht, — und dennoch, beim Auge des Weltalls, ich ſchwöre dir, der Zweifel, die Ungewißheit, die quälende Angſt hätte noch ſchwerer gelaſtet . . . Jetzt, da ich weiß, was ich von der Zukunft zu hoffen habe, wenn die Gottheit mir Huld erweiſt, — jetzt werde ich freier und ruhiger von dannen ziehen . . . Der Fluch der Unſterblichen aber treffe mein Haupt, wenn die Liebe zu

Pſyche mich jemals auch nur um Haaresbreite hinweglockt von dem Wege, den du, mein Theurer, mich führen willſt!"

Pruſias ſtrich dem Aufgeregten beſchwichtigend über die Stirne.

„Haſt du auch das erwogen," fragte er beinahe ſchwermüthig, „daß Pſyche, wenn ſie dich liebt, mit dir leiden und dulden wird während des Hin- und Herſchwankens unſrer Geſchicke? Daß du ſie mit hineinziehſt in all' das Elend, das über die Beſiegten hereinbrechen kann?"

„Auch das, mein Oheim! Aber giebt es für ein Mädchen, das liebt, ein anderes Glück als das des Geliebten? Die Götter haben uns für einander geſchaffen, und Pſyche iſt ohne mich, was ich ohne Pſyche: ein Leib ohne Seele! So ſchwer ſie auch leiden mag: ohne mich würde ſie ſchwerer leiden! Und dann — hegſt du nicht ſelber die freudige Zuverſicht des Gelingens?"

„Wohl," verſetzte der Magier, „ich will nicht tadeln, was du mit ſo beredter Zunge vertheidigſt. Nur bewahrheite mir das männlich-ſchöne Verſprechen: daß du nicht wanken willſt, wenn das Ernſte und Herbe an dich herantritt! Deine Wahl an ſich aber heiße ich gut. Was italiſche Freiheit und helleniſche Anmuth Liebliches zu bilden vermag, das findet ſich in deiner Pſyche vereinigt. O, ich würdige das! Mein Urtheil iſt durch die Sitte des Morgenlandes durchaus nicht getrübt. Ich weiß nur zu

gut, daß gar Mancher unſerer Heimathgenoſſen zwar viele Weiber, aber nicht Eine Gattin beſitzt.“

Kleon ſchloß den Oheim inbrünſtig in die Arme.

„Wie groß du denkſt und wie gut!“ ſagte er mit überwallender Zärtlichkeit.

„Nur der Wahrheit geb' ich die Ehre,“ verſetzte Pruſias. „Glaube mir, die Stärke des Römerreichs wurzelt nicht zum wenigſten in der größeren Würde, die Rom den Frauen einräumt. Wer ſeine Mutter geachtet ſieht, der achtet auch jene gemeinſame Mutter, die da Heimath und Staat heißt.“

„Wahrlich, ſo iſt's! Mir aber ſcheint die hehre Neidloſigkeit, mit der du anerkennſt, was an unſern Gegnern zu rühmen iſt, eine erneute Bürgſchaft des zukünftigen Sieges.“

Berauſcht von ſeinen Empfindungen wandte ſich der Jüngling zum Gehen. „Ich eile zu Pſyche,“ ſprach er, „ich erzähle ihr, wie hold und herzlich du's aufgenommen. Leb' wohl, theurer Oheim, und vergiß nicht, was ich gelobt habe!“

Unterdeſſen hatte ſich Cajus zu ſeiner Mutter begeben. Er traf die Matrone mit Sextus, Fannia und Pſyche im Wohngemach. Die beiden Mädchen grüßten ihn ſtumm und befangen; ſie fühlten, daß eine Mißſtimmung in der Luft lag. Fannia ſuchte nach einem Vorwand, ſich entfernen zu können; Pſyche folgte ihr.

Als Quintilia mit ihren Söhnen allein war, begann

ſie die Abgeſchiedenheit des Lebens zu tadeln, das Cajus — ihrer Mahnung zum Trotz — während der letzten Woche wieder geführt hatte.

„Es ſcheint," ſagte ſie lebhaft, „als habe jener köſtliche Abend im Haus des Präfecten deinen Hang zur Einſamkeit eher beſtärkt als vermindert. Das erklärt ſich nur aus ungewöhnlichen Einflüſſen. In der That, ich weiß, daß es der Magier iſt, dem ich's zu danken habe, wenn der glückliche Anlauf ohne Folgen geblieben."

„Du irrſt, Mutter," verſetzte Cajus. „Nicht von ferne hat ſich Pruſias beſtrebt, mich der Geſelligkeit zu entziehen. Wahrlich, im Gegentheil! Du ſiehſt ja, wie er ſelber mit gutem Beiſpiel vorangeht. Benutzt er nicht jede Gelegenheit des Verkehrs mit dir, mit Fannia und Pſyche? Entſpricht er nicht ſelbſt den Wünſchen der viel verlangenden Näbia, die ihn faſt täglich nach dem Präfecturpalaſte entbietet? Wenn wir letzthin einigemale beim Prandium gefehlt haben, ſo geſchah dies auf meine Veranlaſſung, nicht auf die ſeinige."

„Du vertheidigſt den Armenier mit der Wärme der Freundſchaft," hub Sextus an, — „und dennoch haſt du bis zur Stunde verabſäumt, uns Genaueres über ſeine Herkunft zu melden. Kannteſt du ihn von früher? Oder hat ſich dieſe unerklärliche Seelengemeinſchaft erſt jetzt entwickelt?"

„Du haſt Recht, Sextus," bemerkte Quintilia, ſich vom Seſſel erhebend. „Auch ich bin höchlichſt geſpannt, über

dieſen Fremdling Näheres zu hören. Er muß ein ſeltener Geiſt ſein, daß er unſern Cajus ſo ganz und gar für ſich eingenommen. Laß dir erzählen, Sextus, und berichte mir dann. Ich ziehe mich indeſſen zurück, denn ich erwarte Beſuch.“

Sie trat zu Cajus heran und ſtrich ihm liebkoſend über die Wangen.

„Schau' nicht ſo finſter!“ ſagte ſie mit freundlichem Lächeln. „Was ich geſagt habe, ſoll ja kein Vorwurf ſein.“

So verließ ſie den Oecus.

„Cajus,“ begann Sextus mit ungewöhnlicher Milde, „ehe wir Worte wechſeln über Dies oder Jenes, laß uns ruhig und friedfertig von uns ſelbſt reden. Du weißt, Cajus, verſchieden waren von jeher unſere Neigungen, unſere Talente, — aber trotz alledem haben wir niemals aufgehört, einander zu lieben . . .“

Er hielt inne. Cajus blickte ſchweigend zu Boden.

„Gieb mir die Hand, Cajus!“ fuhr Sextus fort; „ich fühle es, ſeit einiger Zeit ſteht etwas zwiſchen uns. Seien wir offen! Du haſt mein Verhalten in der Angelegenheit deiner Frieſin gar ſchwer genommen und bis zur Stunde noch nicht vergeſſen.“

„Ehrlich heraus, ja!“ verſetzte Cajus entſchieden. „Ich bekenne dir: am wenigſten vom eignen Bruder hätt' ich's erwartet, daß er die ſchnöden Pläne des Lentulus mit ſo hartnäckiger Sophiſtik unterſtützen würde.“

Sextus erbleichte ein wenig.

„Ich muß mir's gefallen laſſen," ſagte er zögernd, „daß du mir Worte entgegenſchleuderſt, die ich keinem Andern verzeihen würde. Du weißt nicht, Cajus, wie durchaus ich dir in der Sache Recht gebe. Ich ſchätze deine Rückſicht auf unſere Schweſter, die nun einmal in die Frieſin vernarrt iſt, — und auch mir iſt es hart angekommen, ihr Behagen ſtören zu ſollen. Aber ich handelte nicht nach freiem Entſchluß . . ."

„Wie ſo?" fragte Cajus erſtaunt.

„Sieh, mein Bruder," fuhr Sextus fort, „es giebt Verhältniſſe, die auf uns laſten wie der Fluch der Götter auf dem Hauſe des Oedipus. Der Emporkömmling, den ich ebenſo haſſe, wie du . . . er hat — ich klag' es den Uranionen! — eine herbe Gewalt über mich. Frage nicht, Cajus! Ich darf und kann dir nicht ſagen, was mich an den Unerträglichen kettet. Genug, die Verpflichtung beſteht, — und jetzt ſogar, nachdem der Präfect zu euren Gunſten entſchieden, fühle ich mich dem Lentulus gegenüber wie ſchuldbewußt. Cajus, kein Wort kommt je über deine Lippen von dem, was du ſoeben gehört haſt! Aber ich mußte reden! Ich ertrug es nicht, von dir, mein theurer Bruder, mißkannt zu werden."

Statt aller Antwort ſchloß Cajus den Aufgeregten voll Zärtlichkeit in die Arme.

„Ich danke den Göttern," ſagte er endlich, „daß dein Bildniß mir nun wieder in ungetrübter Klarheit erſcheint. Faſt war es mir, als ob ich's geahnt hätte . . .! Jetzt

aber, mein Theurer, bekenne mir . . .! Was in aller Welt kann jener verrufene Wüſtling dir anhaben? Wie? Sextus, mein kühner, unerſchrockener Sextus, und ſolche Zaghaftigkeit, ſolche Scheu vor dem Grimm eines Elenden? Haſt du eine Thorheit begangen, bei welcher Batiatus Mitwiſſer iſt, ſo tritt offen in's Tageslicht und nimm ihre Folgen auf dich: das iſt würdiger als ein Frohndienſt, der dich ſchließlich zu Thaten verleitet . . .“

„Nicht weiter!“ fiel Sextus ihm in die Rede. „Eine Thorheit, — ja, du darfſt es ſo nennen; denn ich war faſt noch ein Knabe . . . Aber was rede ich! Nein, nein, bei den Unſterblichen! Du bringſt es fertig, mir etwas aufzureden, was ich mehr geträumt als erlebt habe. Ich beſchwöre dich, keine Silbe mehr! Sage mir lieber, woher es kommt, daß dieſer Pruſias eine ähnliche Macht über dich ausgeübt, wie Lentulus über mich! Enthülle mir das Zaubermittel dieſes Armeniers!“

Cajus trat einen Schritt zurück.

„Ich hoffe, du wirſt den edelſten und beſten Menſchen, der je die Schwelle dieſes Hauſes betrat, nicht mit Lentulus Batiatus vergleichen.“

Sextus ſchüttelte heftig das Haupt.

„Er hält dich umſtrickt wie ein Dämon,“ ſagte er leidenſchaftlich.

„Was kannſt du gegen ihn vorbringen?“

„Nichts — und Alles. Ich haſſe dies ruhige, zuverſichtliche Weſen, das um ſich ſchaut, als läge die ganze

Welt ihm zu Füßen. Ich haſſe den Fremdling, der ſich im Schooß der Familie feſtniſtet. Mehr noch: ich traue ihm nicht.“

„Inwiefern?“

„Sieh her! Dieſes Schreiben erhielt ich heute früh aus Brundiſium.“

Er zog einen Brief aus dem Gürtel, ein Stück des derbſten braunen Papiers, von ungefärbter Hanfſchnur gehalten und ſchlecht geſiegelt. Halb verſchwommene Schriftzüge bedeckten die Innenſeite. Cajus Fannius entzifferte mühſam die folgenden Sätze:

„Dem edlen Sextus wünſcht ein Unbekannter Heil und Geſundheit. Oeffne die Augen, o Sextus! Ein Freund des römiſchen Namens warnt dich und den erlauchten Präfecten vor den Ränken eines Armeniers. Der Mann, im Beſitze vieler gewaltigen Künſte und einflußreicher Verbindungen, ſinnt eurem Gemeinweſen nichts Gutes. Mehr zu künden iſt mir zur Stunde verſagt. Dem Weiſen, Umſichtigen, Entſchloſſenen genügt auch dies Wenige.“

Cajus Fannius fühlte, wie ihm das Herz beinahe ſtille ſtand. Die Augenſcheinlichkeit der Gefahr jedoch wirkte ſtählend auf ſeine Nerven. Mit einer Geberde der Geringſchätzung gab er dem Bruder den Papyrus zurück.

„Dein Vorurtheil macht dich blind,“ ſagte er achſelzuckend. „Du, der du die Welt und ihre Bosheiten kennſt, würdeſt ſonſt eine Zuſchrift wie dieſe achtlos zerriſſen

haben. Muß ich dir ſagen, daß die Wahrheit offen auftritt und nicht die Verantwortung ſcheut für ihre Anklage? Daß nur die Verleumdung ſolche Umwege einſchlägt? Bemühe dich doch lieber, unſern Pruſias kennen zu lernen! Ihn kennen, heißt ihn ſchätzen und werth halten."

„Unterſcheiden wir!" verſetzte der Andere. „Weil die Verleumdung oft dieſen Weg beſchreitet, deshalb iſt noch nicht Alles, was ihn beſchreitet, Verleumdung. Hat denn Pruſias etwa zu Brundiſium perſönliche Feinde, die geneigt ſein könnten, ihn anzuſchwärzen? Ich blicke hier tiefer, mein theurer Cajus! Oder ſage mir: weißt du denn wirklich ſo klar und beſtimmt, von wannen dieſer Orientale dir kommt? Was ihn bewogen hat, nach Italien zu wandern? Welchem Haus er entſproſſen, und welche Geſinnung er hegt?"

„Alles dies weiß ich genau," verſetzte Cajus mit Nachdruck. „Noch ehe er kam, lag ſein Leben breit vor mir aufgerollt. Die Briefe unſeres Phormio, die von ihm handeln, hab' ich verwahrt. Wenn du ſie leſen willſt . . ."

„In der That, ich möchte ſie leſen. Inzwiſchen mißachte nicht ganz und gar meine Bitte! ſie iſt wohlgemeint und kommt aus dem Herzen eines liebenden Bruders. Wehre dich gegen den allmächtigen Einfluß dieſes Armeniers! Er könnte dich fortreißen . . . fortreißen — ich weiß nicht wohin — aber daß es nimmer zu deinem Heile wäre, das ſagt mir eine innere Stimme, die mich noch

niemals betrogen hat. Gehab' dich wohl, Cajus; mich ruft die Pflicht nach der Präfectur. Zum Prandium aber bin ich zurück: unſere Mutter lud mich zu Gaſte. Dann magſt du, wenn es dir möglich iſt, meine Ahnung entkräften . . ."

Er ſchritt nach dem Atrium. Cajus aber ſank erſchöpft in den Seſſel.

Fünftes Kapitel.

Am folgenden Tage begab ſich Sextus in grauer Morgenfrühe nach der Wohnung des Lentulus.

Die Obliegenheiten, die ihn zu ſo unbequemer Stunde dem Schlaf entriſſen, waren mannigfacher Natur, — amtliche und private.

Vor Allem ſollte er mit Lentulus das Programm der glänzenden Kampfſpiele feſtſetzen, die der ehrgeizige Emporkömmling im Laufe der nächſten Wochen zu veranſtalten wünſchte. Dieſe Controlle ſeitens der Präfectur war Vorſchrift, da es verſchiedentlich vorgekommen, daß einflußreiche Bürger bei ſolchen Anläſſen politiſche Demonſtrationen in Scene geſetzt hatten.

Nach Vereinbarung des Programms wollte Sextus Erkundigungen einziehen über gewiſſe Verhältniſſe in Brundiſium, wo Lentulus Batiatus weitgehende Beziehungen hatte. Der Brief jenes Unbekannten, der in ſo geheimnißvoller Weiſe vor Pruſias warnte, in Verbindung mit verſchiedenen anderen Symptomen, gab dem Jüngling zu denken. Einer ernſtlichen Nachforſchung ſchien die Sache

auf jeden Fall werth zu ſein. Dem Präfecten hatte Sextus das Schreiben bis zur Stunde verheimlicht; denn er wünſchte den Ruhm der Entdeckung, falls eine ſolche hier wirklich in Ausſicht ſtand, für ſich ſelbſt einzuheimſen.

Zum Schluß gedachte ſich Sextus bei Lentulus von dem Vorwurf zu reinigen, als habe er in der Angelegenheit der frieſiſchen Sklavin läſſig gehandelt, oder gar im Stillen mit Cajus am gleichen Seile gezogen. Er wollte ihm klar machen, wie der Erfolg nur am Einfluſſe des Armeniers geſcheitert ſei, der ſein Anrecht auf die Dankbarkeit des Lucius Manilius mit ſo unerhörter Frechheit mißbrauche. Auf dieſe Art konnte Sextus nicht nur den Groll, der ihn ſelbſt traf, beſchwichtigen, ſondern auch eine ſehr zweckmäßige Erbitterung gegen Pruſias wachrufen.

Wie er ſo, in die Kiſſen der Sänfte gelehnt, dieſen letzten Theil ſeiner Aufgabe überdachte, ballte ſich ihm unwillkürlich die Fauſt. Sein Stolz empörte ſich gegen dies geheime Abhängigkeitsverhältniß zu einem Menſchen, den er geringſchätzte — nicht nur als den Mann von niederer Geburt, ſondern mehr noch als den Träger einer haſſenswerthen Geſinnung. Welch ein ſchmachvolles Joch! Er, der Jüngling von decurioniſchem Range, die rechte Hand des Präfecten, der Schützling des gewaltigen Marcus Licinius Craſſus, er beugte ſich vor dem Sohn eines Freigelaſſenen, vor dieſem reichgewordenen Lampenverfertiger, der nach wie vor mit ſeiner thönernen Waare

Schacher trieb, wenn auch im Großen, wenn auch durch Vermittelung ſeiner Aufſeher, Unteraufſeher und Sklaven. Der Gedanke war geradezu widerlich.

Lentulus Batiatus empfing den Botſchafter des Präfecten mit kühler Förmlichkeit. Sextus Fannius hätte vielleicht ſofort ſeine Entſchuldigung wegen der Frieſin vorgebracht; ſo jedoch regte ſich ihm der Trotz, und mit gleicher Förmlichkeit erſuchte er zunächſt um die Vorlegung des Programms.

Lentulus öffnete eine mächtige Wachstafel.

„Hier," ſagte er vornehm. „Ich hoffe, der Präfect wird in der Lage ſein, Alles unverkürzt zu genehmigen."

Sextus warf einen Blick in die Tafel. Bei der fünften Nummer hob er den Stilus.

„Das ſcheint mir bedenklich," ſagte er zögernd. „Ein Pantomimus: Marius in Minturnä . . .? Du weißt, die Partei des Marius hat hierzulande noch viele Anhänger . . . Der Senat kann nicht wünſchen, daß die kaum geſänftigten Leidenſchaften wieder entfacht werden . . ."

„Ja, beim Herkules, wähnſt du denn, der Pantomimus ſolle den Marius verherrlichen?"

„Ich zweifle nicht, daß dieſe Abſicht dir fern liegt; die Ereigniſſe aber ſprechen hier für ſich ſelbſt. Der cimbriſche Sklave, der den ehemaligen Zertrümmerer ſeines Volks nicht zu tödten wagt, — wie gedenkſt du es fertig zu bringen, dieſer Thatſache den Charakter einer Verherrlichung abzuſtreifen?"

„Sehr einfach! Ich gebe meinem Cimbern eine minder ſchwachnervige Geſinnung und laſſe ihn zuſtoßen.“

„Dann verletzeſt du die geſchichtliche Wahrheit und die Geſetze der Großmuth. Verzeih' mir, aber ich glaube dieſe fünfte Nummer tilgen zu müſſen.“

„Auch gut,“ verſetzte Batiatus, ein wenig verſtimmt; „ſo ändere ich die Namen, und die Sache iſt abgethan.“

„Wie du willſt. Was heißt hier das Folgende? Der Tod des . . .?“

„Der Tod des Theagenes. Eine prachtvolle Nummer. Wider den Stamm eines Baumes geſchnürt, wird der berühmte Räuber von den Bären zerriſſen . . . Vorher natürlich beſiegt er eine große Anzahl von Gegnern.“

„Eine traurige Rolle! Wen haſt du auserkoren für dieſes qualvolle Sterben?“

„Den Thraker Spartacus. Der Menſch iſt mir in der Seele zuwider, und ſo gönn' ich's ihm ehrlich.“

Sextus zuckte die Achſeln und durchflog den Reſt des Programms. Da er nichts Bedenkliches vorfand, gab er dem Feſtgeber die Tafel zurück und erſuchte ihn, eine Abſchrift des Verzeichniſſes auf Papyrus im Lauf der nächſten Woche nach dem Palaſt zu ſenden.

Jetzt erſt, nachdem er den Lentulus ein wenig die Macht und den Einfluß des römiſchen Beamten hatte verſpüren laſſen, kam er auf ſeine verfehlten Bemühungen betreffs der goldhaarigen Brenna zurück, und drückte mit großer Höflichkeit ſein Bedauern aus. Es gelang ihm,

die ausſchließliche Wirkſamkeit des Armeniers ſo glaubhaft zu machen, daß der lang verhaltene Grimm des Lentulus in zornentbrannten Reden wider den Fremdling ſeine Entladung fand. Dieſer aufgeblaſene Barbar, der ſich erfrechte, die Abſichten römiſcher Bürger mit gaukleriſcher Hand zu durchkreuzen! Dieſer elende Heuchler, der ohne Zweifel nur darum für Brenna eintrat, weil er ſie ſelbſt begehrte, oder weil ſein jugendlicher Genoſſe, der weiberſüchtige Kleon, ihr nachſtellte! Wahrlich, er ſollte erfahren, wie Lentulus mit ſolchen Fremdlingen umſprang, und wenn ſie zehnmal den Präfecten umgarnt hielten! Er ſollte ihn kennen lernen, den reichſten Bürger Campaniens, der das Gold in ſeinen Truhen nicht ſchonte, wenn es galt, einen Rivalen zu züchtigen oder erlittene Unbill zu rächen!

Die Erregtheit des Lentulus war der richtige Augenblick für die Mittheilung jener geheimnißvollen Zuſchrift aus Brundiſium. Sextus ließ ſich ein feierliches Gelöbniß des Schweigens ablegen; er wußte dem Lentulus einzureden, dies Schweigen ſei nicht nur unerläßlich für den Erfolg, ſondern auch um deswillen rathſam, weil der Präfect die Bemühungen gegen Pruſias im Fall des Mißerfolgs höchlich verübeln könne.

Lentulus war ſofort Feuer und Flamme.

„Ein unbezahlbares Actenſtück!“ rief er ein- über's andremal. „Kein Zweifel, er führt Uebles im Schilde. Er iſt ein Gauner oder ein Landesverräther. Sextus,

wenn es gelänge . . .! Aber laß uns erwägen! Laß uns erwägen! Vorſicht, Sextus! Nichts übereilen! Wir müſſen ihn ſicher haben, ſonſt entſchlüpft er uns noch im letzten Moment!“

Raſchen Blicks durchmuſterte er ſeine Verbindungen mit Brundiſium. Er nannte eine Reihe von Namen und ſtellte bald hier, bald da eine Vermuthung auf, die nicht des Scharfſinns entbehrte.

„Zu allem Ueberfluß,“ rief er, plötzlich emporfahrend, „ſteht mir gerade jetzt ein ausgezeichneter Kenner aller brundiſiſchen Verhältniſſe perſönlich zur Seite; ein Schenkwirth mit Namen Xenophanes, der mir vor Jahren ſchon bemerkenswerthe Dienſte geleiſtet.“

„Seinen Namen glaub' ich gehört zu haben,“ erwiderte Sextus. „Jawohl, ich entſinne mich. Meine Mutter hat mir von einem kranken Kinde erzählt, das er zurückholen wollte . . . Ein ſauberer Burſche, dieſer Xenophanes . . .“

„Ein Spitzbube, zugegeben — aber ſchlau wie ein Schakal. Ich will ihn einweihen. Für ſeine Verſchwiegenheit hafte ich. Er kann uns Dienſte leiſten wie kein Andrer in ganz Italien, — ſei es nun, daß wir ihn hierbehalten, ſei es, daß wir ihn nach Brundiſium zurückſchicken.“

„Wir beſprechen das noch,“ ſagte Sextus befriedigt. „Für heute iſt meine Zeit um; ſende mir einen Sklaven, ſobald du eine Unterredung begehrſt.“

Hiermit waren ſämmtliche Punkte, die Sextus Fannius ſich vorgeſetzt, glücklich erledigt. Er beſtieg ſeine Sänfte und ließ ſich nach dem Veſtibulum des elterlichen Wohnhauſes tragen, wo er einen Theil ſeines Gefolges verabſchiedete. Nur zwei Sklaven und ein junger Client ſchritten mit dem Gebieter durch den Thürgang nach dem Atrium.

Hier prangte Alles im fröhlichſten Feſtſchmuck. Breite Guirlanden ſchwangen ſich über den Thüreingängen; die Schäfte der doriſchen Marmorſäulen waren mit Lorbeer und Myrthen umkränzt; ſelbſt den Eſtrich bedeckte zerſchnittener Buchs, mit den letzten Roſen des campaniſchen Herbſtes vermiſcht. Eine Geſellſchaft von ſechzig oder ſiebzig Perſonen — Männer wie Frauen in ſchimmernden Prachtgewändern — ſchaarte ſich um Quintilia, die an der Pforte des großen Wohngemachs aufrecht ſtand, hoheitsvoll und ſympathiſch wie je.

Der heutige Tag, der dritte vor den Iden des Monats October, war Quintilia's Geburtstag. Vor einer Stunde ſchon hatten die meiſten der jetzt anweſenden Perſonen ihre Glückwünſche dargebracht und, dem alten Brauche gemäß, ihre Feſtgaben überreicht. Es war eine auserleſene Geſellſchaft. Der Herrin vom Hauſe zunächſt gewahrte man den Präfecten Lucius Manilius, das freundlich-kluge Antlitz ſtrahlend im vollen Glanze der wiedererlangten Geſundheit. Etwas abſeits auf den koſtbaren Teppichen einer Bronzebank ſaß Näbia, die Gattin des

Lucius Manilius, mit Kleon und Pſyche plaudernd, deren zwar noch immer geheim gehaltene, aber doch augenſcheinliche Beziehungen ihr beſonderes Intereſſe weckten. Einige weitläufige Vettern des Hauſes theilten ihre Aufmerkſamkeit zwiſchen Quintilia und Fannia.

Cajus fehlte noch. Um der theuren Mutter zu zeigen, daß die Streitigkeit über Brenna keinerlei Mißhelligkeit zwiſchen den Brüdern zurückgelaſſen, hatten ſie den Beſchluß gefaßt, bei der heutigen Feier gleichzeitig vor Quintilia zu treten und ein gemeinſames Feſtgeſchenk darzubringen. Von der Ankunft des Sextus in Kenntniß geſetzt, erſchien Cajus, der bis dahin gewartet hatte, eilig im Atrium. Die Beiden begrüßten ſich. Dann winkte Cajus der blonden Brenna, die, ganz in Lichtblau gekleidet, ein Käſtchen aus Citrusholz in den Händen, abſeits hinter den Säulen ſtand.

Die Blicke der Anweſenden hatten ſich ſchon voll Neubegier den beiden Jünglingen zugewendet, denn man fragte ſich, wie es komme, daß die Söhne nicht die Erſten ſeien bei der Geburtstagsfeier der Mutter. Jetzt, da ſie Arm in Arm durch die Reihen der Gäſte ſchritten, wich Alles wie auf Verabredung zu beiden Seiten zurück.

Die Augen der Matrone leuchteten hell auf in freudigſtem Mutterſtolz, als ſie die beiden jugendlich ſchönen Geſtalten ſo auf ſich zukommen ſah, — Sextus ein Bild vollentwickelter Kraft, klar, vornehm und ſieghaft in jeder Miene, trotzig und liebenswürdig zugleich, — und Cajus

minder ſtreng in der äußeren Haltung, aber harmoniſcher, das Antlitz wie von geheimnißvollem Feuer durchglüht, die Lippen unmerklich geöffnet, als ob ein Klang von beſtrickender Anmuth oder das begeiſterte Wort eines Sehers daraus hervorquellen ſollte.

Die Brüder traten zu Quintilia heran, umarmten und küßten ſie, und überreichten ihr dann gemeinſchaftlich den kunſtvoll geſchnitzten Schrein, während Brenna ſich erröthend zurückzog. Als Quintilia das Käſtchen öffnete, gewahrte ſie eine ſchwere goldne Halskette von auserleſenſter Arbeit, reich mit Smaragden, Chryſolithen und Topaſen geſchmückt.

„Nicht was wir ſchenken," ſagte Sextus mit freudig bewegter Stimme, „ſondern wie und in welchem Sinne wir's ſchenken, ſoll dir, geliebte Mutter, von Werth erſcheinen. Dieſe Kette ſei dir Symbol der unauflöslichen Zuſammengehörigkeit aller Derer, die dein Herz mit Liebe umſchließt. Wie das Metall, aus verſchiedenen Adern gewonnen und vielleicht Gebirgen entſtammend, die durch weite Zwiſchenräume von einander getrennt ſind, gleichwohl in dieſem Kunſtwerk untrennbar verſchmolzen iſt, ſo wird auch kein Unterſchied der Meinungen Diejenigen zu entzweien vermögen, die das Schickſal in der Kette einer höheren Gemeinſchaft vereinigt hat."

„Wahrlich, niemals!" fügte Cajus hinzu. Er wollte weiter ſprechen, aber die Stimme verſagte ihm. Der Contraſt zwiſchen dem, was Sextus meinte, und was er,

Cajus, bei den Worten des ahnungsloſen Bruders zu denken hatte, wirkte zu überwältigend.

Als die beiden Jünglinge nach einiger Zeit ſich von der Mutter hinwegwandten, um auch die übrige Geſellſchaft, insbeſondere den Präfecten und die ſchönheitſtrahlende Näbia zu begrüßen, erſchien langſam und bedächtig der Letzte unter den Glückwünſchenden — Pruſias.

Vor ihm her ſchritt Afer, auf halbſeidenem Kiſſen eine mächtige Buchrolle in goldverziertem Gehäuſe tragend.

Bei Quintilia angelangt, kniete der Sklave nieder; Pruſias aber verneigte ſich, zog die Rolle, ein wahrhaft fürſtlich ausgeſtattetes Exemplar der homeriſchen Odyſſee, aus der Kapſel hervor, und ſprach mit weithin vernehmlicher Stimme:

„Dafern es auch dem Fremdling geziemt, zu ſolcher Stunde ein Wort zu wagen, ſo wünſche ich der edlen Mutter des Jünglings, den ich ſo raſch in mein Herz geſchloſſen, alles Heil und allen Segen der Götter. Mit der Bitte, es huldvoll anzunehmen, überreicht dir Pruſias hier das alte Lied vom Odyſſeus. Die Gabe erſchien mir paſſend — nicht nur für die Empfängerin, die der unvergänglichen Kunſt der Hellenen in ſo warmer Bewunderung zugethan iſt, ſondern auch für den Geber, der fern der geliebten Heimath ſeine Tage verbringt, und hier, gleichſam auf troiſchem Boden, dem Achäerfürſten Cajus Fannius hülfreiche Hand leiſtet.“

„Ich danke dir!“ verſetzte Quintilia höflich. „Deine

Gabe iſt ebenſo ſinnig wie koſtbar, und mit größter Freude nehm' ich dies Geſchenk in Empfang. Zum hundertſtenmale will ich ſie leſen, die uralte Mär von dem Unergründlichen, der ein König war und dennoch ſchwur, ſein Name ſei ‚Niemand'."

Ruhig forſchend weilte ihr Blick auf dem ernſten Angeſicht des Armeniers. Pruſias verſtand ſie. Er wußte, daß ihre Rede darauf berechnet war, ihn zu verblüffen. Seine Selbſtbeherrſchung aber mißgönnte ihr dieſen Triumph.

„Spricht er nicht wie ein Buch?" flüſterte Nävia, ſtrahlend wie ein glückſeliges Kind, dem die Wärterin eine Puppe geſchenkt hat.

„Ja, wie ein Buch," beſtätigte Sextus mit eiſiger Ironie, „kühl, berechnend, ohne den Klang der lebendigen Stimme, die zum Herzen dringt."

Nävia kräuſelte ein wenig ſpöttiſch die Lippen. Der Ausdruck fröhlicher Kindlichkeit war verſchwunden: die vornehme Dame, die Gattin des Präfecten war übrig geblieben.

„Sextus hat Recht," ſagte jetzt eine klangloſe Stimme. „Alles bei dieſem Fremdling iſt ein Werk des Verſtandes. Er beſitzt keine Seele."

Es war Manilia, die vierſchrötige Tochter des Lucius Manilius, die alſo redete. Ihr forſchendes Auge heftete ſich dabei wie der Blick eines lauernden Raubthieres feſt und ſtarr auf die Züge ihrer ſchönheitſtrahlenden Stiefmutter.

Nävia wandte ſich ab. Wiederum wob jener leiſe Hauch von Spott um ihren roſigen Mund. Sie verſetzte gelaſſen:

„Vor Kurzem noch, liebſte Manilia, haſt du von dem Erretter deines Vaters anders geſprochen.“

Das unſchöne Antlitz Manilia's leuchtete hell auf; aber es war wie ein Blitz; gleich darauf herrſchte wieder die Finſterniß der Verſchloſſenheit.

„Ich beſtreite nicht,“ ſagte ſie rauh, „daß wir ihm Dank ſchulden. Will er's gelohnt haben, ſo ſoll mir kein Opfer zu ſchwer ſein. Dennoch — auch dieſe Rettung war mehr ein Werk ſeines Verſtandes als ſeines Herzens.“

„Natürlich!“ verſetzte Nävia. „Ein Menſch von geringeren Gaben hätte mit aller Gutherzigkeit rathlos geſtanden. Seit wann ſchmäht Manilia, die doch ſelber ſo klug, ſo erfahren iſt, den Scharfſinn und die prüfende Einſicht!“

„Ich ſchmähe ſie nicht; aber ſie erwecken mir da keine Sympathie, wo das einzig Liebenswerthe, das edle, reiche Gemüth fehlt.“

Nävia erröthete.

„Und wer ſagt dir, daß dies bei Pruſias der Fall iſt?“ rief ſie beinahe heftig. „Habt ihr Alle an ihm herumzuſchmälen? Iſt das der Dank für ſeine Wohlthaten, für die aufopfernde Gefälligkeit, die er noch bis zur Stunde jedem unſerer Wünſche entgegenbringt?“

„Unſerer Wünſche? Nur du nimmſt ſeine Gefälligkeit hier in Anſpruch, — und auch du verlangſt nicht gerade ein Opfer!“

Manilia betonte die letzten Worte ganz eigenthümlich. Für jeden Unbetheiligten klang es, als ob ſie ſagen wollte, die Nähe einer ſo liebenswürdigen, — vielleicht allzu liebenswürdigen Frau werde den Armenier für ſeine Mühe wohl ſchadlos halten; auch glaube ſie, daß Nävia's wiſſenſchaftliches Intereſſe nicht allzu tief gehe . . . Die junge Frau jedoch hörte ſeltſamerweiſe nur eine Gehäſſigkeit gegen Pruſias heraus, — und ſo verfehlte die gutgemeinte Abſicht Manilia's ganz und gar ihren Zweck. In der That, dieſe Abſicht war gut gemeint. Mit dem Blicke des Argwohns hatte dieſes vortreffliche Mädchen die immer wachſende Begeiſterung ihrer Stiefmutter für die gewaltige Perſönlichkeit des Armeniers beobachtet, und, von unaufhörlicher Angſt um die Ehre und den Frieden ihres heißgeliebten Vaters zernagt, Alles aufgeboten, um den Verkehr zwiſchen Nävia und Pruſias nach Möglichkeit einzuſchränken. Jetzt verſuchte ſie's — ihrer beſſern Ueberzeugung zum Trotz — mit der Herabſetzung ſeines Charakters, ohne zu ahnen, daß gerade bei Nävia dieſer Kunſtgriff übel angebracht war. Die Schwärmerei der jungen Frau gewann ſo den Anſtrich einer edlen Oppoſition, einer beſſeren Erkenntniß gegenüber den Verkleinerern des unvergleichlichen Mannes, — und wahrlich, es bedurfte keines ſolchen Hilfsmittels, um Nävia's Selbſtbewußtſein und das

Ungeſtüm ihrer widerſpruchsvollen Regungen noch zu ſteigern.

Als die junge Frau nach langem Hin- und Herreden ſich achſelzuckend von Manilia und Sextus entfernte, da flammte ihr Antlitz in lichtem Roth, und auf der blühenden Lippe lag der Ausdruck eines vornehmen Eigenſinns, der verachtungsvoll auf die ganze Menſchheit mitſammt ihren Geſetzen, Vorurtheilen und Meinungen herabzuſchauen und die Luſt zu verrathen ſchien, mit einem einzigen Athemzug das ganze Gebäude der bürgerlichen Geſellſchaft über den Haufen zu blaſen, — nicht um einer großen Idee willen, nicht im Drange einer unwiderſtehlichen Leidenſchaft, — ſondern aus der Laune eines Kindes heraus, das da ſagt: Ich will, weil ich will!

Sechſtes Kapitel.

Quintilia hatte im großen Speiſeſaal eine prächtige Tafel herrichten laſſen. Da jetzt der Oberſklave des Triclinium vermelden ließ, daß Alles bereit ſei, ſtrömten die Gäſte durch die beiden Corridore nach dem korinthiſchen Säulenhof. Aus dem blumengeſchmückten Triclinium tönte ihnen die neueſte ſüdhiſpaniſche Weiſe, eine ſchmelzende Tanzmuſik, als Willkommen entgegen. Die Leute des Tricliniarchen, in goldgelber Tunica, wieſen jedem Einzelnen mit unterwürfiger Höflichkeit ſeinen Platz an, reichten Blumen und Eſſenzen herum, — und das Feſtmahl begann.

Es war kein Geringerer als Lucius Manilius, der gleich zu Anfang in wohlgeſetzter Rede den Trinkſpruch auf Quintilia als die Heldin des Tages ausbrachte.

Seine Worte, obgleich vorbereitet, kamen aus der Tiefe eines warm erregten Gemüths. Als er zum Schluß auch der blühenden Tochter und der beiden Söhne gedachte, deren Herzen vereint ſchlügen in der gleichen Liebe und Verehrung zur theuren Mutter, da lag es auf den Zügen

Quintilia's wie der Glanz einer ſtillen, reinen Glückſeligkeit, die über alle Stürme des Lebens erhaben ſchien.

Nach Schluß des Feſtmahls vertheilte ſich die Geſellſchaft in die Exedra, unter die Säulengänge des Periſtyls oder hinaus in den Park, wo die campaniſche Sonne trotz der vorgerückten Jahreszeit noch immer eine behagliche Wärme ausgoß.

Hier unter den mächtigen Ulmen, die ihr herbſtlich falbes Laub auf die Wege ſtreuten, ſuchte Lucius Manilius ſein Blut, das der reichlich genoſſene Meth allzu ſehr nach der Stirne gedrängt, wieder abzuwiegeln. Er ſchritt, von Sextus, Nävia und Pruſias begleitet, auf und nieder, ſog mit voller Bruſt die würzige Luft ein und lauſchte dem friſchen Geplauder ſeiner jungen Gemahlin, die beinahe ausſchließlich das Wort führte, und ſich nur ab und zu unterbrach, um von Pruſias oder dem Gatten eine kurze Antwort zu hören.

Sextus ſprach keine Silbe. Ein leichtes Stirnrunzeln verrieth, daß ihn die Art und Weiſe Nävia's wenig erbaute.

Nach einer Weile gelangten ſie bis in die Nähe des Gartenhauſes, unter deſſen Veſtibulum Pruſias neulich den Sklavenaufſeher des Lentulus Batiatus verhört hatte. Von hier aus zog ſich in gewundener Linie ein Pfad nach dem Gipfel einer ſanften Bodenerhöhung, die weſtwärts den Blick auf Capua und die campaniſche Ebene erſchloß. Nävia ſprach den Wunſch aus, dieſen Pfad zu erſteigen;

Lucius Manilius aber legte ſeinem Adjutanten Sextus vertraulich die Hand auf die Schulter und ſagte, ein leiſes Gähnen zurückdrängend:

„Begleiteſt du mich nach dem Säulenhof? Dies Auf- und Abſchreiten ſo unmittelbar nach der Mahlzeit hat mich ermüdet. Mögen die Aerzte mir's hundertmal als goldne Regel der Diätetik empfehlen: mein ſterblicher Leib weiß es beſſer. Laß die Schülerin mit dem Lehrer dieſen Soracte allein erklimmen: die Beiden merken nichts von der Mühſal, denn ſie verſenken ſich plaudernd in die Räthſel der Weltweisheit. — Ueberdies," fügte er leiſer hinzu, „habe ich Manches mit dir zu reden, und ich fürchte, es bietet ſich heute kaum noch Gelegenheit."

Sextus kämpfte mit ſich. Vergeblich ſuchte er nach einem ſchicklichen Vorwand, den Präfecten zum Bleiben zu überreden. Er war nahe daran, ſich durch irgend eine Unbeſonnenheit bloßzuſtellen, denn er glaubte in den Blicken des Armeniers etwas wie Hohn oder Triumph zu leſen. Schließlich zwang er ſich zu einer höflichen Phraſe, lächelte ſein urbanſtes Lächeln, und ſchritt mit ſeinem Vorgeſetzten von dannen.

Was Sextus Fannius für den Ausdruck eines triumphirenden Hohnes genommen, das war lediglich eine gewiſſe Befangenheit. Pruſias hätte das Alleinſein mit Nävia gerade jetzt, bei dieſer ungewöhnlichen Lebhaftigkeit ihrer Stimmung, gerne vermieden . . . Er fürchtete, hingeriſſen von dieſer Lebhaftigkeit, möchte er allzu deutlich

verrathen wie ſirenenhaft ihn der eigenartige Liebreiz ihres Weſens beſtrickte. Ein ſolches Verrathen aber mußte die Verſtrickung nur unlöslicher machen; denn wie die Dinge lagen, durfte Pruſias vorausſetzen, daß Nävia über die Entdeckung ſeiner Gefühle keineswegs in Verzweiflung gerathen würde. Mit geheimem Grauſen dachte er an die Möglichkeit, daß er hier — zum erſtenmale in ſeinem Leben — wirklich und wahrhaftig gebannt werden könnte, — gebannt von einem Weibe, das er aus hundert Gründen niemals erobern durfte, von einer Tochter des verhaßten Stammes der Römer, von der Gemahlin eines Andern, — eines Gegners, und doch eines Freundes!

Dazu gerade jetzt, da er jeden Augenblick zur entſcheidenden That gedrängt werden konnte, gerade jetzt, da die Aufgabe, die er ſich vorgeſetzt, ſeine volle Kraft, ſeine ungetheilte Hingabe, ſeine leidenſchaftsloſe Klarheit verlangte!

Er machte ſich Vorwürfe, daß er nicht ſchon längſt — auf die Gefahr hin, Nävia, den Präfecten und ſelbſt Quintilia gegen ſich aufzubringen — die Pflichten der Höflichkeit ohne weiteres verletzt und den Verkehr mit Nävia völlig abgebrochen oder doch auf das dürftigſte Maß verringert hatte. Er glaubte ja ſelbſt nicht an den Ernſt dieſer wiſſenſchaftlichen Launen, die allerhöchſtens ein wenig mit der Neugier verwandt waren. Jetzt freilich war es ſchon faſt zu ſpät ... Oder es lohnte nicht mehr, — denn vor Ende noch des laufenden Monats ſollten

ja die großen Feſtſpiele ſtattfinden, die Lentulus Batiatus den Capuanern geplant hatte: der erſte Tag aber dieſer Feſtſpiele war von Pruſias auserſehen worden für den Beginn ſeiner großen Action, für den Ausbruch ſämmtlicher Gladiatoren aus der Caſerne des Lentulus.

Während der Magier dies Alles im erregten Geiſt hin- und herwälzte, erklang unaufhörlich zu ſeiner Seite das holdſelige Geplauder des ſchönen Weibes. Sie bemerkte nicht, daß ihr Begleiter nur den Schall, nicht aber den Sinn ihrer Worte vernahm. Erſt wie ſie plötzlich verſtummte, fand ſich Pruſias aus der Welt ſeiner Gedanken zurück in die Gegenwart. Beinahe verſtohlen kehrte er den Blick auf die ſchlanke Geſtalt, die, den Faltenwurf ihrer Stola bis über den Knöchel aufſchürzend, das reizendſte Füßchen zeigte, das jemals über die Wege eines römiſchen Modegartens gewandelt. Dies Füßchen, weiß wie Marmor und kreuzweiſe mit perlgeſchmückten, purpurrothen Bändern umſchnürt, ſchien dem ernſten Manne ſo unwiderſprechlich das leichte, glückſelige, götterähnliche Dahinſchreiten über alle Unebenheiten des Lebens zu ſymboliſiren, daß ihm ein leiſer Seufzer über die Lippen glitt . . .

Wortlos ſchritten jetzt die Beiden neben einander her. Zwiſchen Lorbeerhecken und Cypreſſengeſträuch erreichten ſie den Gipfel des Hügels. Hier befand ſich ein freier Platz mit einer marmornen Ruhebank. Während des Sommers waren die Schößlinge des Buſchwerks, das der Gärtner bis dahin kurz gehalten, üppig emporgeſchoſſen; ſie ver-

deckten beinahe die Ausſicht auf die ſchimmernde Stadt, deren ſonnbeſtrahltes Bild nur hier und da durch die Lücken blitzte.

Langſam ließen die Beiden ſich auf die Bank nieder. — So verſchwanden auch die letzten Spuren der Fernſicht. Man glaubte ſich im Hain der Nymphe Egeria . . .

Nävia brach das Schweigen zuerſt.

„Ich habe verſtanden," ſagte ſie, „was du meinteſt, als du heute im Atrium zu Quintilia geredet. Du fühlſt dich fremd und freudlos hier im Lande der Römer."

„Cajus Fannius liebt mich," verſetzte Pruſias.

„Nein, nein," rief Nävia erregt. „Auch Cajus Fannius verehrt nur deine Größe als Denker und Magier. Glaubſt du denn, er würde derſelbe bleiben, wenn du den Quell deiner gottbegnadeten Weisheit plötzlich verſiegen ließeſt?"

„Ich hoffe."

„Du täuſcheſt dich! Die Männer ſchätzen nur deine Künſte und Tugenden: ſolche Freundſchaft aber hat noch Keinem die Fremde zur Heimath gemacht. Den Mann um ſeiner ſelbſt willen liebt nur ein Weib."

Der Armenier ſchaute ihr voll in's Geſicht. Die großen Kinderaugen mit den langen ſeidenen Wimpern ſchimmerten im Glanze einer räthſelhaften Verzückung; der ſchöne Mund lächelte ſo bezaubernd, ſo wonniglich, daß es den Erſchreckten heiß überrieſelte. Nein, er konnte

nicht länger im Zweifel ſein, was ihre Worte beſagten. Es überkam ihn wie unſägliche Himmelsluſt; unwillkürlich und aller beſſern Einſicht zum Trotz ergriff er die volle, weiche Hand, die in ſüßer Schlaffheit an den Falten der Stola herabhing. Im nächſten Augenblicke jedoch hatten ſich die marmorſchönen Arme geſtrafft, ſeinen Nacken umklammert und ihn mit unbeſchreiblicher Leidenſchaft an die Bruſt gezogen. Der ſüße, blühende Mund, der ſo ſilbern zu plaudern wußte, preßte ſich auf den ſeinigen und erſtickte ihn faſt mit glühenden Küſſen. Pruſias hätte nicht längſt ſchon unter der Botmäßigkeit dieſes Liebreizes ſtehen müſſen; er hätte nicht das tief erregbare Herz und die überſprudelnde Kraft des Empfindens beſitzen dürfen, um dieſem verführeriſchen Anprall ſiegreich die Stirne zu bieten. Seiner ſelbſt nicht mächtig, umfing er die biegſame, volle Geſtalt, die in allen Fibern erbebte, und küßte ihr voll Inbrunſt die Stirne, die Wangen, die Augen und das lichtbraun ſchimmernde Haar.

Plötzlich aber fuhr ſie empor.

„Du Geliebter, du Einziger!“ hauchte ſie, noch einmal ihre Lippen auf die ſeinigen preſſend.

Dann, als ob ſie beſorge, die kühle Vernunft möge in dieſer Tollheit dennoch zum Wort kommen, riß ſie ſich los und eilte leichten Fußes den Hügel hinab.

Wie ein ſinnlos Berauſchter blickte Pruſias ihr nach. Sein Hirn ſchwindelte; ſein Herz jauchzte. Zugleich aber legte ſich ihm ein dumpfer Druck auf's Gemüth . . .

Tief Athem ſchöpfend erhob er ſich. Er wollte hinweg von der Stätte, die ihn ſo widerſtandslos in Feſſeln geſchlagen. Im nächſten Augenblick aber prallte er jählings zurück. Vor ihm ſtand Sextus Fannius, unbewegt wie ein Marmorbild. Sein Geſicht war von tödtlicher Bläſſe bedeckt; mit verzehrender Gluth weilte ſein ſtrenger Blick auf dem Gegner.

Pruſias machte unwillkürlich einen Schritt rückwärts. Eine Sekunde lang ſchien der ſonſt ſo eiſerne, unerſchütterte Mann die Ueberlegenheit, die dem Jüngling aus der Situation erwuchs, anerkennen und ſich beugen zu wollen. Es war zweifellos, Sextus Fannius hatte Alles gehört und geſehen; er ſtand da wie ein Abgeſandter des Zeus Xenios, der die Frevel gegen die Geſetze der Gaſtfreundſchaft rächt, — und Pruſias hatte auf die Anklagen, die ſein ſtummer Blick ihm entgegenſchleuderte, Nichts zu erwidern. Gleich darauf aber bäumte ſich der verwundete Stolz mächtig empor, und zum erſtenmal ward der Armenier ſich klar darüber, daß er den übermüthigen Römer im tiefſten Herzensgrund haßte. Dieſer Späher, der ihm hier auflauerte, der ihn beſchlichen hatte, um ihn zu Grunde zu richten, — er war nicht werth, daß ein Mann wie Pruſias auch nur ſekundenlang vor ſeinem Antlitz die Blicke zu Boden ſchlug; er war die Schlange, die der Wanderer mit der Spitze des Stabs aus dem Wege ſchleudert, der Skorpion, den der Hirte mit dem Felsſtein zerſchmettert. Ohne die Möglichkeit zu erwägen,

daß Sextus Fannius zufällig, oder doch in minder verfänglicher Abſicht dem Paare nachgewandert ſein mochte, hob der Armenier nach Verwindung jener erſten Schwäche das Haupt und fragte im Ton eines Gebieters, der einen Sklaven zur Rede ſtellt:

„Was ſuchſt du hier?“

Sextus Fannius ward noch bleicher. Krampfhaft ſchloß ſich ſeine Rechte zur Fauſt.

„Was ich gefunden habe,“ verſetzte er augenrollend: „den Beweis für die Verrätherei eines Ehrloſen!“

Seine Stimme klang hohl; ſeine Lippe zuckte, als er dies ſagte. In gleichem Maße aber, wie Sextus, von Haß und Zorn überwältigt, ſeine Haltung verlor, gewann ſich Pruſias die Selbſtbeherrſchung und Ruhe zurück. Er fühlte, daß dieſer Augenblick für die Zukunft ſeiner großen Pläne entſcheidend war. Ließ er ſich von den Regungen ſeines Ingrimms zu irgend einer Unbeſonnenheit fortreißen, ſo waren die Folgen nicht abzuſehen. Als Fremdling ſtand er dem römiſchen Bürger ohnedies beinahe rechtlos gegenüber: er mußte die Wunden ſeiner Eigenliebe alſo geduldig bluten laſſen und Alles aufbieten, um den Conflict mit Sextus hinauszuſchieben.

An der Marmorbank, auf der er mit Nävia geſeſſen, hatte ſich durch den vieljährigen Einfluß der Witterung eine ſchwere eiſerne Klammer gelöſt. Wie um der Kraft ſeiner Erbitterung einen Ausweg zu gönnen, riß er dieſe Klammer jetzt vollends heraus, faßte ſie dann mit beiden

Händen, und trat, die Brauen zuſammenziehend, vor Sextus Fannius heran.

„Du nennſt mich einen Ehrloſen,“ ſagte er mit gedämpfter Stimme. „Sieh', mein Knabe, ich könnte dich ob dieſer Rede zerbrechen, wie ich hier dies Eiſen zerbreche, — und wahrlich, meine Rache würde nicht fragen, was etwa nachkäme! Aber ich ſchone in dir den Bruder des theuren Cajus, — und deshalb genügt es mir, dir zu ſagen, daß du eine Lüge geſprochen!“

Bei dieſen Worten hatte er das Eiſen entzwei geknickt wie ein dürres Holz. Mit verächtlicher Geberde warf er dem Jüngling die beiden Stücke dicht vor die Füße.

Ein heiſeres Lachen gab ihm die Antwort.

„Ich brandmarke deinen Verrath,“ raunte Sextus ihm zu, „und ſtatt dich zu rechtfertigen, giebſt du mir Kraftproben! Ich lüge, behaupteſt du, — und du beweiſeſt, in Ermangelung der Gründe, mit Muskeln! Aber ich ſage dir, Fremdling, daß ich für ſolche Beweiſe keine Empfänglichkeit habe! Nochmals: du handelſt wie ein Ehrloſer, — und ich werde nicht dulden, daß ein Barbar, ein Orientale, den Ruf und die Ehre eines römiſchen Bürgers befleckt.“

„Ich begreife,“ verſetzte Pruſias mit kaltem Hohn. „Es wäre dir minder peinvoll, wenn dieſe Befleckung durch einen Römer, vielleicht durch Sextus Fannius geſchähe . . .“

Der Jüngling machte eine drohende Bewegung.

„Erſchrickſt du, deinen Hochſinn entlarvt zu ſehen?“ ſpottete Pruſias. „Es war ſo glorreich, den Neid und die Eiferſucht in's Gewand der ſelbſtloſen Tugend zu hüllen . . .“

„Und wenn dem ſo wäre?“ rief Sextus außer ſich. „Was ich fühle und denke, das iſt mein eigen, — und keinem Sterblichen ſchulde ich Rechenſchaft. Du aber haſt die Unbedachte mit dem Trug deiner Künſte umſponnen, du haſt verführt, wo ich nur zu huldigen wagte, — und nicht mit den lautern Mitteln des Menſchen, ſondern mit den Kniffen des Dämons. Höre jetzt, was ich dir ſage! Ich, Sextus Fannius, verbiete dir, mit der unglückſeligen Thörin fernerhin auch nur ein Wort, einen Blick zu wechſeln, — oder, bei allen Göttern . . .“

„Nun? Vollende!“

„Ich enthülle deine Miſſethat dem Präfecten.“

Pruſias ſchwieg. Dieſe Möglichkeit war ihm in all' der Wirrniß noch nicht zum Bewußtſein gekommen, — vielleicht ſchon um deswillen nicht, weil er trotz aller Antipathie zu vornehm von Sextus dachte, um ihn einer niedrigen Angeberei für fähig zu halten. Der exaltirte Gemüthszuſtand des jungen Mannes ließ jedoch die Drohung, nachdem ſie einmal ausgeſprochen, bedenklich erſcheinen. Wenn Sextus dieſe Drohung verwirklichte, ſo war Alles verloren; ſelbſt im günſtigſten Falle wurde die Stellung des Armeniers im Hauſe des Cajus Fannius unhaltbar; der ganze Plan ſtürzte über den Haufen.

Es war ein ſchwerer Kampf, den Pruſias mit ſeinem unbeugſamen Stolz kämpfte. Gerade dieſem Sextus Fannius gegenüber koſtete ihm die Selbſtverleugnung ein qualvolles Opfer. Gleichviel! Auch dieſes Opfer mußte gebracht werden.

„Du erwähnſt den Präfecten," ſagte er leiſe. „Ich bekenne dir freimüthig und auf die Gefahr hin, dir klein und feig zu erſcheinen, daß der Gedanke an Lucius Manilius mir wie ein Feuerbrand in die Seele fällt. Nicht, als ob ſein Zorn mich erſchreckte: aber du weißt es, Lucius Manilius hat mir Gunſt und Freundſchaft erwieſen, — und in tiefſter Seele würde ich's mitempfinden, wenn durch meine Schuld Jammer und Schande auf ihn gehäuft würde. Ich frage nicht, was und wieviel du geſehen haſt: ich erkläre dir Nichts; ich erſuche dich nur, um ſeinetwillen zu ſchweigen. Als Gegenleiſtung biete ich dir das Verſprechen, das Haus des Mannes fortan zu meiden und jedem Zwiegeſpräche mit Näbia auszuweichen."

Sextus lächelte. Es war ein Lächeln herbſter Geringſchätzung. Pruſias verſtand ihn, — ließ ſich jedoch in ſeiner Rolle nicht irre machen.

„Wohlan denn," ſagte der junge Römer, die Arme keck vor der Bruſt kreuzend, „dieſen Vertrag nehme ich an. Wehe dir, wenn du ihn brichſt!"

Er ſprach's, und wandte ſich finſter blickend zum Gehen. Pruſias aber ſetzte ſich auf die Bank und ſtützte das erglühende Haupt in die Rechte. Dumpfe Trauer

legte ſich auf ſein erregtes Gemüth. Zum erſtenmale, ſeit die Verſchwörung gegen den römiſchen Uebermuth ſeine Seele erfüllte, hatte er ſich durch Empfindungen übermannen laſſen, die abſeits lagen von dem Weg nach dem großen, leuchtenden Ziele. Er hatte vergeſſen, daß er kein römiſcher Cavalier war, keiner von dieſen Söhnen des Augenblicks, deren ſinnloſes Daſein einem rauſchenden Bacchanal glich; er hatte vergeſſen, daß er als Kämpfer im Dienſte der Menſchheit auf rauhen Pfaden einherſchritt, daß er entſagen mußte, ſo verführeriſch auch das Leben mit ſeinen ſchimmernden Goldfrüchten locken mochte.

Eine Weile ſaß er ſo, von Reue zernagt, auf der einſamen Steinbank. Dann aber hob er den Blick ſtolz wie ein Sieger dem Strahl der Sonne entgegen. Er ſchwur ſich, dem Verſprechen, das er dem Sextus Fannius gegeben, treu zu bleiben, — wenn auch wahrlich aus höheren Gründen, als Sextus vermuthete. Er gelobte ſich, Nävia zu meiden und nur Eine Braut, Eine Geliebte, Eine Göttin zu kennen: die Freiheit, die Erlöſung der bewohnten Erde von den Feſſeln der Römer.

Siebentes Kapitel.

Südoſtwärts von Capua, an der Grenze des ſtädtiſchen Weichbilds, lag ein finſteres Gebäude, das von außen wie eine Feſtung, von innen wie ein Säulenhof ausſah. Dieſes Gebäude war die Gladiatorencaſerne des Lentulus. Rings um die Colonnaden lief eine Reihe enger, niedriger Zellen: die Schlaf- und Wohnräume der Gladiatoren. In der Mitte des Hofraums ſtand ein Dutzend manns-hoher Pflöcke, mit Eiſenblech und Buckeln beſchlagen. An dieſen Pflöcken übten ſich die Neulinge mit dem Rappier, bis ſie die erſten Kunſtgriffe inne hatten. Rechts und links gewahrte man Vorrichtungen zum Springen, zum Speerſchleudern und Bogenſchießen. Schritt man durch die Mitte des Hintergrunds weiter, ſo gelangte man in den gemeinſamen Speiſeraum, wo die Fechter auf Stühlen aus Tannenholz ihr wenig lockendes Mahl verzehrten — Gerſtenbrei, Hülſenfrüchte und Brod. Hier befand ſich auch die unter dem Verſchluſſe des Oberaufſehers ſtehende Waffenkammer, reich ausgeſtattet mit Allem, was die mannigfachen Gattungen des Arena-Kampfs an

Spießen, Schwertern, Schilden, Netzen, Dreizacken und ſonſtigem Geräth erforderten. Die entlegenſten Räume wurden von dem eben genannten Oberaufſeher und ſeinen Unterbedienſteten — ihrer Mehrzahl nach ehemaligen Soldaten — bewohnt.

Der düſtere Eindruck der Caſerne ſteigerte ſich, wenn man das Innere der Zellen betrat. Einzelne waren noch halbwegs erträglich eingerichtet — etwa nach Art der Cubicula freigeborener Handwerker; die meiſten aber erinnerten faſt an die dumpfen Verließe der halb unterirdiſchen Sklavenzwinger. Kahle, graugetünchte Wände — etwas Unerhörtes unter dieſem farbenliebenden Himmelsſtrich, wo jeder Stall ſeine kunſtloſen Malereien beſaß; eine Bettſtatt aus Ziegeln, mit halbzerfetzten Wolltüchern bedeckt; ein geſtampfter Lehmboden; ein aufgemauerter Block, der als Tiſch diente; und rechts und links an den Wänden eiſerne Ringe mit Ketten, um den Inſaſſen der Zelle feſſeln zu können: das war der ganze Luxus dieſer traurig-öden Gelaſſe.

Es war drei Tage nach den zuletzt geſchilderten Vorfällen, — etwa eine Stunde vor Mitternacht. Ein trüber hier und da zu Wolken geballter Dunſt hielt die Sterne verſchleiert. Der Mond befand ſich noch unter dem Himmelsrand; graue Finſterniß lag rings auf allen Wegen und Stegen. In der Caſerne des Lentulus herrſchte das tiefſte Schweigen. Die Thüren der Cubicula waren feſt verſchloſſen; wer das Ohr wider das kreisförmige Luft-

loch preßte, konnte die tiefen, regelmäßigen Athemzüge der ermüdeten Schläfer hören.

Da huſchte durch die ſchwärzlichen Schatten der Colonnade rechts vom Haupteingange eine hagere Geſtalt, ſchlich behutſam an die Thüre der vierten Zelle und ſchob den Riegel zurück. Es war einer der Unteraufſeher, Oinomaos mit Namen, den der Kelte Chamavus für die Sache des Pruſias gewonnen hatte. Eine Sekunde lang hielt Oinomaos inne und lauſchte. Dann ſteckte er den Kopf durch die Thürſpalte und flüſterte faſt unhörbar:

„Spartacus!“

„Oinomaos!“ klang es in gleicher Weiſe zurück.

„Es iſt Zeit, Spartacus! Leiſe, leiſe, bei allen Göttern!“

„Ich bin bereit,“ verſetzte der Thraker, langſam und vorſichtig ſeine Zelle verlaſſend.

Oinomaos ſchlich nun weiter bis zur ſiebenten Zelle, die den Kelten Krixos beherbergte, ſchob auch hier den Riegel zurück und flüſterte ſeinen Mahnruf. Gleich darauf trat Krixos zu den beiden Genoſſen.

Alle Drei waren barfuß, um kein Geräuſch zu verurſachen; die Sandalen trugen ſie in den Händen.

Nachdem ſie die Riegel wiederum vorgelegt, ſchlichen ſie auf den Zehen nach dem hinteren Hofraum und erreichten das geöffnete Poſticum. Tief Athem ſchöpfend traten ſie in die wolkige Nacht hinaus. Wider die Mauer

eines benachbarten Grundſtücks gelehnt, banden ſie ſich die Sohlen unter die Füße. Dann ſchritten ſie weiter.

Noch hatte keiner von ihnen eine Silbe geredet. Erſt hundert Ellen feldeinwärts brach der Thraker Spartacus dies beklommene Schweigen mit der Frage:

„Wo führſt du uns hin, Oinomaos?“

„Nach dem oskiſchen Heiligthume des Herkules,“ verſetzte der Aufſeher — „dort rechts an der Hügelwand, Sakaraklúm Herecleis nannten's die Gründer, und Sakaraklum heißt's noch im Volke. Mitten im Hain befindet ſich ein Altar, wo in grauer Vorzeit geopfert wurde; rings umher wucherndes Dickicht . . .“

Durch langgeſtreckte Rebengelände ſchritten ſie weiter. Die Stadt mit ihren ſchwarzen, ungegliederten Maſſen lag ihnen ſchweigend zur Linken. Allmählich drehte der Pfad ſich nach rechts, und führte durch Wieſengründe und friſch umbrochenes Ackerland, bis er als kaum erkennbarer Fußſteig den Hain Sakaraklum erreichte.

Unter dem dichten Laub der Oliven und Steineichen herrſchte undurchdringliche Finſterniß. Faſt nur taſtend bahnte ſich Oinomaos den Weg. Nach zehn Minuten machte er vor einem moosbewachſenen Felsblocke Halt und ließ dreimal einen gedämpften Ruf erſchallen, der die Stimme eines Nachtvogels nachahmte. Ein ähnlicher Ruf gab die Antwort. Die drei Verſchworenen kletterten nun um das Felsſtück herum, überwanden eine geröllüberdeckte Böſchung, drängten ſich durch zähes Geſtrüpp und erreichten

zuletzt eine grasbeſtandene Fläche von der Größe eines mäßigen Atriums.

Hiermit war das Ziel ihrer beſchwerlichen Wanderung erreicht. Aus dem Dunkel des jenſeitigen Gehölzes traten vier Männer den Ankömmlingen entgegen: Pruſias, Kleon, der Kelte Chamavus und Afer, — alle vier in dichte Mäntel gehüllt.

„Oinomaos!“ raunte Chamavus, der Vorderſte.

„Hier!“ gab der Aufſeher leiſe zur Antwort.

„Alles in Ordnung?“

„Alles. Die Caſerne liegt wie im Todesſchlaf. Ihr aber? Seid ihr unbemerkt vor das Thor gelangt?“

„Ich dächte, ja.“

Inzwiſchen war Pruſias näher getreten. „Welcher von euch Beiden iſt Spartacus?“ fragte er die Begleiter des Oinomaos; denn die Dunkelheit ließ die Geſichtszüge nicht erkennen, und Krixos und Spartacus waren faſt von gleicher Statur.

„Ich, Herr!“ gab die tiefe Stimme des Thrakers zur Antwort.

„Ich freue mich, dir endlich die Hand zu ſchütteln, nachdem ich ſo lange durch Vermittelung Anderer mit dir verkehrt habe. Sei mir gegrüßt, Spartacus, und laß uns auch fernerhin muthig zuſammenſtehen!“

„Herr,“ verſetzte Spartacus, die dargebotene Rechte ergreifend, „dieſe Stunde wiegt mir Alles auf, was ich während der letzten Monde gelitten habe. Die Stimme

des Erlöſers, der unſere Ketten zerreißen will, gießt Balſam in alle Wunden. Durch Oinomaos weiß ich bereits, wie kühn und doch wie beſonnen du im Entwerfen deiner großen Pläne zu Werke gegangen. Bedarfſt du jetzt meiner zur Ausführung, ſo gebiete über den letzten Blutstropfen meiner Adern: ich gewärtige nur deines Rufes!"

„Wohl, mein Freund," ſagte Pruſias mit warmer Stimme. „Heute gilt es zunächſt, den Tag und die Stunde endgültig feſtzuſetzen. Hat dir Oinomaos unſere Vorſchläge mitgetheilt?"

„Ich weiß Alles, Herr, — und wenn dir meine Anſicht von Werth erſcheint, ſo vernimm, daß ich die Wahl des Zeitpunktes, wie ihr ſie getroffen habt, für die beſte unter allen möglichen halte. Unmittelbar vor den Feſtſpielen läßt ſich Capua ein ſo ungeſtümes Ereigniß am wenigſten träumen. Mit gutem Grunde hegt man im Volke die Meinung, der Gladiator ſei niemals mehr mit ſeinem Schickſal ausgeſöhnt, als wenn der Feſtordner ihm die Waffen reicht. Auch kehrt ſich bei ſolchem Anlaß die Aufmerkſamkeit der Bürgerſchaft völlig von allem Uebrigen ab; ganze Häuſerreihen ſtehen verwaiſt; alle Welt hat nur Gedanken für das blutige Schauſpiel. Bricht unſer Aufſtand zu dieſer Friſt los, ſo bemächtigen wir uns vielleicht ohne ſonderliche Mühe der Stadt, und gewinnen ſo gleich von Anbeginn einen Stützpunkt, der uns den Sieg verbürgt."

Was Spartacus hier von der Stimmung der Gladiatoren aussagte, war überall da begründet, wo es sich um einen wirklichen Kampf handelte. Freilich, er konnte nicht ahnen, welche Rolle gerade ihm von der Tücke des Lentulus zugetheilt war — ein wehrloses Verbluten unter den Griffen der entfesselten Bestien . . .!

Prusias hatte den Worten des Thrakers mit wachsendem Erstaunen gelauscht. Das war Alles so ruhig, so zielbewußt, so einfach entwickelt, daß schon das bloße Anhören die Zuversicht des Gelingens einflößte. Völlig neu für Prusias war der verwegene Gedanke, sich möglicherweise gleich in Capua festzusetzen und von hier aus auf der gewaltigen Basis der Großstadt weiter zu operiren. Wenn er sich bei gelassener Ueberlegung auch sagen mußte, daß diesem Plan etwas Tollkühnes innewohnte, so konnte er die Sache doch nicht ganz von der Hand weisen.

„Du schweigst?“ fragte Spartacus, da Prusias nachdenklich vor sich hinstarrte.

„Ich verarbeite nur, was du in mir angeregt hast. Von Capua selber ist bis zur Stunde niemals die Rede gewesen, — vielleicht nur deshalb, weil ein anderer Feldzugsplan mir von Anbeginn vorschwebte. Ich weiß nicht, ob Oinomaos Zeit gefunden, dir unsere Projecte bezüglich Samniums mitzutheilen. Meine ursprüngliche Absicht, das ganze Oskerthum gegen die Zwingherrschaft aufzurufen, legte den Schwerpunkt unserer Action weiter landeinwärts. Wenn auch die Kürze der Zeit und die drohende Verrätherei

es unmöglich machten, Umfangreicheres in Samnium ſelbſt vorzubereiten, ſo dachte ich doch, mit Allem, was ſich uns hier in Capua anſchließen würde, unverzüglich nach dem Berge Taburnus zu eilen und von dort aus die ſamniſche Landſchaft zu den Waffen zu rufen. Vielleicht aber, wenn das Schickſal uns wohl will, laſſen ſich beide Pläne zu gleich verwirklichen. Jetzt gieb uns zu hören, wie viele deiner Genoſſen du als zuverläſſig erkannt, und in welcher Weiſe du ſonſt gewirkt und gewaltet haſt."

„Herr," verſetzte der Thraker, „noch iſt die Zahl Derer, die ich in Alles eingeweiht habe, gering. Ich hielt es für klüger, nur Wenige zu Vertrauten zu machen, aber Entſchloſſene, Tüchtige und Verſchwiegene, als die Sicherheit unſerer Sache durch allzu viele Mitwiſſer zu gefährden. Iſt der entſcheidende Augenblick da, ſo wird unſer Beiſpiel ſchon die Andern mit fortreißen."

Jetzt trat auch Kleon zu dem Thraker heran und ſtreckte ihm frei und herzlich die Hand entgegen.

„Die Ruhe und Weisheit," ſagte er, „mit welcher du unſere Pläne erwogen haſt, flößt mir Achtung und Sympathie ein. Ich biete dir meine Freundſchaft."

„Ich gedenke ſie anzunehmen, wenn ich die Feſſeln der Schmach unter die Füße getreten und für mich und meine Genoſſen die Freiheit erkämpft habe."

Es folgte nun eine regelrechte Berathung, an der ſich vornehmlich Pruſias, Kleon und der Thraker betheiligten. Auch Krixos wurde mehrfach herangezogen, minder

um ſein Urtheil zu hören, als weil ihm die capuaniſchen Verhältniſſe genauer bekannt waren als den Uebrigen.

Nachdem die Männer alle Einzelheiten ſorgfältig geprüft und erwogen, alle Möglichkeiten berückſichtigt, alle Rollen vertheilt hatten, forderte man den Kelten Chamavus auf, über ſeine Bemühungen in den Sklavenzwingern des Lentulus Bericht zu erſtatten und ſo den zweiten Theil der Verſchwörung mit dem erſten in Verbindung zu ſetzen.

Bezüglich der Inſaſſen dreier Ergaſtula war Chamavus bereits im Reinen. Hier bedurfte es nur eines Winkes, um alsbald eine ſchlagfertige Rotte halbverzweifelter Menſchen den Gegnern der losbrechenden Gladiatoren in den Rücken zu werfen. Die drei Colonnen, über die Chamavus verfügen konnte, wurden ſeit mehreren Wochen in ganz geringer Entfernung von der großen Arena beſchäftigt. Bei jeder einzelnen waren zwei oder drei Aufſeher durch das Gold des Armeniers gewonnen. Ueberhaupt meinte Chamavus, von der eigentlichen Sklavenbevölkerung gelte in noch höherem Grade, was Spartacus von den Gladiatoren behauptet: der Erfolg werde die ungeheure Mehrheit mit fortreißen. Die Zahl Derer, die im Hauſe gütiger Gebieter ein glückliches Daſein führten, ſei eine ſo geringe, daß ſie nicht in Betracht komme.

Unter dieſen Erörterungen verſtrich eine Stunde. Inzwiſchen hatte ein blaſſer Schimmer über den Dunſtmaſſen des öſtlichen Himmels das Aufgehen des Mondes

verkündet; die Finſterniß war minder undurchdringlich geworden. Der mächtige, ſteingethürmte Altar mit den wuchernden Farrenkräutern, die leiſe im Nachtwind ſchwankten, hob ſich deutlicher wider den ſchwärzlichen Grund des Gehölzes ab, — ein ſeltſam feierlicher Anblick in dieſer nächtlichen Einſamkeit. Da jetzt Spartacus die Blicke nach oben richtete, brach die Mondſichel durch's Gewölk und ließ auf die Züge des Gladiators einen halb verlorenen Strahl gleiten. Wiederum hatte Pruſias jene wunderbare Empfindung, die ihn durchrieſelt hatte, als er an jenem Abend auf der Terraſſe des Cajus Ceraunius zum erſtenmale dem Thraker in das männlich-ſtolze Antlitz geſchaut. Kein Zweifel, jener Hirte aus dem aſiatiſchen Hochland, jener Volkos, der ihm ſo lange als Freund und Waffenbruder zur Seite geſtanden, und dieſer Spartacus waren dem gleichen Stamme entſproſſen. Was da ſo tief, ſo mächtig erſchütterte, das konnte nicht eine bloße Laune des Zufalls, ein müßiges Spiel der Natur ſein.

„Spartacus," fragte der Magier, „biſt du jemals in Armenien oder in Pontus geweſen?"

„Nein, Herr; aber meine Mutter war eine Ponterin."

„Wohl! So ſehr du Thraker biſt nach Sprache und Weſen, deine Züge weiſen mehr nach dem Oſtland. Sprich, mein Freund, entſtammte deine Mutter nicht dem Hochgebirge ſüdwärts von Keraſunt?"

„Du ſagſt es, Herr. Deine Sehergabe könnte mich faſt erſchrecken."

„Und doch erklärt ſie ſich überaus einfach. In jungen Jahren hab' ich jenes Bergland mehr als einmal bereiſt und gute Freunde gefunden in ſeinen abgelegenen Schluchten und Thälern. Ein friſches, unverdorbnes Geſchlecht! Deine Mutter alſo verließ die Heimath noch eh' du geboren warſt?"

„Heniochiſche Seeräuber hatten ſie weggeſchleppt, um ſie in Paphlagonien als Sklavin zu verkaufen. Ein wüthender Oſtſturm verſchlug das Schiff an die thrakiſche Küſte. Dort, in der Nähe von Meſembria, entwich die Geraubte in das Wohnhaus eines begüterten Landmanns. Der Sohn dieſes Landmanns, mein Vater, Päonius mit Namen, warb um ſie und nahm ſie zum Weibe."

„Und deine Mutter hat niemals wieder Kunde erhalten von ihren Angehörigen in der Heimath?"

„Doch, zuweilen. Durch einen Schiffer, den ſie einſt in Odeſſus traf, hatte ſie frühzeitig die Nachricht von der glücklichen Wendung ihres Schickſals an ihren Bruder Jolkos geſandt . . ."

„Jolkos!" rief Pruſias. Er beherrſchte kaum noch ſeine Erregung. Ein heißer Strom von Sympathie fluthete durch ſein Herz, da er jetzt ſeine Ahnung beſtätigt fand.

„Du haſt von Jolkos gehört?" fragte Spartacus.

„Der Name drang mir zu Ohren. Kämpfte nicht ein Jolkos rühmlich für den König von Pontus? Fiel er nicht unter den Schwertern der Ueberwinder?"

„Es iſt derſelbe, von dem ich rede."

Prusias konnte sich nicht enthalten, seinem Mitverschworenen nochmals die Hand zu drücken. Die Gewißheit, in diesem Spartacus einen Blutsverwandten des unvergeßlichen Jolkos gefunden zu haben, goß ihm erneute Zuversicht in die Seele, und fester als je glaubte er an den heiligen Schutz des unvergänglichen Mithras, der ihm gleichsam auf's neue den altbewährten Streiter als Gefährten gesandt hatte.

Oinomaos, der Aufseher, mahnte endlich zum Aufbruch. Den ortsvertrauten Führer voran, schritt man über die Lichtung und erreichte das bewachsene Geröll, über das man, die Hände zu Hilfe nehmend, hinabklettern mußte.

Der Letzte in der Gesellschaft war Afer. Wie er mit gewohnter Leichtfüßigkeit über das zerstreute Gestein hinwegsetzen wollte, glitt er aus und stürzte, die Hände vorstreckend, in das thaufeuchte Moos. Bei diesem Anlaß bekam er einen scharfkantigen Gegenstand zu fassen, dessen regelmäßige Gestalt ihn befremdete. Afer hob das Ding auf, und siehe da, es war eine Schreibtafel aus Buchsbaum- oder Olivenholz, die inneren Seiten mit Wachs überkleidet, und, wie der Knabe sich mit den Fingerspitzen leicht überzeugen konnte, mit allerlei kurzen Notizen beschrieben. Ein grober eiserner Stilus mit breitem Spaten war an der Rückseite der Tafel befestigt.

„Die wird Oinomaos oder Chamavus verloren haben," dachte Afer, und eilte den Uebrigen nach. „Wer

weiß, ob's nicht ein Geſchenk der Götter iſt, daß ich mir das Knie da zerſchunden habe. Die Tafel konnte in unrechte Hände gelangen, — und mit allerlei Kreuz- und Querſchlüſſen entdeckte man am Ende zu früh, was wir geheim halten wollen. He, Chamavus, wenn das Ding hier aus deinem Gürtel gefallen iſt, ſo bemühe dich, künftighin beſſer auf dein Geräthe zu achten!"

„Was haſt du?" fragte der Kelte.

„Die Tafel hier. Durch reinen Zufall' hab' ich ſie zwiſchen die Finger gekriegt."

„Das iſt gut," ſagte Chamavus. „Verſchworene müſſen niemals eine Spur hinterlaſſen. Uebrigens gehört die Tafel nicht mir."

Afer wandte ſich nun an den Aufſeher Dinomaos. Auch der wollte von der Tafel nichts wiſſen. Ebenſo Krixos und Spartacus. Daß ſie weder dem Magier noch dem jungen Griechen gehörte, das war von vornherein klar; denn ſo plumpe Tafeln führte kein Mann aus der höheren Geſellſchaft.

„Zeig' her," ſagte Pruſias, dem die Sache zu denken gab. „Dein Sakaraklum, guter Chamavus, ſcheint alſo doch nicht ſo unbetreten zu ſein, wie du behauptet haſt. Dieſe Wachstafel iſt offenbar vor Kurzem erſt hier verloren worden, denn der Buchs iſt noch unverwittert, und der Griffel zeigt keinen Roſt. Wenn ſie Einer erſt heute . . . erſt vor einer Stunde verloren hätte . . .! Wenn ein Späher . . . Aber nein, es iſt ja undenkbar! Bei

der übermenſchlichen Vorſicht, mit der wir zu Werke gegangen . . .!"

„Die Tafel enthält eine ganze Seite Geſchriebenes," ſagte Afer.

„Gut," verſetzte der Magier. „Das giebt uns hoffentlich Aufſchluß über die Perſon des Eigenthümers."

Er verſuchte die eingeritzten Buchſtaben zu entziffern. Aber die Nacht in dem dichten Gehölze war noch immer zu lichtlos.

„Wir müſſen Geduld haben, bis wir glücklich daheim ſind," ſagte er, die Tafel ſorgfältig einſteckend.

Dann zu Oinomaos gewandt:

„Sollte die Sache mir irgendwie von Belang ſcheinen, ſo ſende ich dir unverzüglich den Afer. Halte dich eine Weile noch wach!"

„Ich werde am Poſticum auf der Lauer liegen, bis der Tag graut."

„Dein Eifer iſt rühmlich," verſetzte der Magier. „Ich hoffe, daß er ſich als unnöthig erweiſt. Hier, meine Freunde, trennen ſich unſere Wege. Seit gutes Muths und vertraut mir auf die Hilfe der Götter!" Wir ſehen uns wieder an dem großen Tag der Entſcheidung!"

Achtes Kapitel.

Die Verſchworenen hatten ſich noch innerhalb des Gehölzes getrennt. Oinomaos, Krixos und Spartacus ſchlugen wieder die Richtung nach der ſüdöſtlichen Vorſtadt ein. Pruſias, Kleon, Afer und der Kelte Chamavus hielten ſich mehr nordweſtlich. Im freien Feld angelangt, ſonderte ſich Chamavus von den Uebrigen ab, um ſich auf weiten Umwegen nach dem Ergaſtulum zu begeben, denn er vor Allen hatte Uebles zu fürchten, wenn er auf dieſer nächtlichen Wandrung erkannt wurde.

„Herr," ſagte Afer zu Pruſias, nachdem ſich der Kelte entfernt hatte, „gewahrſt du das Licht . . .? Dort unten, rechts von der Weinpflanzung? Das iſt die verrufenſte Schenke von Capua, die Taberne der alten Euopis."

„Woher kennſt du ſie?"

„Durch Zufall kam ich dieſer Tage vorüber."

„Nun? Und was ſoll's damit?"

„Es fiel mir bei, ob es nicht beſſer wäre, gleich dort in der Schenke die Wachstafel zu beſichtigen. Sollte es Noth

thun, dem Oinomaos Meldung zu machen, ſo ſind wir hier der Caſerne um ein Beträchtliches näher, und ſo würde viel Zeit erſpart.“

„Das wäre nicht übel,“ meinte der junge Hellene. „Ich fürchte nur, daß der Magier des Cajus Fannius auch hier in der entlegenen Vorſtadt Dieſem oder Jenem bekannt ſein möchte. Du weißt, Oheim, wie ſehr ſich die Neugier der Capuaner in Bezug auf deine Perſönlichkeit während der letzten Wochen geſteigert hat.“

Der Armenier blieb ſtehen. Die Wachstafel war auch für ihn unabläſſig ein Gegenſtand beklommenen Grübelns geweſen, und vergeblich hatte er nach unverfänglichen Erklärungsgründen geſucht. Jetzt ſchien ihm der Vorſchlag Aſer's ebenſo einzuleuchten, wie die Bedenken Kleon's. In ſo gefährlicher Lage mußte jeder Schritt reiflich erwogen werden.

„Hier, Aſer,“ ſagte er endlich, in ſeinen Gürtel greifend; „nimm du die Tafel und geh' allein! Laß dir wie ein rechter Nachtſchwärmer einen Becher vorſetzen, und entziffere mir ungeſtört, was der Griffel in's Wachs gegraben. Das wäre die erſte Frucht deiner Leſeſtudien. Du triffſt uns hier am Rande des Brunnens. Lauf' zu und bleib' nicht länger als nöthig!“

Aſer ſteckte die Tafel in's Unterkleid, preßte die Hand darauf und entfernte ſich.

„Das war eine kluge Idee von dem Knaben,“ wandte ſich Pruſias an Kleon. „Ich verhehle dir nicht, die Sache

ſcheint mir äußerſt bedenklich. Handelt es ſich, wie ich fürchte, in der That um einen Spion, ſo können wir das Genauere nie zu früh in Erfahrung bringen.“

„Du erſchreckſt mich,“ ſagte Kleon beſtürzt.

Der Magier zuckte die Achſeln.

„Wer Gefährliches plant, muß immer auf das Schlimmſte gefaßt ſein. Es wäre denkbar, daß unſer Vorhaben jetzt ſchon verrathen wäre.“

„Die Gottheit möge es abwenden! Aber wenn es der Fall wäre, — was dann, theurer Oheim?“

„Dann gebe es nur einen Weg noch zum Heile: Unwiderſtehliche Raſchheit des Handelns, die dem Verrathe zuvorkäme.“

Kleon erwiderte nichts. Er ſetzte ſich auf den Rand des Feldbrunnens und ſtützte das Kinn träumeriſch in die Rechte. Sein Herz ſchlug lebhafter; ſeine Gedanken ſchweiften hinüber nach dem Hauſe des Cajus Fannius, wo die heißgeliebte Pſyche ahnungslos im friedlichen Schlummer lag . . .

Unterdeſſen ſchritt Aſer den ſanft geneigten Fußweg hinab, und erreichte nach kurzer Friſt die verrufene Taberne. Euopis, die feiſte Wirthin, war bereits zur Ruhe gegangen; ein grämlicher Sklave verſah den Poſten hinter dem Zahltiſch. Es gab jetzt wenig zu thun; die Schenke, die Tag und Nacht für die Beſucher geöffnet war, hatte nach Mitternacht — in der dritten Vigilie — ihre ſtillſte Geſchäftszeit. Nur ein einziger Zecher hockte,

mit dem Schlafe kämpfend, wider der Kalkwand, und ein Schwerbetrunkener ſchnarchte, in den wollenen Mantel gehüllt, auf dem Eſtrich.

Afer ließ ſich eine thönerne Schale mit Wein füllen und verſuchte dann beim Schimmer der ſcheußlich qualmenden Oellampe die verworrenen Schriftzeichen der Wachstafel zu entziffern. Nach langem Bemühen kam er mit dieſer Aufgabe glücklich zu Stande. Sein Antlitz glühte hoch auf; ſeine Augen leuchteten vor unheimlich banger Genugthuung.

Zwiſchen anderen, ihrem Inhalte nach unverſtändlichen Aufzeichnungen ſtand da zu leſen:

„Von Cajus Fannius als Entgelt für Thoe empfangen neunzigtauſend Seſterzen. Das Glück iſt dem Kühnen hold; wage zu fordern!“

Der Weinwirth Xenophanes war alſo der Eigenthümer dieſer verlornen Wachstafel.

Dann aber ſtand ganz am unteren Rande als letzte Notiz:

„Heute, am Tage der Iden, um die ſiebente Stunde von dem Zahlmeiſter des Lentulus zwölfhundert Denare erhoben. Morgen, dritte Stunde: bei Lentulus; fünfte Stunde: Sextus Fannius. Brief nach Brundiſium.“

Hieran ſchloſſen ſich noch einige unlesbare Zeichen.

Es bedurfte keines beſonderen Scharfſinns, um hieraus zweierlei zu entnehmen: einmal, daß Xenophanes dieſe Schreibtafel ganz vor Kurzem, alſo höchſt wahrſcheinlich gerade zur Zeit jener Berathung im Gehölze des Saka-

raklums verloren hatte; zweitens aber, daß er die Verſchworenen nicht auf eigene Fauſt, ſondern als Spion des Lentulus Batiatus, und vielleicht auch des Sextus Fannius umſchlich. Demgemäß würde er allerſpäteſtens in der dritten Morgenſtunde, um welche Zeit er ja ſo wie ſo bei Lentulus vorſprechen wollte, Bericht erſtatten. Dann aber mußte unverzüglich die Kataſtrophe eintreten, wenn anders — wie kaum zu bezweifeln — Xenophanes über die Perſönlichkeiten der Verſchworenen und den Gegenſtand ihrer Berathung halbwege im Klaren war.

Seine Haſt nur mühſam verbergend, ſteckte Aſer die Schreibtafel wieder zu ſich, warf dem Sklaven hinter dem Schenktiſch die Kupfermünzen für die Zeche auf's Zahlbrett, und trat auf die Landſtraße. Mit großen Sätzen rannte er in die Nacht hinaus, bis er keuchend und ſchweißtriefend bei Pruſias und Kleon anlangte. Dort erzählte er in abgeriſſener Rede, was die Tafel des Xenophanes ihm enthüllt hatte.

Der Armenier athmete ſchwer und bänglich. Eine Weile ſtarrte er wortlos nach der Taberne hinunter. Auch Kleon war wie gelähmt. Endlich begann Pruſias:

„Zwiſchen zwei Dingen bleibt uns die Wahl. Entweder wir ſammeln ſofort unſere Truppen; Spartacus mit ſeinen Gladiatoren bricht in dieſer Stunde noch aus; oder wir melden ihm zwar, daß er ſich ſchlagfertig halten ſoll, gönnen ihm jedoch einige Friſt noch zur weiteren Vorbereitung. In dieſem letzteren Falle ſind die Ausſichten

des Erfolges größer, zumal auch Chamavus bis dahin umfaſſender für uns wirken kann. Offen geſtanden, ich glaube nicht, daß Xenophanes den verwöhnten Batiatus im Schlummer ſtört, um ihn jetzt ſchon von der Sache in Kenntniß zu ſetzen. Hat der Schleicher uns wirklich belauſcht, ſo muß er ja wiſſen, daß erſt die künftige Woche für den Ausbruch der Feindſeligkeiten beſtimmt iſt. Im Glauben alſo, daß er noch reichlich Zeit hat, wird er die dritte Morgenſtunde, die nach ſeinen Aufzeichnungen für die Begegnung mit Batiatus feſtgeſetzt worden iſt, unzweifelhaft einhalten. Bis dahin würde uns demgemäß keine unmittelbare Gefahr drohen. Was meinſt du, Kleon?"

„Du haſt Recht, Oheim," gab der Grieche zur Antwort. „Ein ſofortiges Losſchlagen hätte auch noch andere Nachtheile. Wir müſſen doch unbedingt zurück nach der Wohnung, ſchon um des Cajus willen, den wir nicht im Stich laſſen können. Siehſt du, es ahnte mir, als ich ſo lebhaft wünſchte, daß uns Cajus begleiten möchte . . ."

„Wer konnte vorausſehen . . ." erwiderte Pruſias. „Gewichtige Gründe ſprachen für ſein Zurückbleiben. Gut denn, wir vertagen alſo die Rebellion bis zu der Stunde, die Xenophanes für ſeine Begegnung mit Lentulus Batiatus in Ausſicht genommen. Eilen wir jetzt unverzüglich nach Hauſe! Bedenke doch auch — unſere wichtigen Rollen, unſere Karten und Pläne — das Alles können wir kaum entbehren, wenn unſer Feldzug nicht zum kurzlebigen Abenteuer herabſinken ſoll. Du aber, mein

Knabe, — er wandte ſich zu dem jungen Osker — lauf', was du laufen kannſt, und vermelde dem Dinomaos, was wir entdeckt und beſchloſſen haben. In der vierten Stunde mag ſich der offene Bruch mit unſeren Gegnern vollziehen. Unbekümmert um uns ſoll ſich Spartacus zunächſt auf Calatia werfen; — denn was wir bezüglich Capua's geplant haben, das verbietet ſich jetzt von ſelbſt. Noch Eins! Die Schaar, über die er jetzt ſchon verfügen kann, wird zu ſchwach ſein, um erfolgreich in Samnium operiren zu können. So mag er denn nach den Bergſchluchten des Mons Veſuvius vordringen, — denn dort iſt eine Handvoll entſchloſſener Leute im Stande, ſich wochenlang gegen die Uebermacht zu behaupten. Haſt du dem Dinomaos Alles berichtet, dann eilſt du nach dem Garten des Lentulus und ſchleichſt dich unter das Fenſter des Kelten Chamavus. Auch ihm erzählſt du, was Noth thut, und mahnſt ihn, zur rechten Zeit auf dem Poſten zu ſein. So — hoffe ich — ſoll Alles noch gut werden. Und nun im Sturmſchritt, mein Junge, und erprobe mir deine Treue! Du weißt, ſeit dem Tage, da ich dich eingeweiht, biſt du kein Sklave mehr; aber ein ſtrengerer Gebieter als Pruſias hat dich in ſeine Dienſte genommen: die Pflicht!"

„Und die Dankbarkeit!" ſagte Aſer, dem Armenier die Hand küſſend.

Er ſprach's und rannte wie toll querfeldein in der Richtung nach der Gladiatorencaſerne. Pruſias aber und

der junge Hellene wandten ſich feſten Schrittes dem Hauſe des Cajus Fannius zu, das ſie nach Verlauf einer halben Stunde glücklich erreichten. Alle Inſaſſen lagen in tiefem Schlummer: nur Cajus ſelbſt harrte voll Ungeduld in der Einſamkeit ſeines Studirgemachs.

Die Vorausſetzung des Armeniers, der Schenkwirth Xenophanes werde erſt in der dritten Tagesſtunde bei Lentulus vorſprechen, würde ſich ohne Zweifel verwirklicht haben, wenn Xenophanes nicht noch in der ſelbigen Nacht den Verluſt ſeiner Schreibtafel wahrgenommen und ſich erinnert hätte, daß er beim Ueberklettern jenes Gerölls an einem der zackigen Vorſprünge hängen geblieben. In der fieberhaften Aufregung ſeines Lauſchens hatte er dieſem Zwiſchenfalle keine Bedeutung beigelegt; alle Gedanken erfüllt von dem, was er halb gehört, halb hinzuphantaſirt hatte, war er in dem Augenblicke hinweggeſchlichen, da Pruſias die Mitverſchworenen zum Aufbruch mahnte.

Erſt in ſeiner Herberge angelangt, betaſtete er gewohnheitsgemäß den Gürtel und entdeckte nun, daß die Tafel ihm fehlte. Sofort entſann er ſich des einzigen Anlaſſes, bei welchem ſie herausgefallen ſein konnte, und nach einigem Zögern beſchloß er, alsbald umzukehren; denn es war nicht vorauszuſehen, ob die Verſchworenen nicht ſchon in aller Frühe Veranlaſſung haben würden, den Ort ihres nächtlichen Stelldicheins abermals zu betreten oder andere Mitwiſſer ihrer Pläne behufs irgend welcher Berathungen dorthin zu entſenden.

So nahm denn Xenophanes eine Hornlaterne vom Sims, ſchlich über den großen Hof nach dem Küchenraum, wo er in der warmen Aſche noch einige Kohlen fand, brachte den rußigen Docht mühſam zum Brennen, und trat, ſeine Ermüdung bekämpfend, abermals den Weg nach dem Sakaraklum an, das er in weniger als einer halben Stunde erreichte.

Die Stelle, wo er emporgeklettert war, hatte er bald gefunden; ſie war leicht erkenntlich an den Knorren einer Olivenwurzel, die ſich hier mächtig zwiſchen das zerſtreute Felswerk hindurch gedrängt hatten. Er klappte die Flügel ſeiner Laterne auf und ſuchte. Vier-, fünfmal durchforſchte er jeden Fleck auf's genaueſte. Umſonſt. Wohl aber entdeckte er, wie er das letzte Mal von der Seite her über die Fläche eines der moosbewachſenen Steine hinüberſpähte, die Spuren, welche die Wachstafel unter dem Drucke des ſtürzenden Afer hinterlaſſen hatte. Näher zuſchauend unterſchied er deutlich die Längenkante, wenige Zoll aber davon entfernt die Abdrücke einer menſchlichen Hand.

Nun war die Sache für Xenophanes klar: die Tafel war hier gefunden worden; die Verſchworenen wußten, daß ein Späher ihre nächtliche Begegnung belauſcht hatte, und wenn er ſich recht entſann, ſo mußten die in der Tafel enthaltenen Aufzeichnungen auch die Perſon des Spähers zur Genüge verrathen. Demgemäß würden die Verſchworenen ihre Maßregeln ergreifen und ihm die Frucht

ſeiner Schlauheit noch unmittelbar vor der glorreichen Ernte aus den Fingern entwinden, wenn er nicht unverzüglich den Lentulus Batiatus von dem Vorfall in Kenntniß ſetzte, und ſo der Flucht oder den Gewaltthätigkeiten der Gegner zuvorkam.

Der ſchlaue Brundiſier war ſich ſo vollkommen bewußt, was Alles hier auf dem Spiele ſtand, daß er, ſeiner Ermattung uneingedenk, ſich ohne weiteres in Trab ſetzte. Zweimal ſchlug er auf dem unebenen Fußſteig zu Boden; ſein Athem ſchnob; aber er hielt nicht inne, bis die Parkmauer des Lentulus Batiatus im blaſſen Schimmer der Mondſichel vor ihm lag.

Nun machte er einen Augenblick Raſt, trocknete ſich den perlenden Schweiß von der Stirne, und erwog, was er thun ſolle, um ſich den Inſaſſen des weitläufigen Beſitzthums bemerkbar zu machen. Noch war es tief in der Nacht. Die vierte Vigilie konnte kaum erſt begonnen haben. Lautes Rufen mußte vermieden werden; denn das drang auch hinüber in die Wohnung des Pruſias und konnte ſeinen Argwohn erwecken.

Da fiel ihm bei, am eheſten noch werde er von der Seite des Ergaſtulums her, das ſich im Weſten an die Parkmauer anlehnte, geräuſchloſen Zutritt erlangen. Er nahm daher den Weg um die ganze Einfriedigung des Grundſtücks und klopfte völlig erſchöpft an die Pforte des Sklavenzwingers. Der Aufſeher, der die Wache hatte, öffnete ihm. Als er den unbekannten, nicht eben

vertrauenerweckenden Fremdling erblickte, hatte der Vogt nicht übel Luſt, ihm die Wege zu weiſen, ohne ſein Anliegen auch nur hören zu wollen. Xenophanes aber, mit dem ganzen Eifer der Ueberzeugung, verlangte ſofortigen Zutritt in das Cubiculum ſeines Gönners.

„Weigre mir nicht, was der Herr dir ſelber befehlen würde!“ ſagte er nachdrücklich. „Es handelt ſich um erhebliche Dinge; wer mich aufhält, den wird Lentulus Batiatus furchtbar zur Rechenſchaft ziehen.“

„So warte doch, bis der Tag graut,“ ſagte der Aufſeher.

„Unmöglich,“ verſetzte Xenophanes. „Jede Minute iſt koſtbar. Laß mich ſofort in den Park und gieb mir einen Begleiter mit, ſonſt hab' ich die gleiche Noth, wie mit dir, beim Pförtner des Wohnhauſes.“

Der Vogt zögerte. Da Xenophanes jedoch Miene machte, mit Gewalt vorzudringen, und auf's neue im Tone der vollſten Zuverſicht Drohungen ausſtieß, gab der Aufſeher endlich nach. Vorſichtig weckte er einen der Amtsgenoſſen und hieß ihn den ſeltſamen Gaſt durch ein kleines, halbverroſtetes Pförtchen in den Park und von dort nach dem Wohnhauſe des Gebieters führen. Xenophanes betrat das Cubiculum des höchlich erſchreckten Lentulus faſt um dieſelbe Zeit, da Pruſias und Kleon in Gemeinſchaft mit Cajus Fannius ihre Zurüſtungen begannen, — nachdem ſie zuvor nochmals in aller Gelaſſenheit die Ereigniſſe und

die Möglichkeiten beſprochen und auf der Grundlage der veränderten Situation den früher entworfenen Feldzugsplan modificirt hatten.

So bereitete ſich, nur durch den Zwiſchenraum weniger hundert Schritte von einander getrennt, das Für und das Wider vor, — ſtumm, geräuſchlos, unheimlich, wie das Walten eines Verhängniſſes.

Neuntes Kapitel.

Unterdeß hatte Afer seine Botschaft bei Oinomaos ausgerichtet. An der Ostseite des städtischen Weichbilds entlang rannte er nach dem Besitzthum des Cajus Fannius, trat durch die Parkthüre und kletterte über die Trennungsmauer in den Garten des Lentulus, um den Kelten Chamavus von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen.

Vorsichtig pochte er an den hölzernen Fensterladen des Sklavenzwingers. Nach langem Harren öffnete sich der Bretterverschluß, und Chamavus, höchlich erschreckt, beugte sich über die Brüstung, um zu sehen, wer ihn zu so später Stunde noch in der Ruhe störe. Afer theilte ihm das Nöthige mit und suchte die Besorgnisse des Aufgeregten durch einige Scherzreden zu zerstreuen, obgleich ihm selber nicht gerade lustig zu Sinne war.

Eben hatte sich der Laden wieder geschlossen, und Afer schickte sich an, aus dem Strauchwerk herauszutreten, als nur wenige Ellen von ihm entfernt Schritte ertönten. In athemloser Spannung sich vorbeugend, erkannte der

junge Osker die gedrungene Gestalt des Schenkwirths Xenophanes, der an der Seite des ihn begleitenden Aufsehers von dem Wohnhause des Lentulus Batiatus zurück kam.

Bei diesem Anblick schnürte sich dem tapfern Knaben das Herz zusammen. Er wußte jetzt: die Berechnung des Prusias war null und nichtig. Lentulus war bereits durch seinen Spion unterrichtet, und ehe man sich's versah, konnte das Haus des Cajus Fannius und die Caserne der Gladiatoren von den Mannschaften des Präfecten umzingelt sein.

Afer's erster Gedanke war der: die Sache der Insurrection ist verloren. Dann aber griff eine minder zaghafte Ueberlegung Platz. Die abermals veränderte Sachlage mußte durch eine Veränderung des Feldzugsplanes abermals paralysirt werden. Was für die dritte Morgenstunde geplant war, konnte schlimmsten Falles ja sofort in Scene gesetzt werden. Wenn Afer zunächst nach dem Hause des Cajus Fannius eilte und seinen Gebieter zum unverzüglichen Aufbruch mahnte; wenn er dann dem Kelten Chamavus und demnächst den Verschworenen in der Gladiatoren Caserne die Nachricht brachte, daß ein sofortiges Losschlagen unerläßlich sei, so war immer noch eine schwache Hoffnung des Gelingens vorhanden. Die Ebene vor dem südöstlichen Stadtthore, wo die Straße sich nach Calatia wandte, bot sich als naturgemäßer Sammelplatz für die Aufständischen . . . Nur schnell mußte das Alles geschehen, denn

die Boten des Lentulus nach der Präfectur waren gewiß bereits unterwegs.

Wie ein Pfeil flog Afer über die Mauer. Zwei Minuten ſpäter ſtand er in dem Arbeitsgemach, wo Pruſias, Kleon und Cajus Fannius damit beſchäftigt waren, Pläne, Briefſchaften und ſonſtige Aufzeichnungen in feſte Bündel zu ſchnüren.

„Alles beſorgt?“ flüſterte Pruſias.

Das verſtörte Antlitz des Knaben erblickend, hielt er inne mit ſeiner Arbeit. In wenigen Sekunden hatte Afer ſeine Entdeckung, ſeine Erwägungen, ſeine Abſichten auseinandergeſetzt. Der Armenier war bleich geworden. Cajus Fannius ſtemmte die Rechte krampfhaft wider den Tiſch.

„Wohlan,“ verſetzte Pruſias nach einer Pauſe, „ſo ſei's denn in dieſer Stunde! Das Schickſal will es, — und wem die Götter den Sieg beſtimmt, den leiten ſie auch über ſchwindelnde Abgründe . . . Eile, mein Sohn! Das Schickſal ſo vieler Millionen hängt jetzt vielleicht an der Schnelligkeit deiner Füße. Hier, nimm dieſen Dolch! Die Tage der Geſetzlichkeit ſind nun zu Ende: der mitleidsloſe Kampf hat begonnen. Auf Wiederſehen am calatianiſchen Thore!“

Mit leidenſchaftlicher Haſt nahm der Knabe den Dolch in Empfang, barg ihn im Gürtel und ſtürmte hinweg.

Da ſeine leichten Tritte unter den Colonnaden ver-

hallt waren, reichte der Magier erſt dem Cajus Fannius und dann dem jungen Hellenen die Hand, und ſagte mit feſter Stimme:

„Jetzt, meine theuren Freunde, raſch und beſonnen! Rafft mir noch in Eile zuſammen, was euch wichtig erſcheint, — die Wegkarten und den ſonſtigen Inhalt unſeres verborgenen Gelaſſes, — dazu einiges Gold und die ſchmale Kapſel mit dem Edelgeſtein, deſſen Werth uns zu ſtatten kommt, ſobald wir über die erſten Stadien des Bergkriegs hinaus ſind. Nur nichts Ueberflüſſiges! Was wir ſonſt noch gebrauchen, findet ſich unterwegs, und was ſich nicht findet, muß kühnlich entbehrt werden. Vor Allem aber holt uns die Waffen hervor, — und dann — muthig hinaus in's Ungewiſſe!"

Während Kleon und Cajus Fannius ſich eilig an's Werk machten, ſchritt Pruſias nach der Thüre und ſchob den Riegel in den wuchtigen Pfoſten. Dann rückte er mit kräftiger Hand ein eiſernes Ruhebett vor die Schwelle und ſtülpte einige Seſſel darüber.

Nachdem er dieſes Bollwerk aufgethürmt und gefeſtigt hatte, wandte er ſich wieder zu Cajus und Kleon.

„Seid ihr fertig?" fragte er leiſe.

„Du ſagſt es," gaben die jungen Männer zur Antwort.

„Wir flüchten durch den geheimen Gang, der nach der Exedra führt," erläuterte Pruſias. „Jeden Augenblick können die Leute des Präfecten in's Atrium treten. Wenn

ſie unſere Schlafzimmer leer finden, ſo werden ſie hier an die Thüre pochen, und iſt auch dieſe verſchloſſen, ſo hält das doch einige Minuten lang auf. Die Lampen laſſen wir brennen; man vermuthet uns dann mit Beſtimmtheit hier und müht ſich beim Erbrechen des Riegels.“

Er trat nun zu dem koſtbaren Citrustiſch, auf deſſen Platte eine Ladung von Klingen blauſchimmernde Lichter warf. Wie dies Kleon und Cajus Fannius bereits gethan hatten, ſchob er ſich einen Dolch in's Untergewand und legte ſich das Gehenke eines mächtigen Schwerts über die Schulter.

Hierauf theilte man ſich in die Laſt der Koſtbarkeiten. Pruſias nahm von einer der Hängeſchalen des Candelabers eine Lampe herab und wandelte bedächtig voraus. Leiſe ächzend drehte ſich das verborgene Pförtchen. Durch den Gang ſchreitend, erreichten die Männer die Gegenpforte und betraten die Exedra. In der Rückwand dieſes länglichen Saales befand ſich eine große, buckelbeſchlagene Thür, die nach einer abſeits gelegenen Straße ging. Kleon ſchob den Riegel zurück und verſuchte zu öffnen; aber die Thür wich und wankte nicht. Sie war zu allem Ueberfluß noch mit dem großen, wuchtigen Schlüſſel verſchloſſen, deſſen kunſtvolle Arbeit das Intereſſe des jungen Griechen wiederholt in Anſpruch genommen hatte, — zu einer Zeit, da er nicht ahnte, wie ungleich wichtiger dieſer prunkvolle Rieſenſchlüſſel ihm ſpäterhin aus völlig anderen Geſichtspunkten erſcheinen ſollte. Pruſias ſuchte mit ſeiner Lampe

an den Wänden, auf den Ruhebänken, unter den Seſſeln. Umſonſt. Nirgends war der Schlüſſel zu finden. „Verwünſcht!“ ſagte der Magier und wandte ſich nach der anderen Thüre, die in's Periſtyl führte. Sie war von außen verriegelt. „So erübrigt nur der Weg durch's Studirgemach,“ murmelte er, kurz entſchloſſen den Rückzug antretend. „Die Exedra hätte uns auf die Straße geführt: jetzt bleibt uns die bedenkliche Wahl zwiſchen dem Oſtium oder dem Park. Beides iſt umſtändlicher und gefährlicher.“

Abermals ging die Wanderung durch den verborgenen Gang. Die Männer hatten eben das Studirgemach wieder betreten und ſich angeſchickt, das künſtliche Bollwerk von der Pforte hinwegzuräumen, als vom Periſtyl her Schritte und Stimmen ertönten. Dazu klang es wie das Geklirre von Waffen und Rüſtungen.

Die drei Verſchworenen erbleichten. So ſchnell hatten ſie den Feind nicht erwartet. „Faßt euch!“ flüſterte Pruſias, die Hand auf das hochklopfende Herz preſſend; „Alles, was wir jetzt noch hoffen dürfen, iſt, Zeit zu gewinnen! Gelingt's dem Spartacus und dem Kelten Chamavus, mit ihren Mannſchaften durchzubrechen, ſo werden ſie — daran zweifle ich keine Sekunde — auf jede Gefahr hin zu unſerer Befreiung herzueilen. So ſchnell wie Chamavus müßten auch wir das calatianiſche Thor erreicht haben. Trifft er ein, ohne uns dort zu finden, ſo liegt es klar auf der Hand, daß uns ein

Mißgeſchick zugeſtoßen. Ich kenne Afer; ich kenne Spartacus und Chamavus!"

Er hatte kaum ausgeredet, als es heftig wider die Thür pochte.

„Cajus!" rief eine Stimme von außen. Den Jüngling überrieſelte es vom Kopf zu den Füßen. Er hatte die Stimme ſeines Bruders Sextus erkannt.

„Soll ich ihm antworten?" ſagte er faſt unhörbar.

Pruſias überlegte.

„Nein," ſagte er endlich. „Beruhige dich, Cajus! Ich ſelbſt will ihm Rede ſtehen."

„Oeffne, Cajus!" rief Sextus Fannius von neuem. „Du beherbergſt einen Verräther."

„Wer lärmt hier zu ſo ſpäter Friſt durch das Haus?" rief Pruſias kaltblütig.

„Die Rächer deiner ſchurkiſchen Miſſethat," gab Sextus zurück. „Zögere nicht länger: deinem Schickſal entgehſt du nicht! Oeffne, Cajus! Befreie dich von der Gegenwart dieſes Verruchten, der ſich im Gewande der Wiſſenſchaft bei dir eingeſchlichen, um feile Sklaven zum Meuchelmord aufzuſtacheln. Sein Athem, ſeine Blicke entweihen dich. Was er dir auch vorlügen mag, glaube ihm nicht! Er iſt ſeines Verraths überführt."

„O, ihr Götter!" ſtöhnte Cajus, das Antlitz wider die Wand preſſend. „Noch ahnt er nicht, daß auch ich ... Und jetzt, jetzt ſoll er's erfahren, da er ſelber naht, um Rache zu nehmen für das beleidigte Rom! Wie wird das

Schreckliche ihn zu Boden ſchmettern! Wehe, dreimal Wehe über ihn, über mich, über uns Alle!"

Neues Stimmengemurmel drang vom Hofraum her in's Gemach, angſtvoll, haſtig, verworren.

„Fürchte nichts, theure Mutter!" rief Sextus Fannius die Halle hinab. „Bis vor Kurzem noch hat das Vaterland in der größten Gefahr geſchwebt; die Klugheit unſerer Freunde jedoch hat ſie abgewandt. Ich komme, um Pruſias, den vermeintlichen Magier, in Haft zu nehmen. Die Sklaven, die Gladiatoren hat er wider uns aufgehetzt. Wir Alle ſollten an's Meſſer: du, — ich, — vielleicht ſogar der vertrauensſelige Cajus. Verzeih' mir, daß ich im Zwange der Noth ſo ungeſtüm den Frieden deines Hauſes geſtört habe! Zum letztenmal: öffne jetzt, Cajus! Oder gebraucht er dämoniſche Zaubermittel, um dich zu hindern? Sprich ein Wort! Hörſt du, mein Bruder?"

„Sextus!" rief Cajus Fannius verzweifelt. Mehr brachte er nicht über die Lippen. Es klang faſt wie ein Hilfeſchrei.

„Verruchter Barbar!" wüthete Sextus. „Uebſt du Gewalt gegen den Unglücklichen? Bannſt du ihn, daß ihm die Stimme verſagt? Bedrohſt du ihn mit dem Dolch des Banditen? Beim allmächtigen Jupiter: wenn du ihm nur ein Haar krümmſt, ſo ſoll keine Marter auserleſen genug ſein, dich zu züchtigen."

Cajus Fannius war in einen Seſſel geſunken. Reichliche Thränen ſtrömten über ſein Antlitz.

„Ich ſpotte deiner thörichten Schmähungen!“ verſetzte Pruſias mit Würde. „Dich am wenigſten erkenn' ich als Richter an, — und wahrlich, noch iſt Pruſias der Magier nicht in deiner Gewalt! Wähnſt du, ich habe deshalb jahrelang am Born der Natur getrunken, um ſchließlich als das klägliche Spielwerk eines übermüthigen Knaben zu enden? Hielten ſelbſt deine Schergen mich feſt umklammert, ich würde ihnen dennoch entſchlüpfen, wie der Vogel, der ſich hoch über den Abgrund ſchwingt. Einſtweilen ſetzt euch dieſe Thüre ein Ziel. Oeffnet ſie, wenn ihr könnt!“

Er hatte im Ton eines weltüberlegenen Propheten geſprochen. Er wußte wohl ſelber nicht, was ihm ſo durch den Sinn fuhr, als er dem Feinde dieſe ſtolze Herausforderung in's Geſicht warf. Es war eine plötzliche Eingebung . . . Vielleicht auch dachte er dabei mit herber Genugthuung an den Smaragd, den er am Finger trug. In der Höhlung dieſes Edelſteins war ein augenblicklich tödtendes Gift verborgen, und wenn das Furchtbare, Unabweisliche an ihn herantrat, dann freilich lieh ein Tröpflein dieſes grauſigen Saftes ihm jene Fittige, die ihn aus den Händen ſeiner Gegner ſiegreich hinwegführten.

Einige Sekunden lang übten die Worte des Magiers auf Sextus eine ſeltſam lähmende Wirkung aus. Es war der Zauberer, den er ſo reden hörte, der Mann des Wunders, der, wenn er nicht mit übernatürlichen Kräften ausgerüſtet war, doch mit allen Mächten der

beſeelten und der unbeſeelten Natur auf vertrauteſtem Fuße ſtand.

Dann aber ſchüttelte Sextus dieſe Anwandlung ärgerlich von ſich ab.

„Aexte her!“ rief er mit Donnerſtimme. „Sei unbeſorgt, Cajus! In drei Minuten biſt du von dieſem Dämon befreit.“

Die Aexte wurden gebracht. Pruſias, der nur den einen Gedanken hatte, Zeit zu gewinnen, verſuchte nunmehr ſein Heil mit einer gelinderen Tonart.

„Halt!“ rief er, als Sextus Fannius den Befehl ertheilte, die Thüre mit Gewalt zu erbrechen; — „Halt! Ich öffne! Zuvor aber geſtatte mir eine einzige Frage! Wer verrieth mich an meine Feinde?“

„Mit Meuchelmördern unterhandle ich nicht,“ entgegnete Sextus.

Gleichwohl gelang es dem Armenier, den Angriff noch einige Augenblicke hinauszuſchieben.

Endlich mochte Sextus die geheime Abſicht errathen. Statt aller Antwort ließ er ſeine Leute herantreten, und im nächſten Moment ſauſten die ſchweren Beile wider das dröhnende Eichenholz. Schauerlich hallten die Schläge durch die ſchlummernde Nacht hin: die Stimmen im Periſtyl waren verſtummt; auch Cajus Fannius, Kleon und Pruſias verhielten ſich ſchweigend. Der Magier hatte beim erſten Beilſchlag ſein Schwert gezogen; bald darauf aber ſchob er's bedächtig wieder in die Scheide zurück.

Wenn Afer's Botſchaft und der Ausbruch der Gladiatoren mißglückt war, wenn Pruſias die Einſicht und die Entſchloſſenheit ſeiner Mitverſchworenen überſchätzte, — wenn er ſich in der Zeit verrechnete — mit einem Worte, wenn Spartacus nicht in kürzeſter Friſt eintraf: was frommte dann ein blutiger Widerſtand? Sollte er, bevor er, als ein Beſiegter hinüberging in den ewigen Oſten des lichtumflutheten Mithras, ſein Schwert durch die Tödtung deſſen beflecken, den Cajus Bruder nannte? Er haßte dieſen Sextus — ja, das fühlte er im tiefſten Grund ſeines Weſens! Er ahnte, er wußte auch, daß Sextus die letzte Urſache dieſer unverhofften Entdeckung war! Aber die Brüder liebten ſich; auch das hatte er niemals klarer erkannt als jetzt, und ſchon um dieſer Liebe willen mußte er ſeinen Ingrimm bewältigen.

Die Thüre begann unter den Beilhieben der Soldaten zu ſplittern. Immer näher rückte der Augenblick, da ſie völlig zerberſten mußte.

Da rief draußen eine ſchneidige Stimme: „Halt ein, Sextus! Wozu dieſe Umſchweife? Ich weiß einen beſſern Weg in's Muſeion. Dort verſperrt dir nur leicht zerbrechliches Getäfel den Zugang, dünnes Olivenholz, das ein Schlag mit deinem Schwertknauf zertrümmert."

Es war die Stimme des Publius Sempronius Tiburtinus, die alſo redete. Auch er, der treue Client, der trotz all' ſeiner Schrullen ein ehrliches Herz beſaß, ahnte nicht, daß er den eigenen Herrn mit in's Verderben lieferte.

Prusias, Kleon und Cajus Fannius verharrten sprachlos. Sempronius aber von Sextus und einem Dutzend Bewaffneter gefolgt stelzte rasch nach der Exedra. Mit dienstbeflissener Hand schob er von außen den Riegel zurück. Gespenstisch tanzte das Fackellicht auf den Wandgemälden und korinthischen Capitälen. Das Pförtchen, das zum verborgenen Gang führte, gab dem kunstgerechten Drucke des Publius Sempronius ohne Widerstand nach. Sextus Fannius entblößte die Klinge und schritt voran. Ein Theil der Uebrigen folgte ihm, die Rechte am Schwertgriff; Publius Sempronius hielt sich jetzt ein wenig im Hintergrunde.

Als sie die Thür erreichten, die in's Museion des Cajus Fannius führte, stand Prusias hoch aufgerichtet davor und öffnete sie mit eigener Hand.

„Du hast gesiegt, Sextus Fannius," sagte er mit ruhig-schmerzlicher Hoheit, während der Römer unwillkürlich einen Schritt rückwärts machte. „Siehe, es wäre mir ein Leichtes gewesen, dich beim Eintritt in diesen Raum zu erlegen wie der Jäger ein Wild erlegt. Du selber hast dies empfunden. Aber ich schonte dich um des Jünglings willen, der dort verstört an der Säule lehnt und nicht begreift, was dieser Auftritt bedeutet. Wenn hier eine Handlung vorliegt, die der Selbsterhaltungstrieb des römischen Staates als Verbrechen verfolgt, so trifft mich allein die Schuld: diese Beiden — er wies auf Kleon und Cajus — haben niemals geahnt was Prusias, der Armenier, im Schild führte. Ich hintergieng sie wie euch. Ein gebrochener Mann, überreiche ich

dir meine Klinge, — und Eins nur bitte ich zum Dank für die Schonung, die ich an dir, meinem Todfeind, geübt habe: laß die beiden Jünglinge nicht entgelten, daß ſie durch Bande der Liebe mit dem verknüpft waren, den du zu tödten befugt biſt."

Die Bewaffneten waren inzwiſchen hinter Sextus Fannius in's Zimmer getreten. Stirnrunzelnd nahm der junge Römer das Schwert in Empfang.

„Du folgſt mir zur Präfectur!" ſprach er mit herber Stimme. „Auch Kleon begleitet uns. Den Männern, die Genoſſen dieſes Hauſes geweſen, will ich aus beſonderer Höflichkeit die Schmach der Feſſeln erſparen; der geringſte Verſuch aber zu entweichen wirft euch in Ketten."

„Cajus, mein Sohn!" klang es jetzt leidenſchaftlich aus dem Dunkel des verborgenen Ganges heraus. „Allen Göttern ſei's voll Inbrunſt gedankt! Du biſt unverletzt! Er hat nicht Gewalt geübt an dem Theuerſten, was ich beſitze! Cajus, Cajus, komm an das Herz deiner Mutter!"

Cajus Fannius hatte regungslos dageſtanden wie eine Bildſäule. Die Worte der geliebten Mutter brachten ihn zur Beſinnung. Ein dumpfes Stöhnen entrang ſich ſeiner keuchenden Bruſt; dann trat er bleich wie Marmor ſeinem Bruder entgegen.

„Dreimal Wehe über dieſe Stunde des Unheils!" rief er verzweiflungsvoll. „Führſt du den Pruſias hinweg, weil er gegen Rom ſich verſchwor, ſo nimm auch

mich, o Sextus! In Allem und Jedem, was ihm zur Laſt gelegt wird, bin ich ſein Mitſchuldiger.“

Ein geller Aufſchrei klang herzzerreißend durch das wüſte Gemach. Quintilia ſank bewußtlos in die Arme ihres älteſten Sohnes. Cajus aber trat leuchtenden Auges auf den Armenier zu und ergriff ſeine Hand.

„Da wir zuerſt uns verſtehen lernten, hab' ich dir Treue geſchworen: ich will ſie halten. Hätte denn dies elende Daſein noch Werth für mich, wenn ich mir ſagen müßte: du haſt dem edeln Freunde den letzten Troſt verſagt: den Troſt einer unverbrüchlichen Liebe? Ich dulde Unſägliches, Pruſias, — aber mit Hilfe der Götter werd' ich's verwinden.“

„Du lügſt!“ rief Sextus, vor Aufregung bebend. „Dein Wahnwitz führt dich zu weit. Was aus dir redet, iſt die Verblendung einer zum Irrſinn gereiften Großmuth, eines phantaſtiſchen Hochgefühls, das ich brechen werde. Du biſt ſchuldlos, Cajus! Es iſt unmöglich, daß ein Römer ſich mit Barbaren verbrüdert, um ſein Vaterland zu Grunde zu richten.“

„Ich bin kein Römer,“ gab Cajus Fannius zurück.

„Mein Sohn kein Römer,“ erklang es von den Lippen Quintilia's, die ſich aus den Armen des Sextus langſam emporgerichtet. „Unglücklicher, du redeſt im Fieber! Fluch meiner thörichten, unbegreiflichen Schwäche, daß ich nicht frühzeitig jene haltloſen Schwärmereien, die du Oskerthum nannteſt, in deiner Bruſt unterdrückt habe! Wähnſt

du, dein Vater ſelbſt, der ein echter Sproß war aus altem unvermiſchtem Oskergeſchlecht, habe Rom ſo unauslöſchlich verabſcheut?“

„Mutter, Mutter, deine Rede zerfleiſcht mir das Herz!“ ſtöhnte Cajus. „Aber bei Allem, was mir theuer iſt zwiſchen Himmel und Erde, bei meiner Liebe zu dir und dem unvergeßlichen Vater, ich kann nicht anders! Ich bin ein Osker mit Leib und Seele. Ich haſſe die verruchten Tyrannen, die unſer Volksthum vernichtet haben, und mit dem Rechte der Selbſtvertheidigung greif' ich nach jeder Waffe, die den Gegner zerſchmettern kann. Unſer Plan iſt geſcheitert . . . Wohl, ſo nehmt uns hinweg! Laßt uns fallen als Opfer der gerechten und heiligen Sache . . . So wird dereinſt aus unſern Gebeinen ein Rächer erſtehen, und auch das iſt ein Troſt für den Beſiegten.“

Ein plötzlicher Tumult vom Periſtyl her nahm dem Sextus das Wort der Erwiderung von den Lippen. Lautes Rufen, Wehgeheul und Triumphgeſchrei, Schwertergeklirr und Schildgedröhne miſchte ſich zu einem lärmenden Chaos. Wenige Sekunden ſpäter ſtand Afer, kaum der Sprache mächtig, vor dem Muſeion, deſſen Eingang die Soldaten des Sextus Fannius inzwiſchen geöffnet hatten.

„Sieg! Sieg!“ rief er mit jauchzender Stimme. „Ergieb dich, glorreicher Sextus Fannius! Mitſammt den Deinen ſitzeſt du in der Falle!“

Er hatte nicht ausgeredet, als die ſchweren Tritte

der Gladiatoren bereits über den Marmor des Periſtyls hallten. An der Spitze von dreißig todesmuthigen Fechtern erſchien Spartacus. — Das Antlitz hochgeröthet von der Eile und Anſtrengung, trat er in den Rahmen der Thüre und rief dem Armenier ein triumphirendes: „Ich grüße dich!“ zu. Dann zu Sextus Fannius gewendet, ſprach er mit ernſter Stimme:

„Meine Leute lechzen nach dem Blut ihrer Peiniger. Nur mit Mühe vermag ich ſie in Schranken zu halten. Ergiebſt du dich, ſo magſt du, wenn es Pruſias geſtattet, ungekränkt abziehen; auch das Schwert ſei dir gelaſſen. Deine Soldaten aber werden die Waffen abliefern. Hoffe Nichts vom ungleichen Kampfe! Das ganze Haus iſt umſtellt, jede Minute führt neue Schaaren herbei; ſchon durchſtürmen die Knechte des Lentulus die Ebene weſtwärts vom Berg Tifata und erbrechen die Sklavenzwinger. Alſo entſchließe dich, oder dein Loos iſt beſiegelt!“

Die Krieger des Sextus Fannius ſtanden bei dieſer unverhofften Wendung der Dinge wie angewurzelt. Pruſias, Kleon und Cajus Fannius hatten ſich ungehindert nach der Thüre gezogen, die jetzt von den tobenden Gladiatoren immer ungeſtümer bedrängt wurde.

Sextus Fannius zückte das Schwert.

„Schmach über deine ehrloſe Zumuthung!“ rief er ingrimmig. „Ich bin kein Sklave, der von der Gnade des verſammelten Pöbels ſein Leben erbittet. Hinweg, Cajus, damit nicht der Bruder über den Bruder ein-

herſtürme! Zieht eure Schwerter, Soldaten, und zeigt dieſem Troß von Barbaren, wie die römiſche Antwort auf ſolche Narrheiten lautet!“

Langſam entblößten die Soldaten die Schwerter. Eben wollte Sextus Fannius auf Spartacus losſtürzen, als Quintilia ihm verzweifelnd den Arm umklammerte.

„Mich tödte zuerſt!“ rief ſie in höchſter Seelenqual. „Soll ich's erleben, daß ſich die Söhne im Beiſein der eigenen Mutter erwürgen? Ich beſchwöre dich, Sextus, zähme deinen grauſigen Stolz! — Wie, du ſträubſt dich? Du mißachteſt den heiligen Schmerz deiner Mutter? Wohlan denn, beim erſten Streich, den du führſt, durchbohrt dieſe Klinge hier meine Bruſt, und dann rühme dich frei vor dem Volke, daß du deine Mutter gemordet!“

So redend hatte ſie einen der Dolche von der Citrusplatte hinweggenommen und die Spitze wider ihr Herz gezückt.

Bei dieſem Anblick ließ Sextus Fannius wie gelähmt ſeine Waffe ſinken. Zugleich erſcholl neuer Lärm von der Exedra her. Ein wüſtes Triumphgeſchrei belehrte die Soldaten des Sextus Fannius, daß der Feind ſie jetzt auch im Rücken gefaßt hatte.

Das gab den Ausſchlag. Den Befehlen Quintilia's gehorchend, warfen ſie die Schwerter und Schilde weg. Unverzüglich räumte nun Spartacus mit den Seinigen den Platz vor dem Eingang und gewährte der kleinen

Schaar freien Abzug, — eine Großmuth, die den meiſten der entfeſſelten Gladiatoren wenig behagte.

Zuletzt ſchritt Sextus, der das Schwert wieder in die Scheide geſteckt hatte, trotzig an den Gegnern vorüber.

„Ich danke dir's nicht," ſagte er, zu Pruſias gewendet; „und dir, übermüthiger Thraker, am wenigſten! Geduldet euch, wir finden uns wieder!"

Quintilia, noch immer den Dolch in der Rechten haltend, wollte ihm folgen. Auf halbem Wege jedoch blieb ſie ſtehen. Noch einmal wandte ſie ſich flehend an Cajus.

„Laß ab, mein Sohn!" beſchwor ſie ihn unter glühenden Thränen. „Noch iſt nicht Alles verloren; noch kann die Huld des Präfecten und die Gnade der verſammelten Väter zu Rom die Strafe deines Hochverraths mildern! Pruſias — wenn du jemals deine Mutter geliebt haſt, gieb ihn frei! Scheuch' ihn zurück von der Bahn dieſes Verbrechens, — und ich will Fürbitte für dich einlegen, wenn die Rache des beleidigten Staats dich ereilen wird! Wähnſt du im Ernſte, mit einigen hundert Sklaven den Legionen Roms widerſtehen zu können? Dein Schickſal iſt unabwendbar: — ſo ſcheue dich, den Jüngling, den du Freund genannt haſt, mit dir hinabzureißen!"

Cajus Fannius wandte ſich ab. Pruſias warf der unglücklichen Frau einen ſchmerzlichen Blick zu. „Ich beklage dich," ſagte er ſeufzend, „aber ich kann dir dieſe Qual nicht erſparen."

„Mutter!“ rief Cajus Fannius, ſich plötzlich aufrichtend, „auch im befreiten Capua giebt es ein Wiederſehen!“

Quintilia wankte hinweg. Pruſias aber und Spartacus drängten nunmehr zum unverzüglichen Aufbruch. Die Waffen der Kriegsknechte wurden an die Gladiatoren vertheilt; denn die meiſten Aufſtändiſchen waren nur mit kurzen Meſſern oder Rappieren bewehrt. Auch die Dolche auf der Citrusplatte fanden augenblicklich Verwendung. Dann aber ging es im Eilſchritt nach dem Oſtium. Hier hatten die Kriegsknechte des Sextus Fannius Wache gehalten, bis die Gladiatoren ſie überrumpelten. Mehrfache Blutſpuren, zerſtreute Waffen und ein halbes Dutzend Verwundeter, die ſtöhnend am Boden lagen, bezeichneten die Stätte dieſes erſten Zuſammenpralls.

Afer, der in all' der Mühſal eine wunderbare Elaſticität bewieſen, war der Letzte, der vom Periſtyl her über das Atrium rannte. Das Hochgefühl des Gelingens hatte ihn trotz Anſtrengung und Gefahr in die übermüthigſte Stimmung verſetzt. So konnte er nicht umhin, dem würdigen Publius Sempronius, der, von den Ereigniſſen gleichſam verſteinert, zwiſchen den Säulen ſtand und den abziehenden Gladiatoren offenen Auges nachſtarrte, im Vorbeiſtürmen einen unerwarteten Stoß zu verſetzen. Der würdige Sprößling altquiritiſcher Ahnen ſtürzte ſitzlings zu Boden und miſchte ſein Wehgeſchrei — den erſten Laut, der ihm ſeit dem Hereinbrechen der Aufſtändiſchen

über die bläulichen Lippen glitt — in das laute Gelächter des enteilenden Knaben.

Draußen war es inzwiſchen lebendig geworden. Eine unabſehbare Menſchenmenge erfüllte die Straßen und Plätze. Aber Niemand wagte der ungeſtümen Fechterſchaar, die, ſiebenzig Mann ſtark, in ſüdöſtlicher Richtung vordrang, den Weg zu verlegen.

Vor der Stadt machten ſie Halt. Aus der Richtung des Berges Tifata her näherte ſich Chamavus mit den Sklaven dreier Ergaſtula. Neuer Siegesjubel durchſcholl die Lüfte. Nach zehn Minuten hatten ſich die beiden Schaaren vereinigt, und in geſchloſſener Reihe ging es über die breite Landſtraße nach Calatia.

Zehntes Kapitel.

Sextus Fannius hatte nach jenem ſtürmiſchen Ueberfall die Empfindung des geſtürzten Titanen. Seit Lentulus Batiatus und Xenophanes ihn vom Schlummer geweckt, war er nur von dem einen berauſchenden Gedanken erfüllt geweſen, den Magier, dem die verzückte Nävia ſo liebeſelig am Buſen geruht, in Feſſeln nach dem Palaſte der Präfectur zu ſchleppen. Und nun kam er ſelbſt als ein Beſiegter! Nur der Großmuth ſeines tödtlich gehaßten Gegners verdankte er's, daß er mit ſeinem Schwerte kam, — ja daß er überhaupt kam; denn die wüthenden Gladiatoren ſchienen kaum abgeneigt, gleich den Beginn ihrer verzweifelten Kämpfe durch ein glänzendes Opfer zu weihen. War ſchon dieſer Mißerfolg unerträglich, ſo hatte ihn die Entdeckung von der Mitſchuld des eigenen Bruders faſt zu Boden geworfen. Cajus Fannius ein Mann der Empörung, ein Aufwiegler ehrloſer Sklaven, ein Genoſſe des fremden Abenteurers! Das war zu viel auf einmal! Das war wie ein Berg von Unheil, der ſich, Alles zermalmend, über den Frieden der einſt ſo glücklichen Familie hereinwälzte!

Starr und theilnahmlos ſchritt Sextus Fannius durch die lärmenden Volksmaſſen. Keine der ungeſtümen Reden, die von rechts und links an ſein Ohr tönten, ſchien ihn zu kümmern, — ſelbſt der Spott nicht, der ſich unter dem Schutz des dichten Gedränges tückiſch hervorwagte.

„Platz!“ rief die heiſere Stimme eines ſchmutzigen Fiſchverkäufers; „Platz für den Helden des Tages!“

„Still doch!“ krächzte ein Anderer. „Seht ihr nicht, daß er ohne Gefolge kommt? Er will unerkannt bleiben; er verzichtet auf alle Kränze.“

„Es war ja Abſicht!“ lachte ein Dritter: „Er fand es pöbelhaft, über Gladiatoren zu ſiegen! Das iſt vornehm! Das iſt römiſcher Ton!“

Auch unter den beſſeren Elementen des Volkes fand das Mißgeſchick des Adjutanten die herbſte Verurtheilung.

„Das alſo iſt die vielgeprieſene Allmacht der großen Herrſcherin?“ fragten die Provinzialen. „Nicht einmal vor den eigenen Sklaven ſind wir geſchützt, — und Rom hat Zeit, im Oſtlande mit den Barbaren zu kämpfen? Hier zu unſeren Füßen iſt Oſtland! Hier zerſchmettert den Mithridates! Wahrlich, als Capua noch frei war, als kein römiſcher Präfect über uns herrſchte, da hätte kein armſeliges Hundert von Fechterſklaven gewagt, dem Geſetz und der beſtehenden Ordnung die Fehde zu bieten! Schläft Lucius Manilius, oder hat ihn von neuem der Schlag getroffen? Was geſchieht, um die Ausgebrochenen un-

ſchädlich zu machen? Sieht man Truppen über die Landſtraße jagen? Verſpürt man überhaupt nur die Exiſtenz einer Obrigkeit? Wer mag ſich da noch ſorglos nach Hauſe wagen unter die Hörigen, ſelbſt wenn er bis zur Stunde Keinem mißtraut hat?“

So oder ähnlich klang es in allen Tabernen und Kaufhallen, in den Barbierſtuben, in den Läden der Buchhändler, auf den Gaſſen und in den Atrien. Ein plötzlicher Schreck hatte ſich der Einwohnerſchaft bemächtigt; und als Gegenbild dieſes Schreckens leuchtete in den Augen der meiſten Sklaven eine ſeltſame Ueberraſchung, eine verſtohlene Freude, die ſich nur mühſam hinter der üblichen Unterwürfigkeit und Demuth verſteckte.

Sextus Fannius ſchritt, ohne nach rechts und links aufzuſehen, geradewegs nach der Präfectur. Nur Ein Gedanke beherrſchte ihn: die Scharte, die ſeiner Ehre geſchlagen worden, ſo bald als möglich durch eine glorreiche That wieder auszuwetzen; dann aber Mittel und Wege zu finden, wie jenes noch grauenhaftere Unheil — die Betheiligung des Cajus an dem ruchloſen Aufſtande — gemildert und geſühnt werden könne.

Athemlos erreichte er das prunkende Oſtium, das er ſo manchesmal im Hochgefühl ſeiner glänzenden Zukunft betreten. Mit bebender Stimme gab er einem der Admiſſionalen den Auftrag, ihn bei Lucius Manilius zu melden. Der Präfect hatte ſich eben erſt vom Lager erhoben. Der Lärm, der durch die Straßen Capua's ein-

herbrauſte, war in der abgelegenen Stille dieſes Cubiculums nicht vernehmbar, und den Gebieter zu wecken, oder ihm gar, den Befehlen des Sextus Fannius zum Trotz, die Kunde von dem Durchbruch der Inſurgenten zu überbringen, das hatte keiner von den ängſtlichen Kammerſklaven gewagt.

Lucius Manilius nahm die unerwarteten Mittheilungen des Adjutanten mit ſcheinbarer Selbſtbeherrſchung entgegen. Nur die dunkle Röthe, die ihm zur Stirne emporſtieg, verrieth, wie ſehr dieſe äußerliche Ruhe erkünſtelt war. Zehn-, zwölfmal ſchritt er, die Hände auf dem Rücken gefaltet, durch das teppichverhangene Gemach; es war, als ſchrecke er ſelbſt vor den niederſchmetternden Worten zurück, die ſich ihm tief in der zorndurchſchauerten Seele regten.

„Unerhört!“ ſagte er endlich. Er blieb ſtehen und kreuzte die Arme feſt vor der heftig athmenden Bruſt. „Unerhört, ſage ich! Weshalb in aller Welt haſt du verabſäumt, mich ſofort zu benachrichtigen? Bin ich in deinen Augen ſo gar Nichts mehr, daß du ſelbſt bei ſo wichtigen Anläſſen über mein Haupt hinweg zu handeln verſuchſt? — oder ... nicht zu handeln: denn ſchlimmer hätte die Sache nicht ablaufen können, wenn du keinen Finger gerührt hätteſt.“

Sextus Fannius war mit jeder Sekunde bleicher geworden.

„Herr,“ verſetzte er, „wenn ich fehlte, ſo geſchah es in beſter Abſicht. Ich wähnte, es gezieme ſich nicht,

dem erlauchten Manne, der für das Wohl des Gemeinweſens ſo oft und ſo lange zu wachen hat, um einer Sache willen den Schlaf zu rauben, die — ſo ſchien es mir — auch ohne das Walten ſeiner gebietenden Hand einfach und mühelos zu erledigen war. Ich ließ den Präfecten unbehelligt, weil ich den Gönner, den väterlichen Freund zu ſchonen gedachte. Ich ſehe jetzt, daß ich eine Thorheit begangen; ich habe die Schlauheit und Thatkraft dieſes Armeniers himmelweit unterſchätzt. — Wer auch konnte vermuthen, daß Pruſias ſo ganz und gar aus dem Stegreif losſchlagen würde? Wahrlich, Herr, ich glaube, du ſelber hätteſt unter ſo mißlichen Umſtänden das gleiche Schickſal erlebt."

„Du ſprichſt vermeſſen," erwiderte Lucius Manilius ſtirnrunzelnd. „Wer, wie ich, die menſchlichen Dinge jahrelang in hundertfältiger Wandlung beobachtet und die verderbliche Wirkung des Zufalls kennen gelernt hat, der geht bei ſolchen Anläſſen mit größerer Vorſicht zu Werke als ein ſtürmiſcher Jüngling, dem der perſönliche Haß beinahe mehr am Herzen zu liegen ſcheint, als das Wohl der Geſammtheit. Wenn mir plötzlich die Kunde käme, der Beſte unter den Römern habe Aufruhr geplant, ich würde lieber zwecklos ein Heer aufbieten, als nur um Haaresbreite gegen die Pflichten der Klugheit freveln. Unerhört, dieſer Leichtſinn! Mannſchaften genug liegen hier im Palaſte; zu allem Ueberfluß haſt du die Stadtcohorte — und dennoch muß ich's erleben, daß die

Rebellen nicht beim erſten Anprall erdrückt werden! Wie ſoll ich's dem Senat gegenüber verantworten? Was ſoll ich ſprechen, wenn die verſammelten Väter mich zur Rechenſchaft ziehen?"

Stolz und feierlich hob Sextus Fannius das Haupt.

„Alle Schuld wälze auf mich," ſagte er bitter. „Wenn Irrthum eine Miſſethat iſt, ſo will ich ſie büßen. Verhängt die Verbannung, verhängt den Tod über mich, dafern's euch gerecht ſcheint. Inzwiſchen kann ich nur Eines: mit aller Kraft darnach ringen, das wieder gut zu machen, was mein Irrthum verſchuldet hat."

Abermals ſchritt der Präfect eine Weile ruhelos auf und nieder.

„Ich verſtehe nicht," rief er plötzlich. „Cajus, dein Bruder, ein Genoſſe der Gladiatoren! Das klingt unbegreiflicher, als das Hirngeſpinnſt eines Wahnwitzigen! — Gleichviel! Jetzt frommt kein Staunen mehr, kein Forſchen nach den Urſachen dieſer Verirrung ... Laß eine Sänfte rüſten, und dann ſchicke zu Lentulus; er ſoll mich in ſeinem Hauſe erwarten und all' ſeine Leute, die Aufſeher, die Wachmannſchaften, und wer da ſonſt Auskunft zu geben vermag, an Ort und Stelle befehlen. Ich perſönlich werde ſie ausfragen. Beeile dich, Sextus! Wir haben keine Zeit zu verlieren."

Sextus trat an die Thüre des Vorgemachs und ertheilte in kurzen Worten ſeine Befehle. Immer noch bleich

und verſtört kam er zurück, während der Grimm des Präfecten nachgerade zu ebben ſchien.

„Befiehlſt du ſonſt etwas?“ fragte der Adjutant.

„Zunächſt begleiteſt du mich nach dem Haus deiner Mutter. Ich will den Schauplatz dieſes Verraths unverzüglich in Augenſchein nehmen. Die Räume, die der Armenier innegehabt, und das Arbeitsgemach deines Bruders müſſen auf's genaueſte unterſucht werden. Vielleicht entdecken wir bedeutſame Anhaltspunkte.“

„Wohl, Herr!“

„Sei unbeſorgt,“ fuhr Lucius Manilius in ruhigerem Tone fort. „Ich fühle, was dich ſo mit Bangen erfüllt ... Gerade die Rückſicht auf deine Mutter iſt mit ein Grund, weshalb ich in eigener Perſon dieſe Maßnahmen überwachen will. Nach Möglichkeit ſoll die edle Quintilia geſchont werden; ja, ich will zuſehen, wie ich ſie tröſten kann.“

Zehn Minuten ſpäter bewegte ſich die ſeidenverhangene Sänfte, von ſechs farbig gekleideten Aethiopiern getragen, nach dem Wohnhauſe der Quintilia. Der Präfect hatte dem jungen Manne den üblichen Platz im Innern des Tragbetts angeboten: Sextus jedoch weigerte ſich, dieſe Auszeichnung anzunehmen. Nicht eher wolle er dem Präfecten wieder zur Seite ruhn, bis er den fluchwürdigen orientaliſchen Aufwiegler mitſammt ſeiner rebelliſchen Rotte nach Capua zurückgeſchleppt und dem rächenden Arm des Geſetzes überantwortet habe. So ſchritt er denn zu Fuß

neben der Sänfte her, — ab und zu eine geflüſterte Frage des Lucius Manilius in gleichem Tone beantwortend, — im übrigen ſchweigſam, gedankenvoll, traurig.

Noch ehe man das Veſtibulum des Hauſes erreichte, hatte bereits der Thürſteher dem Oberſklaven des Atriums Meldung gemacht. Der würdevolle Client Publius Sempronius empfing die Ankömmlinge mit aller Förmlichkeit, entlockte durch die langſtilige Phraſeologie ſeiner Begrüßung dem Präfecten einen Seufzer der Ungeduld, und führte die Männer dann nach dem Oecus.

Lucius Manilius und Sextus waren beide höchſt überraſcht, als Quintilia ſie ruhig und mit feſter Haltung willkommen hieß. Nur die ungewöhnliche Bläſſe, die ihrem Antlitz faſt den lebloſen Ausdruck eines Wachsbildes verlieh, gab Kunde von dem, was ihr die Seele durchwühlte.

„Du kommſt nicht unerwartet, edler Manilius,“ ſagte ſie eintönig. „Ich wußte, daß die Pflicht ſowohl wie die Freundſchaft dich hierherführen würde. Wohl — der Erfüllung deſſen, was dein Amt gebietet, ſoll meinerſeits kein Blick des Grams, kein Seufzer im Wege ſtehen: beginne rückſichtslos, was du vorhaſt! Den Worten der Freundſchaft aber, die, ich ſeh' es, um deine Lippen ſchweben, möchte ich Halt gebieten. Was kannſt du mir ſagen, Manilius? Die That iſt offenkundig, das Geſetz iſt klar, die Gebote der Ehre ſind zweifellos. Jedes deiner gütigen

Worte müßte mich nur um ſo tiefer empfinden laſſen, daß es für ſolch ein Mißgeſchick keinen Troſt giebt.“

Lucius Manilius, der für gewaltige Emotionen keinerlei Neigung verſpürte, athmete auf, da Quintilia eine ſo männliche Selbſtbeherrſchung bekundete. Auch dem Jüngling half dieſe Ruhe der edlen Frau über Manches hinweg. Selbſt die verweinten Geſichter Fannia's und Pſyche's vermochten die verhältnißmäßige Klarheit und Gelaſſenheit der Situation nicht mehr zu trüben.

Der Präfect hatte ſich Quintilia gegenüber in einen Seſſel gelehnt.

„Ich freue mich,“ ſagte er nachdrücklich, „in der Mutter meines theuren Sextus jenen echten, unerſchütterten Römerſinn, der das Gemeinwohl höher ſtellt, denn das eigene Schickſal, vollauf bewährt zu finden. Dieſe glorreiche Tugend wird dir eine beſſere Stütze ſein, als ſelbſt das Mitgefühl deiner Freunde. Nicht völlig jedoch ſollſt du um deines Cajus willen verzagen. Nach Allem, was mir zu Ohren dringt, ſcheint er mehr ein Verirrter zu ſein als ein Frevler. Den Reuigen aber, den Verführten, der freiwillig auf die Bahn des Rechtes zurückkehrt, trifft nicht die volle Wucht der geſetzlichen Rache.“

Bei den letzten Worten war auch Brenna unhörbar in den Oecus getreten und hatte ſich zu Fannia und Pſyche geſellt, die den halben Verheißungen des Präfecten in leiſer Bangigkeit lauſchten.

Mit der blonden Sklavin ſchien ſeit der jüngſten

Kataſtrophe eine wunderſame Veränderung vorgegangen zu ſein. So ernſt und bleich ſie dreinſchaute: in den Augen glomm der Schimmer einer räthſelhaften Genugthuung. Sie war aufgeregt, ſie fieberte faſt; nur von Zeit zu Zeit hob ſich ihr voller Buſen, als ſei ihr ein unerträglicher Druck von der Seele genommen, als gewahre ſie in all' der Wirrniß ein leuchtendes Ziel, das ihr bis zur Stunde von undurchdringlichen Nebeln verhüllt geweſen. Da Pſyche in ſtummer Seelenqual ihre Hände ergriff, ſpielte der jungen Frieſin ſogar ein unbewußtes Lächeln um den blühenden Mund, ein Lächeln, das nicht zu begreifen ſchien, weshalb die Tochter Phormio's dieſe unverhofften Ereigniſſe ſo zweifellos für den Ausbund alles Mißgeſchicks anſah.

In ihrer Kammer hatte Brenna auf den Knieen gelegen vor dem kleinen Thonbild der jungfräulichen Göttin Diana, und der Himmliſchen ein übervolles, jauchzendes Herz ausgeſchüttet. Cajus Fannius, der Stolze, Erhabene, der Abgott ihrer verſchwiegenen Träume, — ein Genoſſe der Sklaven und Gladiatoren, ein Mitverſchworener jenes gewaltigen Mannes, der, ſo ſchien es, die Befreiung all' der geknechteten Millionen auf ſeine Fahne geſchrieben, Cajus war alſo kein Verächter der Unfreien! Er hieß das qualvolle Loos der Enterbten nicht um deswillen gut, weil es jahrhundertelangen Beſtand hatte. Mit dem Todesmuthe der Selbſtverleugnung trat er ein für das unermeßliche Heer der Rechtloſen, die doch ganz mit der

gleichen Inbrunſt ihren Platz am Sonnenlichte begehrten, wie die übermüthigen Herrſcher. Einen ſolchen Mann zu vergöttern, ja ihn zu lieben mit der vollen Gluth eines leidenſchaftlichen Mädchenherzens — das war nun fürderhin kein wahnſinniger Widerſpruch, keine ſelbſtmörderiſche Vermeſſenheit, der nur die Wahl blieb zwiſchen Verzweiflung oder Entehrung! Ach, es lag ja weit in unabſehbarer Ferne, was ihr jetzt wie die Ahnung einer Möglichkeit durch die Seele zuckte; aber ſie glich doch dem Wüſtenwanderer, der ſich ſchon niedergekauert, um hoffnungslos zu verſchmachten, und nun plötzlich, wie er noch einmal den verlöſchenden Blick hebt, am Horizonte das blaſſe Bild einer Oaſe entdeckt! Die Hände zu der jungfräulichen Göttin erhoben, hatte ſich Brenna geſchworen, dieſer Oaſe muthig entgegenzuwandern, ob ihr die Sinne auch ſchier vergehen möchten im verſehrenden Sonnenbrand. Jahrelang hatte ſie entſagt und geduldet, ohne nur völlig auszudenken, was ihr das Herz erfüllte. Um wie viel mehr würde ſie ſtandhaft bleiben, jetzt, da ihr zum erſtenmal ein Tröpflein himmliſchen Thaues die verlechzende Zunge kühlte!

Von dieſen Träumen erfüllt, hatte ſie kein Verſtändniß für die allgemeine Beſtürzung im Volke, für die Sorge des Lucius Manilius, für den Schmerz der tiefgebeugten Familie. Cajus Fannius ſtand an der Spitze der Inſurgenten: da war kein Zweifel, der Aufſtand mußte zum Sieg führen. Mit dem Heer der befreiten

Sklaven würde Cajus Fannius Einzug halten in Capua, und ein Reich des Friedens begründen und der Gerechtigkeit. Rom, der Senat, die Legionen, die jetzt im Osten gegen den König von Pontus, im Westen gegen Sertorius kämpften, — was galt das Alles im Vergleiche zu Cajus Fannius? Das ganze Weltreich mußte erliegen, wenn Cajus die gebietende Hand ausstreckte! Und dann würde ja die Verwirrung, die jetzt so unlösbar schien, freundlich geklärt sein! Quintilia würde erkennen, daß ihr Sohn kein Rebell, kein Frevler, sondern ein Held und der Heiland der geknechteten Menschheit geworden.

Als der Präfect sich erheben wollte, um in Begleitung des Sextus und des Publius Sempronius, der bis dahin ehrfurchtsvoll unweit des Eingangs stehen geblieben war, die Wohnräume des Armeniers und das Studirgemach des Cajus Fannius zu besichtigen, brachte Myrrhina die unerwartete Meldung, ein Bote des Lentulus Batiatus stehe im Atrium und bitte um Einlaß.

Quintilia hieß ihn vorführen. Der Bote trug eine Wachstafel, die für Lucius Manilius bestimmt war. Die Sache sei im höchsten Grad eilig. Der Präfect erbat von Quintilia die Erlaubniß, die Schnur in ihrer Gegenwart lösen zu dürfen: der Brief beziehe sich ohne Zweifel auf Prusias und die Rebellen, — und das Interesse hierfür sei ja Allen gemeinsam.

Nachdem er die Tafel geöffnet hatte, las er mit halblauter Stimme:

„Lentulus Batiatus wünſcht dem erlauchten Präfecten Lucius Manilius Glück und Geſundheit.

„Deine Befehle ſind erſt jetzt zu meiner Kenntniß gelangt, da ich von Hauſe abweſend war. Unverzüglich werde ich Sorge tragen, daß Alles nach deinem Willen ausgeführt wird. Inzwiſchen bin ich, wie du erwarten wirſt, nicht müßig geweſen. Werde ich doch mehr als die Uebrigen von dieſem verhängnißvollen Schlage getroffen. Die Feſtſpiele, die ich mit ſo großer Sorgfalt geplant, ſind mir und den wackern Capuanern ſo gut wie verloren, wenn es nicht in kürzeſter Friſt gelingen ſollte, der verruchten Flüchtlinge wieder habhaft zu werden. Noch hoffe ich, daß ich ein Recht habe, den eigenen Verdruß in den Vordergrund zu rücken, und das Vorhandenſein der gemeinſamen Gefahr halbwegs zu verneinen; ſie ganz zu leugnen wäre Vermeſſenheit. Ich habe alſo ringsum geforſcht, insbeſondere aber einige Gladiatoren, die verwundet am Boden lagen, alsbald in ſtrenges Verhör genommen. Eine mäßige Folter hat die Burſchen zum Geſtändniß gebracht — und da ich ſie jeden einzeln vernahm, ſo bürgt mir die Uebereinſtimmung ihrer Ausſage für die Wahrheit. Nach dieſer Ausſage nun liegt es im Plan der Rebellen, über Calatia und Nola die nordöſtlichen Abhänge des Veſuv zu erreichen und ſich dort in den unzugänglichen Bergſchluchten feſtzuſetzen. Ihre urſprüngliche Abſicht, in's Innere von Samnium vorzudringen, haben ſie aufgegeben. Gedeckt durch die natürlichen Bruſtwehren, die der Veſuv

darbietet, hoffen ſie, unſere Mannſchaften einige Tage hinhalten und Verſtärkungen ſammeln zu können. Es läßt ſich nun, erlauchter Manilius, in der That nicht in Abrede ſtellen, daß der Veſuv, wenn er einmal erreicht iſt, die Niederwerfung der Verbrecher in hohem Grade erſchweren wird. Deine Einſicht wird daher Alles aufbieten wollen, das Gelingen dieſes Plans zu vereiteln. — Schließlich vermelde ich dir, daß ich vor Ablauf einer Stunde in meine Wohnung zurückgekehrt ſein werde. Die drei Gladiatoren laſſe ich mitſchleppen, damit ſie, falls du es wünſcheſt, ihre Ausſage in deiner Gegenwart wiederholen. Gehab' dich wohl!"

„So wahr ich lebe," rief Lucius Manilius, als er die Tafel geleſen hatte, „das ſcheint doch mehr als ein gewöhnlicher Straßentumult. Beide Pläne, ſowohl der urſprüngliche als der ſpäterhin abgeänderte, verrathen weitgehende Abſichten. Batiatus hat Recht, wenn er die Bergſchluchten des Veſuv für einen höchſt bedenklichen Punkt hält. Wer aber giebt mir die Möglichkeit, die Rebellen zum Stehen zu bringen? Dieſe Gladiatoren ſind ihrer Mehrzahl nach ſtahlharte Leute; ihre Ausdauer übertrifft die der Milizen um ein Bedeutendes. Dazu kommt nun ihr gewaltiger Vorſprung . . ."

„Herr," ſagte mit leuchtendem Blick Sextus Fannius, „geſtatteſt du mir ein Wort der Entgegnung?"

„Rede!"

„Ich möchte ſchwören, daß die Rebellen nicht ſo eilig

nach dem Mons Veſuvius vordringen, wie Lentulus Batiatus vermuthet. Da ſie ſich nicht verfolgt ſehen, liegt auch von ihrem Standpunkt aus keine Veranlaſſung vor. Sie werden nach Bedürfniß und Laune Raſt halten, ſich erholen, die neu errungene Freiheit genießen und vielleicht ſchon jetzt hier und da neue Zuzüge abwarten. Wenn nun auch der Abmarſch einer Colonne von Capua dieſes Zögern beenden und das Vordringen der Inſurgenten nach dem Mons Veſuvius beſchleunigen würde, ſo giebt es ein anderes Mittel, jenen Plan zu vereiteln. Wie dir bekannt iſt, liegen am Kap Miſenum die Schiffe des Clodius Pulcher, die für die Expedition nach Sicilien beſtimmt ſind. Entſenden wir ſofort einen reitenden Boten, ſo iſt es für Clodius Pulcher ein Leichtes, bei Neapolis Truppen genug an's Land zu werfen, um den Aufwieglern noch rechtzeitig den Weg zu verlegen. Wir aber, mit ſo viel Mannſchaften, als Capua irgend entbehren kann, packen ſie dann im Rücken und zerſprengen, was nicht in unſerer Umarmung erſtickt."

„Sextus!" rief Lucius Manilius, dem Jüngling die Hand reichend, „was du auch bis zur Stunde gefehlt haben magſt, du haſt es gut gemacht durch dieſen einen kernigen Prachtgedanken, — der doch ſo einfach iſt, ſo naheliegend . . . Beim Herkules, nur mit meiner ungeſtümen Aufregung kann ich's entſchuldigen, daß der Einfall mir nicht ſelber gekommen! Triff nur ungeſäumt die nöthigen Maßnahmen! Entſende mir zwei Boten, drei, vier, da-

mit wir unbedingt ſicher ſind, daß die Botſchaft ihr Ziel erreicht.“

„Herr,“ erwiderte Sextus, „wenn du erlaubſt, ſo wähle ich mir fünf deiner beſten Soldaten und reite ſelbſt.“

„Noch beſſer! Und jedem Einzelnen ſchärfſt du ein, was dem Clodius Pulcher zu melden iſt. Ich inzwiſchen ſtelle mich an die Spitze einiger hundert Mann und halte mich für alle Fälle bereit. Noch vor Abend kann das frevelhafte Beginnen vereitelt ſein.“

Er wandte ſich zu Quintilia.

„Du verzeihſt,“ ſprach er verbindlich, „daß wir dein Wohngemach in den Schauplatz eines Kriegsraths verwandelt haben. Aber die Zeit drängte . . . Gehab' dich wohl, edle Quintilia!“

Haſtig ſchrieb er dem Boten des Lentulus Batiatus einige Zeilen in die Wachstafel, grüßte dann und verließ mit Sextus Fannius den Oecus.

Elftes Kapitel.

Als die Frauen ſich wieder allein ſahen, hielt die Selbſtbeherrſchung Quintilia's nicht länger Stand. In ihren Seſſel zurückgelehnt, brach ſie in heftiges Schluchzen aus. Pſyche und Fannia traten weinend herzu, um die Faſſungsloſe zu tröſten. In der wilden Erregung dieſer Stunde geſchah es, daß Pſyche das Geheimniß ihrer Liebe zu Kleon der Mutter Fannia's gegenüber verrieth, — halb unwillkürlich, halb von dem ſchmerzerfüllten Drange beſeelt, auch zu Kleon's Gunſten das geltend zu machen, was Lucius Manilius zu Gunſten des Cajus Fannius in die Wagſchale geworfen hatte. Die Enthüllung Pſyche's trug nicht dazu bei, die Stimmung der gebeugten Matrone zu heben: vielmehr ſchien ihr das Alles wie der wohlberechnete Plan finſterer Mächte, die es mit dämoniſcher Grauſamkeit darauf abgelegt, ſie und ihr Haus, und Alles, was damit zuſammenhing, in lichtloſe Wirrniß zu ſtürzen.

Fannia war jetzt unter den Dreien die Ruhigſte und Hoffnungsfreudigſte. Trotz alles Mitgefühls für das

Wohl der liebenden Pſyche und die verzweiflungsvolle Pein des zerriſſenen Mutterherzens vertraute ſie noch immer dem guten Stern der Familie.

„Sei ſtark, theure Mutter!“ ſagte ſie zärtlich, „ſtark auch für uns! Stolz und Hochſinn verwehrten dir's, dem Lucius Manilius deine Thränen zu zeigen; aber auch hier in unſeren Armen ſollſt du nicht weinen! Was geſchehen iſt — ſtand es nicht im Buche des Schickſals geſchrieben von Anbeginn? Sieh', Mutter, wollte ich thöricht ſein, ſo wäre ich es an erſter Stelle, die ſich anklagen könnte! — denn ich bin es geweſen, die für den Thraker Spartacus, als er am Boden lag, den Präfecten um Gnade anging . . .! Aber ich rechne nicht ſo; — ich ſage mir: was geſchieht, iſt nothwendig, und kein Wille der Sterblichen vermag die Wege des Fatums zu wenden.“

Sie rief nun der noch immer ſchluchzenden Mutter in's Gedächtniß zurück, daß ſelbſt Lucius Manilius den irregeleiteten Jüngling entſchuldigt habe; und da ſie merkte, daß Pſyche bei dieſen Worten ſchmerzlich ſeufzte, ſprach ſie auch ihr Muth ein und ſchwur ihr, ſo gut wie für Cajus gebe es eine Möglichkeit der Gnade auch für den jungen Hellenen, der gleichfalls willenlos unter dem Banne jenes unbegreiflichen Magiers geſtanden. Endlich gelang es dem Eifer ihrer Betheuerungen, eine minder hoffnungsloſe Stimmung herbeizuführen, und dankerfüllten Herzens ſchloß Quintilia ihr beredtes Kind in die Arme.

Inzwiſchen hatte die goldhaarige Brenna unbemerkt

den Oecus wieder verlaſſen. Am ganzen Leibe zitternd, war ſie in's obere Geſchoß nach ihrem Zimmer geeilt. Wie betäubt blieb ſie in der Mitte des Raumes ſtehen; ihre Hand griff haſtig nach der Kante des zierlichen Webſtuhles, um ſich feſtzuhalten; denn vor innerer Erregung brachen ihr faſt die Kniee.

Endlich trat ſie raſch entſchloſſen vor eine große eherne Truhe, nahm ein Obergewand heraus, warf es über den Tiſch und ſetzte ſich dann auf den Polſterſeſſel, um ihre leichten Sandalen gegen breit verſchnürte Vollſchuhe zu vertauſchen. Unſicher und fieberhaft waren alle ihre Bewegungen. Eine Sekunde lang konnte man glauben, ſie werde mit ihren Vorbereitungen überhaupt nicht zu Stande kommen; ſie ſank rückwärts, und preßte, zu Tod erſchöpft, das Geſicht in die Hände. Dann aber fuhr ſie empor, vollendete ihre Zurüſtung, ſchob zuletzt ein farbiges Ledertäſchchen mit einigem Gold in die Gürteltaſche und trat hinaus auf die Gallerie.

Eben wollte ſie nach links abbiegen, um durch die unbelebteren Theile des Hauſes das Poſticum zu erreichen, als die kleine Brundiſierin Thoe ihr unerwartet den Weg verlegte. Brenna ſchrak heftig zuſammen und machte, ohne es zu wollen, eine Geberde, als erblicke ſie in dem armen Kind eine Gegnerin. Thoe's Weiſe hatte in der That etwas Befremdliches. Ihre großen, verweinten Augen ſtarrten forſchend unter den Wimpern hervor; um die Lippen ſpielte ein feines, ſchmerzliches Lächeln.

„Wo willſt du hin, Brenna?“ fragte ſie leiſe.

„Was kümmer'ts dich?“ verſetzte die Frieſin erregt. „In die Stadt . . . Ich habe Beſorgungen.“

„In die Stadt . . .?“ wiederholte das Kind. „Aber du ſcheinſt mir gekleidet wie zu langer, beſchwerlicher Wanderung. Seit wann trägt Brenna, die Schöne, die Untadelhafte, ſo wuchtige Vollſchuhe? Die überließeſt du bis zur Stunde ſolchen Mädchen, die Grund hatten, ihre häßlichen Füße zu bergen. O Brenna, Brenna, belüge mich nicht, ich weiß Alles! Ich habe gehört, was der Präfect und Sextus Fannius drunten im Oecus beſchloſſen haben, und ſiehſt du, ich weiß auch genau, was du vorhaſt.“

Die blonde Frieſin trat unwillkürlich wieder in's Zimmer zurück. Thoe, ohne zu fragen, ob ihre Anweſenheit hier erwünſcht ſei, folgte ihr und drückte eilig die Thür in's Schloß.

„Siehſt du, Brenna,“ fuhr ſie mit zitternder Stimme fort, „ich bin nur ein armes, unwiſſendes Geſchöpf; Eins indeß haben mir die Götter geſchenkt, und ich weiß nicht, ob es mir zum Fluch oder zum Segen gereicht: ich bedarf nur eines einzigen Buchſtabens, und ich leſe das ganze Wort. Nicht in die Stadt willſt du, Brenna, ſondern hinaus auf die Landſtraße, hinter den Gladiatoren und Sklaven her — nein, was ſage ich, hinter ihm her, der keinen anderen Gedanken mehr hat als dich! Du willſt ihn warnen vor der Falle, die Sextus ihm zu legen gedenkt; du willſt ihm und ſeinen Gefährten zurufen: Eilt,

rennt, ſtürmt ſo ſchnell ihr vermögt, daß ihr den Veſuvius erreicht, ehe euch die Truppen des Clodius Pulcher die Straße verſperren! — Wahrlich, Brenna, ich verſteh' es ja, daß der Boden dir unter den Füßen glüht, daß du dir Flügel wünſcheſt, um ſo raſch als möglich an's Ziel zu kommen! Und du haſt Recht, Brenna, denn ich weiß ja, wie unauslöſchlich heiß er dich liebt! Aber daß er dich liebt, — daß thut mir weh, Brenna, und deßwegen — du magſt es nun aufnehmen, wie du willſt — leid ich's nicht, daß du allein gehſt! Entweder du nimmſt mich mit, oder, beim allmächtigen Jupiter, ich laſſ' ihn lieber zu Grunde gehen ... Ich rufe hinab in's Periſtyl, daß ſie dich feſthalten, daß ſie dich mit in den Kerker werfen, — und ſollt' ich wahnſinnig werden vor Schmerz über ſein Mißgeſchick! — Ich thu's, Brenna, ich thu's!"

Die Frieſin war blaß geworden; endlich aber begann's ihr zu dämmern, welch ein ſeltſamer Irrwahn dies arme Geſchöpf ſo im Bann der Leidenſchaften befangen hielt.

„Schweig'!" ſagte ſie, da Thoe bei den letzten Worten ihre Stimme erhoben hatte; „du redeſt im Fieber. Ja, Thoe, ich will hinaus über Calatia, ſoweit mich die Füße tragen. Ich will die Verſchworenen warnen und erretten vor ihren Verfolgern, — aber nicht um des Knaben willen, den dein Herz ſo vergöttert, ſondern weil ich die Sache der Aufſtändiſchen zu der meinen mache; weil ich mit rebelliren will gegen die Knechtſchaft ſo vieler Millionen! Ja doch, ich ſehe, deine gramerſchütterte Seele begreift

das nicht; du begreifſt nur die Liebe, du zitternde Thörin! So hör' es denn, — aber ſchwöre mir, daß du's geheim hältſt wie ein Vermächtniß der Unterwelt . . .! Hörſt du? Verſprichſt du das? Ja, ich liebe einen dieſer Flüchtlinge mit der Gluth des Wahnſinns, — und vornehmlich um ſeinetwillen treibt mich die Verzweiflung hinaus; aber wahrlich, mein Abgott ſteht höher, als der Knabe, von dem du träumſt: ſein Name iſt Cajus Fannius!"

„Brenna, du lügſt!"

„Nein, — bei der heiligen Göttin, die vom Sockel hier auf meinen Eidſchwur herniederblickt! Und nun laß mich fort, ich beſchwöre dich! Mit Cajus Fannius errett' ich auch deinen Afer!"

„Cajus Fannius!" ſtammelte Thoe wie geiſtesabweſen; „o, welch ein Glück, welch ein Glück! Noch vermag ich deinem Wort nicht zu glauben — aber nein, du haſt ja geſchworen . . ."

„Alſo laß mich jetzt!" wiederholte die Frieſin, zur Thür ſchreitend.

„Halt!" rief Thoe. „Ich glaube dir, — aber gleichviel: ich will dich begleiten."

„Nimm doch Vernunft an! Ich bin ſtark, flink und geſund; deine Begleitung jedoch, wenn du's überhaupt aushielteſt, wäre für mich nur ein Hemmniß . . ."

„Aber ich kann nicht ohne ihn leben!" rief Thoe, in Thränen ausbrechend. Nur um ſeinetwillen bin ich von

Hauſe entflohen; nur um ſeinetwillen hab' ich mich hergeſchleppt über die endloſe Landſtraße."

„Wohl! Wenn du nicht harren und hoffen willſt, bis wir als Sieger zurückkehren, ſo folg' ihm auch diesmal! Nur heute nicht! Ich verſpreche dir, Botſchaft zu ſenden. Da du Alles gehört haſt, ſo weißt du ja: das nächſte Ziel iſt der Mons Veſuvius. Gedulde dich alſo, bis du Kunde empfängſt, daß wir an Ort und Stelle gelangt ſind, — und dann, wenn du nicht die Noth und die Entbehrungen fürchteſt, die zunächſt unſer Aller Loos ſein werden, ſo ſchnüre dein Bündel und ſuche uns auf! Denn ſelbſtverſtändlich — für mich giebt es nach dieſer Flucht keine Rückkehr, auch wenn ich wollte."

„O Brenna, Brenna, ich danke dir!" rief Thoe ſchluchzend. „Vergieb mir, daß ich ſo verblendet geweſen!"

Die Frieſin drückte ihr einen ſanften Kuß auf die Stirne.

„Gehab' dich wohl, und auf Wiederſehn!" ſagte ſie freundlich.

Mit dieſen Worten trat ſie hinaus. Thoe aber ſank auf die Kniee und hob in heißem Flehen die Hände empor zu Diana, der Schutzgöttin der Armen und Elenden. Ihre Züge verklärten ſich, ihre Augen blickten größer und glänzender. Alles Häßliche und Vergängliche ihres Weſens ſchien dahinzuſchmelzen in der heiligen Lohe der Sehnſucht und der gläubigen Liebe.

Brenna unterdeß erreichte hochklopfenden Herzens den

Garten, wo ſie in einem der fernen Baumgänge den ſonſt ſo ſtarren und ſelbſtbewußten Clienten Publius Sempronius Tiburtinus erblickte, wie er gebeugten Hauptes, die Hände auf dem Rücken, über den Kies ſchritt. Unhörbar huſchte ſie hinter den Sträuchern her, bis ſie jene Pforte erreichte, durch die einſt Aſer die kranke Thoe getragen. Von hier aus nahm ſie den Weg durch einige Seitengaſſen, wo ſie minder bekannt war, und gelangte ſo, das Präfecturgebäude in weitem Bogen umkreiſend, vor das ſtädtiſche Weichbild.

Auf der appiſchen Straße herrſchte ein geräuſchvolles Treiben. Die Bewohner der zahlreichen Villen und Pachthäuſer drängten ſich von allen Seiten herzu. Jeder Wanderer zu Fuß und zu Wagen, der von Calatia des Weges daher kam, wurde mit Fragen beſtürmt. Ueberraſchenderweiſe war keines der Fuhrwerke, die an den Aufſtändiſchen vorübergekommen, ſeiner Vorräthe beraubt oder ſonſt geſchädigt worden; — ſelbſt ein achtſpänniger Coloß nicht, der große Weinſchläuche nach der Stadt brachte; wiewohl einige der Gladiatoren hier den Verſuch gemacht hatten. Die Anführer waren ſolchen Gewaltthätigkeiten kraftvoll entgegengetreten. Wer das Joch der Knechtſchaft zerbrechen wolle, ſo hatte man den Thraker Spartacus ſagen hören, der müſſe nicht ſelbſt ohne Grund zum Tyrannen und Räuber werden. Einem Landmann von Acerrä dagegen, der allerlei Mundvorrath mit ſich führte, war die ganze Fracht gegen klingendes Gold

abgekauft worden, und der Hauptmann, der's ihm auszahlte, eine vornehm-ernſte Geſtalt mit Augen wie ein Jupiter Ultor, hatte nicht lange gefeilſcht, ſondern reichlich geſpendet, was der Bauer verlangte.

Dies Alles hörte Brenna ſo im Vorbeiſchreiten. Selbſt die Kinder, die, an der Straßenböſchung kauernd, zu ihr emporblickten, hatten, ſo ſchien es, kein anderes Geſpräch als den Vorbeimarſch der wilden Männer.

„Haſt du den Starken, Großen geſehen, vorn, den mit dem blitzenden Helme?" klang es keck aus dem Mund eines Achtjährigen.

„Der Andre, dem ſie Alle gehorchten, weißt du, der im leuchtenden Mantel, hat mir beſſer gefallen!" rief ein ſchwarzlockiges Mädchen.

„Sei du nur ſtille, Tullia! Du haſt dich gefürchtet. Hinter dem Brunnen haſt du gekauert und nur ſchüchtern hervorgelugt."

„Und wenn ſelbſt," rief ein Anderer, „ſo hat ſie Recht. Das ſind Räuber und Mörder, hat mein Vater geſagt. Hätten ſie Zeit gehabt, ſo wär's uns übel ergangen, das kannſt du glauben."

„Unſinn!" lachte der Erſte wieder; „die ſind nur ausgebrochen, weil ſie nicht Luſt hatten, ſich im Theater von den Löwen freſſen zu laſſen. Ich würde es gerade ſo machen, wenn ich Gladiator wäre."

Solche und ähnliche Reden drangen von allen Seiten zu Brenna's Ohr, und mit jedem neuen Wort ſchritt ſie

eiliger. Es war ihr, als müſſe plötzlich Einer ſie anrufen: „Nicht wahr, auch du gehörſt zu der Zahl dieſer Flüchtlinge? Dir aber ſoll nicht gelingen, was Jenen geglückt iſt: wir halten dich feſt, wir ſchleppen dich zurück in die Knechtſchaft!“

Rechts von der Via Appia, auf der jetzt Brenna einherwanderte, lief genau in ſüdlicher Richtung die Landſtraße, die über Atella und Neapolis nach dem Vorgebirge Miſenum führte. Zwiſchen den Landhäuſern in's Blachfeld hinausſpähend, gewahrte die Frieſin auf dieſer atellaniſchen Straße eine Abtheilung von Reitern, die in ſcharfem Trabe zu je zweien über das Pflaſter ſprengten. Trotz der großen Entfernung erkannte Brenna im vorderſten, der ſeinem Begleiter um eine halbe Pferdelänge voraus war, den Sextus Fannius.

Mit ſo unbegreiflicher Schnelligkeit alſo hatte der ſtolze Römer ſein Vorhaben ausgeführt! So unwiderſtehlich verlangte es ihn, den Mißerfolg von heute früh wieder auszutilgen, — ſelbſt wenn dies nur durch die Opferung des eigenen Bruders geſchehen konnte! Und ſie ritten wie die eiferſüchtigen Virtuoſen des Circus! Pfeilgeſchwind flogen die auserleſenen Thiere hinter den Villen und Gärten vorüber. Jetzt tauchten ſie hier, und jetzt ſchon dort in den Lücken auf. Es waren kleine galliſche Pferde, unanſehnlich, aber von jener furchtbaren Ausdauer, die ſelbſt den geſchulteſten Cappadocier der Wettfahrer zuletzt überflügelte. Mit ſolchen Thieren konnte Sextus noch vor

Mittag an Ort und Stelle ſein; Brenna jedoch, wenn ſie unabläſſig zuſchritt und keine Sekunde Raſt hielt, erreichte Nola kaum früher, als mit untergehender Sonne. Dann aber mußten die flügelſchnellen Triremen längſt ihre Truppen an's Land geſetzt und die Zugänge zum Mons Veſuvius von allen Seiten verlegt haben.

Die Kniee verſagten ihr faſt bei dieſer Erkenntniß. Mit einer ſo erſchreckenden Pünktlichkeit des Sextus Fannius hatte ſie nicht gerechnet. Jetzt erſt glaubte ſie zu begreifen, was ein glühender, Herz und Hirn durchſiedender Haß ſei. Neulich ſchon, da Sextus Fannius ſie in ſo ſchnöder Weiſe dem widerlichen Batiatus preiszugeben gedachte, hatte ſich ihr ganzes Weſen gegen den Jüngling aufgebäumt, der doch der Bruder war ihres vergötterten Cajus, und den ſie in früheren Jahren mit eingeſchloſſen hatte in ihre warme, dankbare Sympathie für die ganze Familie. Jetzt aber, da er von neuem ſich als Feind ihr entgegenſtellte, da er am Werke war, ihr ſeligſtes Hoffen in den Staub zu treten, jetzt durchlohte ſie jener tödtliche Ingrimm, der bereit wäre, das eigene Ich zu zertrümmern, nur um den Gegner ſiegreich zu Boden zu werfen.

Sie machte ſich verzweifelte Vorwürfe, daß ſie nicht auf jede Gefahr hin ein Pferd oder ein Fuhrwerk beſtiegen. Freilich, ſie mußte froh ſein, daß ſie überaus glücklich aus Capua hinausgelangt war, denn ſchon herrſchte rings in den Straßen die Wachſamkeit der Angſt und des Mißtrauens. Die Soldaten der Stadtcohorte zogen allenthalben ſpähend

umher. Zahlreiche Verdächtige waren bereits in Haft genommen. Hätte nun Brenna, von der man wußte, daß der Sklavenfreund Cajus Fannius ſie ſo eifrig beſchützt hatte, in aufſehenerregender Weiſe — zu Pferd oder zu Wagen — die gleiche Straße eingeſchlagen wie ihr Gebieter: ſo wäre auch ſie ganz zweifellos den Milizen in die Hände gefallen. Zudem, wie hätte ſie das Nöthige in ſo kurzer Friſt unbemerkt herbeiſchaffen ſollen? Nein, es war Thorheit, ſich mit ſolcherlei Gedanken zu martern, zumal die Gegenwart ſo unerhörte Forderungen ſtellte. Das ſchier Unmögliche mußte verſucht werden. Brenna war jetzt einzig und allein auf die Kraft und die Ausdauer ihrer Muskeln, auf die Unermüdlichkeit ihrer Lungen angewieſen; es galt einen Wettlauf ungleicher Art und nach ungleichen Zielen; gering nur war die Ausſicht, daß ſie obſiegen würde: aber felſenfeſt ſtand ihr Entſchluß, bis zum letzten Athemzuge getreulich anzukämpfen gegen das Schickſal, und, wenn ſie ſank, nicht unrühmlich zu ſinken, ſondern im Bewußtſein erfüllter Pflicht.

Einige Sekunden lang war ſie ſtehen geblieben, wie um Kräfte zu ſammeln. Dann ſchritt ſie eilig, aber doch ohne zu laufen, vorwärts, mit Sorgfalt auf ihre Straße achtend und die bequemſte Stelle des Weges ſuchend, um nicht fehlzutreten oder ſich ſonſt vor der Zeit zu ermüden. Noch waren hier die Anwohner der Straße zu zahlreich, als daß ſie gewagt hätte, wie eine flüchtige Niobide dahinzuſtürmen. Die Blicke, die aus den Thürumrahmungen

und hinter den Zäunen her auf ihr haften blieben, flößten ihr ohnehin ein ſeltſames Bangen ein, obgleich die Neugier, die ihr ſo folgte, lediglich dem Liebreiz ihrer Erſcheinung galt; — denn nie war das jugendſtrahlende Mädchen ſo ſchön geweſen als jetzt.

Die Sonne ſtieg höher und höher. Brenna blickte ſich um. Die letzten Häuſer der capuaniſchen Vorſtadt lagen weit hinter ihr, und noch war es wohl eine Stunde und mehr bis Calatia. Jetzt mochten die Fuhrknechte auf den bauchigen Reiſewagen und die Landleute auf den zweiräderigen Karren denken, was ihnen gefiel: ſie ſchürzte ihr Wollgewand, und lief wie ein Reh, dem die Meute folgt. Ihr Athem ſchnob, ihr Herz hämmerte, ihr Geſicht glühte wie Purpur, aber ſie ließ nicht nach. Eine halbe Stunde lang jagte ſie ſo in fliegender Haſt, das lange Goldhaar im Winde flatternd, vorwärts, ohne nur aufzuſchauen; und da ihr nun endlich die Kräfte verſagten und ihr Herz zu zerſpringen drohte in ſeinem pochenden Ungeſtüm, da ſtand ſie dicht vor den erſten Häuſern Calatia's.

Nach Athem ringend ſchritt ſie mit verminderter Eile durch das volkreiche Städtchen. Am Markte erſtand ſie eine Handvoll bläulicher Feigen, und warf, ohne ſich aufzuhalten, dem verblüfften Händler ein ſchweres Silberſtück in den Schooß. Immer weiter eilend, erquickte ſie die glühenden Lippen.

. . . Calatia lag hinter ihr. Die Sonne ſtand jetzt

beinahe im Mittag. Von neuem hatte die wilde Jagd begonnen, nur ab und zu unterbrochen durch einige Minuten gemeſſeneren Ausſchreitens. Endlich erreichte Brenna eine Taberne am Stadtthor von Sueſſula. Schwankend trat ſie zum Schenktiſch, einen Trunk Weines erbittend. Ehe der Wirth jedoch ihr das Geforderte reichen konnte, brach ſie zuſammen.

„Oho,“ rief er, die Tödtlich-Blaſſe emporrichtend, „das iſt ja ein trauriger Gruß, mit dem du meine Schwelle beſchreiteſt! Reich' mir den Wein, Knabe! Waſſer, Paulinus! So! Kühl' ihr die Schläfe und beſpreng' ihr das Angeſicht! Da! Sie kommt wieder zu ſich!“

In der That ſchlug Brenna die Augen auf. Langſam ſchlürfte ſie einige Tropfen des herben Landgewächſes. Dann raſtete ſie ſchweigend hinter einem der Holztiſche.

Nach fünf Minuten wollte ſie weiter. Der Schenkwirth aber hielt ſie zurück.

„Es geht nicht!“ ſagte er eifrig. „Muß ich ſo was erleben! Ein junges Blut, und vornehm dazu — denn das leſ' ich dir ſchon im Geſicht, ohne erſt dein ſchönes Gewand zu beſchauen, und die volle Geldtaſche, die aus deinem Gürtel gefallen — eine ſtolze Capuanerin, und dieſe athemloſe Reiſe zu Fuß! Nach Nola willſt du? Aber beim Herkules, das ſind noch, knapp gerechnet, fünf Wegſtunden, und du kannſt ſchon kaum mehr ein Glied rühren. Giebt's denn nicht Reiſewagen in Capua? Hier freilich in Sueſſula wirſt du dergleichen nicht auftreiben, und Sänften ebenſo-

wenig; es müßte denn ſein, daß Einer von den Herren in Amt und Würden die eigne dir leihen wollte . . .“

Brenna, die jetzt bei Allem, was an Behörden gemahnte, den Schreck des Flüchtlings empfand, machte eine abwehrende Bewegung.

„Laß mich,“ ſagte ſie, „ich gehe zu Fuß. Wie du mich ſiehſt, bin ich wieder vollſtändig hergeſtellt. Ich hatte nicht mit der brennenden Sonne gerechnet. Ja ja, glaube mir, es war nur die Hitze und der drückende Mantel. Da, nimm ihn; ich laſſ' ihn dir zum Geſchenk. Ich komme ſchneller voran ohne ihn.“

Sie nahm das Wollgewand von der Schulter und warf es über die Banklehne.

„Wie? Ohne Stola?“ fragte der Wirth, verwundert auf ihre Tracht blickend, die — trotz der reichen Ausſtattung — Brenna's unfreie Herkunft verrieth. Seine Züge nahmen mit einemmale einen kühleren, faſt mürriſchen Ausdruck an.

„Dacht' ich's doch!“ brummte er vor ſich hin; „ſolches Goldhaar wächſt nicht auf einem römiſchen Haupte. Eine Sklavin alſo! Und ich, der Sohn eines Ritters, habe mich um ſie bemüht, als trüge ſie den ſenatoriſchen Purpur!“

Brenna zog die Brauen zuſammen.

„Was ſchulde ich dir?“ fragte ſie, das lederne Täſchchen ergreifend, das der Wirth vor ſie auf den Tiſch gelegt hatte.

„O, Nichts! Mit deinem Mantel iſt die Zeche bezahlt.“

„Höre, Sempronius,“ klang aus dem Hintergrund eine raſſelnde Stimme, „mit der Perſon da iſt's nicht geheuer. Mich dünkt, ich kenne die Larve. Hol' mich der Henker, ich hätte Luſt, ein Wörtchen mit ihr zu reden! Führ' ſie dort in die Kammer! Hörſt du, Sempronius?“

Die wenigen Gäſte, die abſeits an den ſteingemauerten Langtiſchen ſaßen, hatten anfänglich zwar nach Brenna hinübergeſchielt, bald aber ſich wieder in ihr Würfel- oder Brettſpiel vertieft. Jetzt aber, bei der blechernen Stimme der Wirthin, horchten ſie auf. Sie ſahen den befremdeten Blick, den der Wirth ſeinem Weibe über den Schenktiſch zuwarf; ſie ſahen Brenna's Erbleichen und ihre unwillkürliche Bewegung nach dem Ausgang, während der Wirth — gleichſam unter dem Bann ſeiner Ehehälfte — der jungen Frieſin die Hand auf den Oberarm legte. Eilig kam die Megäre aus ihrem Winkel hervorgehumpelt, trat auf Brenna zu, die jetzt regungslos wie ein Vogel unter dem Gifthauch der Schlange ihre Annäherung erwartete, kreuzte die Arme vor der Bruſt und ziſchelte boshaft:

„Leugne mir's, wenn du kannſt: du gehörſt in das Haus des Verräthers, — des Cajus Fannius! Du biſt Eine von Denen, die gemeinſame Sache mit ihm gemacht haben! Zum Henker, Sempronius, öffne doch deine Augen! Fluch über das verhaßte Haus und all' ſeine Inſaſſen! Beſinne dich doch! Damals — drei oder vier

Jahre ſind's her — da die Gläubiger uns faſt auf die Straße warfen, da ſprachſt du mir von deinem vornehmen Vetter, der des Cajus Fannius Client ſei! . . . Client . . .! Iſt auch was Rares! Braucht darum die Naſe ſo hoch zu tragen! Aber das liegt nun eurer Sippſchaft im Blute! Nun, er empfing uns ja nach Gebühr! Ein Schenkwirth! Pfui! Das war zu niedrig für den herrlichen Publius! Heute noch ſchwillt mir die Galle, wenn ich an ſein unverſchämtes Geſicht denke. Damals ſchlich dieſe da durch das Atrium, und wie ſie mich ſah, da lachte ſie, die alberne Gans, daß ſelbſt dein hochnäſiger Vetter ihr die Unart verwies, — und mir war's noch ein Wohlgefühl, wie er ſagte, ſie ſei eine Sklavin. So 'ne läppiſche Dirne! Unfreier Geburt, und lacht über das Eheweib eines Ritterſohnes! Was weiß denn ſie davon, ob wir durch widrige Umſtände den Cenſus verloren haben? Unſer Blut wird deshalb nicht ſchlechter, und doch verachten wir das Sklavenpack mit dem nämlichen Recht, wie Craſſus der Allmächtige ſelber — denn frei oder unfrei, das iſt der Unterſchied, der hier in Frage kommt! — Und ſo Eile haſt du, mein Täubchen? So brennſt du darauf, mitzuziehen mit dem Haufen Geſindel, das dein ſauberer Herr zur Schmach und Schande für den römiſchen Namen gegen die Freien in's Feld führt? Dienſt ihm wohl gar als Kundſchafterin und bringſt ihm Botſchaft von ſeinen Mitverſchworenen? Wollen doch gleich zuſehen, was du bei dir trägſt!"

So ſprechend fuhr ſie der jungen Frieſin mit der Hand in den Gürtel.

Brenna hatte den Redeſchwall des entſetzlichen Weibes regungslos über ſich ergehen laſſen. Jetzt bei dieſer frechen Betaſtung zuckte ſie vor Ingrimm zuſammen. Aber der Schreck, ſich verrathen zu ſehen, wirkte noch immer zu lähmend: ſie widerſtrebte nicht.

„Du irrſt," verſetzte ſie zaghaft. „Ich kenne weder den Cajus Fannius, noch den Vetter deines Gemahls. Auch trage ich, wie du dich überzeugen wirſt, Nichts bei mir als dieſes Täſchchen. Was mich zur Eile treibt, iſt die Sorge um das Schickſal eines geliebten Bruders, der zu Nola darniederliegt und der Pflege bedarf. Alſo bitt' ich euch herzlich, laßt mich von dannen!"

„Nicht für ſchweres Geld!" kreiſchte die Wirthin, die mit jeder Sekunde hitziger ward. „Zurück mußt du, nach Capua! Ich ſelber begleite dich. Da wird ſich's ausweiſen, was mein Püppchen ſo allein auf der Heerſtraße hier zu ſuchen hat. Ich denke, der Herr Präfect wird's Jedem lohnen, der das Sklavenpack hindert, ſich zuſammenzurotten. Könnten wir gerade brauchen, ſo einige tauſend Seſterzen! Aber auch ohne das! Ich thät' es ſchon für's Gemeinwohl, und — wäre auch das nicht — weil ich dich haſſe von damals! Blinzle nur nicht ſo bang' nach der Thür: du entſchlüpfſt mir nicht! Lieber reiß' ich dir die Glieder vom Leibe, ehe ich dich loslaſſe! Geh', Sempronius, hol'

meinen Bruder. Er mag ſeinen Eſel anſpannen vor den Gemüſekarren. Noch in dieſer Stunde brechen wir auf.“

„Du redeſt im Wahnſinn!“ rief Brenna außer ſich. „Laß mich los, oder, ſo wahr ich lebe . . .! Ich muß fort! Hörſt du? Ich muß!“

Die Gäſte hatten ſich während dieſer unerquicklichen Scene von ihren Sitzen erhoben. Jetzt ſtanden ſie in unmittelbarſter Nähe der Streitenden. Es waren Leute aus den unterſten Volksklaſſen, Handwerker, Fuhrleute, darunter einige Freigelaſſene, die insgeheim mit der Sache der Aufſtändiſchen ſympathiſirten. Der Ahnendünkel des gutmüthigen Sempronius, der, wenn auch in geringerem Maaße als ſein ſtolzer Vetter Publius Tiburtinus, mit dem längſt verloren gegangenen Ring des römiſchen Ritters prunkte, war ihnen von jeher lächerlich vorgekommen. Vollends widerlich berührte ſie jetzt die Art und Weiſe, wie dieſes giftgeſchwollene Weib aus Eigennutz oder Rachſucht die Freundin der Ariſtokraten ſpielte, ſie, die doch ſelber faſt zum Proletariat gehörte.

„Biſt du toll, Poſthuma?“ ſagte einer der Handwerker, als die Megäre ſich mit ihren knochigen Fingern in Brenna's ſchneeigen Arm beinahe einkrallte „Du hörſt doch, daß du dich irrſt?“

„Und wäre es wahr,“ meinte ein Zweiter, „und gehörte ſie ſelbſt zu den Flüchtlingen, — was ginge es dich an? Haben die Kerle dir etwas zu Leide gethan? Hat man dir den Wein weggeſoffen oder die Krüge zerſchlagen?“

„Wahrlich nein!“ rief der Erſte. „Wie ein rechtes Kriegsheer ſind ſie vorübergezogen, in vollſter Ordnung und keinem Bürger zur Laſt. Kümmere dich doch um die eignen Geſchäfte, du alte Heuſchrecke, und laß dies Mädchen ruhig ſeiner Straße ziehen!“

„Was?“ kreiſchte die Wirthin; „ihr wollt mir verwehren, meine Pflicht zu thun als römiſche Bürgerin? Nehmt euch in Acht! Kennt ihr nicht das Geſetz? Ich die Dirne hier loslaſſen? Euch gelüſtet's wohl nach den ſardiniſchen Bergwerken? Wartet nur, ich laſſ' Euch Allen, wie ihr da ſeid, kurzer Hand den Proceß machen!“

„Alte Natter!“ ſchrieen jetzt drei, vier Stimmen zugleich; „willſt du Drohungen ausſtoßen? Das fehlte noch! Schlagt ihr den Schädel ein, wenn ſie das Mädchen nicht losläßt!“

Im nächſten Augenblick ſah ſich die Wirthin von ſechs kräftigen Fäuſten gepackt und mit unwiderſtehlicher Gewalt wider den Schenktiſch geſchleudert. Nur wie durch ein Wunder entging ſie einer ſchweren Verletzung. Ihr Gatte aber ſtand, am ganzen Leibe ſchlotternd, daneben und rief einmal über das andere: „Poſthuma, Poſthuma, du biſt doch wohl zu weit gegangen!“

Während Poſthuma ſich kreiſchend und fluchend vom Boden erhob, und die Fäuſte ballte, verließ Brenna unter dem Schutze ihrer Begleiter die Schenke, gerade noch rechtzeitig, um ſich der Neugier einer immer wachſenden Menſchenmenge zu entziehen, die ſich am Eingange der Taberne ver-

ſammelt hatte. Tief aufathmend dankte ſie den rauhen Geſellen, die, mehr dem Inſtinkte als der Ueberlegung folgend, für ſie eingetreten, — und vielleicht nur deshalb eingetreten, weil ſie jung war und ſchön . . . Bald aber erloſch ihre Freude über die unverhoffte Erlöſung unter dem Eindruck einer doppelten Angſt. Sie beſorgte, die wüthende Poſthuma werde ſie verfolgen und dennoch feſtnehmen laſſen; überdies fiel es ihr bleiſchwer auf's Herz, da ſie erwog, wie viel Zeit ſie verſäumt hatte, und wie ſehr ihre Kräfte geſchwunden waren.

Sie fragte nach einem Fuhrwerk.

„Wenn du Geld haſt —," meinte einer der drei Geſellen . . .

„Mehr als genug."

„Wohl, ſo ſoll die alte Poſthuma ihren Willen haben! Dort in der erſten Straße am Brunnen wohnt ihr Bruder, Taurus geheißen, der mit Gemüſe handelt und Grünkram. Noch weiß er von Nichts, und das iſt hier Vorbedingung, denn er hält große Stücke auf ſeine Schweſter. Der Taurus mag dich auf ſeinem Karren nach Nola hinüberſchaffen. Wir unſererſeits fragen nicht, ob die Wirthin Recht hat, wenn ſie meint, du gehörteſt zum Hauſe des Cajus Fannius."

„Ich danke euch!" ſagte Brenna. „Hier, das nehmt und verzecht es auf die Geſundheit deſſen, den ich zu pflegen gedenke. Und nun führt mich zu Taurus!"

Fünf Minuten ſpäter rollte der Karren des Gemüſe-

händlers mit Brenna und dem grobknochigen Wagenlenker über die Landſtraße. Nur einiges Stroh hatte man in der Eile auf den Boden des Fuhrwerks geſchichtet; aber die Frieſin kauerte ſanft und ſelig wider den Brettern, denn ſie durfte nun hoffen, rechtzeitig ihr Ziel zu erreichen, und im Anblick des Mannes, den ſie erretten und zum glorreichen Sieg führen würde, all' ihre Mühen und all' das entſagende Leid ſo vieler Jahre glückberauſcht zu vergeſſen.

Zwölftes Kapitel.

Die Schaar der Aufſtändiſchen war in der Zwiſchenzeit raſtlos und in faſt militäriſcher Ordnung vorwärts marſchirt. Pruſias wie Cajus Fannius und Spartacus ſetzten eine Ehre darein, gleich von Anbeginn wie eine kriegführende Partei, nicht wie Räuber und Weglagerer aufzutreten; auch fühlten ſie, daß für die Nachhaltigkeit ihrer Autorität gerade dieſe erſten Momente entſcheidend waren. So zogen ſie denn ihre Straße entlang, — maßvoller als jemals ein Kriegsheer durch Feindesland. Ausſchreitungen, die ſich Einzelne zu erlauben gedachten, wurden ſofort unterdrückt; ja, Pruſias meinte ſelbſt den berechtigten Wünſchen gewiſſe Schranken der Geſetzmäßigkeit auferlegen zu ſollen, um die Leute frühzeitig an die Straffheit einer unerbittlichen Disciplin zu gewöhnen. Es war Spartacus, der die Mannſchaften, als man kurz vor Calatia einen Augenblick raſtete, von dieſer Willensmeinung der Führer in Kenntniß ſetzte. Auch Oinomaos und Krixos hatten ſich dieſer Anſicht gefügt, wiewohl der Letztere nicht recht zu begreifen ſchien, weshalb man den

Leuten die kaum eroberte Freiheit wieder verkümmern wollte.

„Was ſchadet es," ſprach er leiſe zu Pruſias, „wenn die Burſchen hier und da eine Caroſſe plündern oder den Keller einer Weinſchenke ſtürmen?"

„Mehr als du denkſt!" erwiderte Pruſias wohlwollend. „Wir beſprechen das bei gelegener Zeit. So lang wir's vermeiden können, dürfen wir den Weg der Mäßigung nicht verlaſſen. Bedenke doch, daß wir dereinſt nach glücklich errungenem Siege mit dieſer Bevölkerung zu rechnen haben! Die Einwohner dieſer Städte und Marktflecken ſollen freie Mitbürger der ehedem Unterjochten werden; hüten wir uns, mehr Haß auszuſäen, als nöthig!"

Kopfſchüttelnd wandte ſich der rothhaarige Kelte hinweg. Er hatte ſich den erſten Tag der Freiheit anders geträumt, und rückhaltslos tauſchte er ſeine Anſichten mit Dinomaos und einigen andern keltiſchen Landsleuten, unter denen ſich ein breitſchultriger Coloß, Chiron mit Namen — derſelbe, mit welchem Spartacus im Präfecturpalaſte gekämpft hatte — durch die wilde Lebhaftigkeit ſeiner Zuſtimmung auffällig hervorthat.

In Calatia angelangt, fanden ſie an der Heerſtraße allenthalben verödete Häuſer. Die Bevölkerung war bei der Kunde von dem Herannahen der Aufſtändiſchen Hals über Kopf geflüchtet. Nur Sklaven und Freigelaſſene ſtanden mit ängſtlicher Neugierde in den Hausthüren.

Auf Befehl des Prusias wurde an Lebensmitteln herbeigeschafft, was zu finden war; der Armenier aber, zur starren Verwunderung Aller, zahlte reichlich in baarer Münze. Man konnte glauben, er sei der Führer eines lustigen Wanderzuges, nicht aber das Haupt einer staatsbedrohenden Verschwörung.

Lange hielten die Insurgenten sich in Calatia nicht auf. Erquickt und gesättigt zogen sie weiter, die überschüssigen Mundvorräthe in Säcken, Tüchern oder Handkarren mit sich führend. Ihre Reihen waren inzwischen durch eine Anzahl unzufriedener Sklaven verstärkt worden, die, von der zuversichtlichen Haltung der Führer hingerissen, ihren Gebietern ohne weiteres davon liefen.

Da es den Meisten, die sich nachträglich dem Aufstand angeschlossen, an Waffen fehlte, so nahmen sie auf's Gerathewohl, was irgend Ersatz bieten konnte. Viele rissen sich ihre Wehr buchstäblich vom Zaune: Stöcke nämlich und Knüttel aus dem knorrigen Strauchwerke, das hin und wieder die Landstraße einfriedigte.

Eine halbe Meile hinter Calatia wurde die Schaar, die sich jetzt auf etwa dreihundert Mann belaufen mochte, geordnet und — vornehmlich nach den drei Hauptnationalitäten — in drei Colonnen getheilt. Die erste, zumeist Hellenen und Thraker, unterstellte man der Führung des Spartacus; die zweite, ausschließlich Kelten, überwies man dem Krixos; die dritte und stärkste, vorwiegend aus Italikern zusammengesetzt, bekam Oinomaos. Prusias behielt

ſich die oberſte Leitung vor. Die meiſten Häupter des Aufſtandes hatten die Nothwendigkeit einer ſolchen, alle Einzelführer überragenden Dictatur energiſch betont, während Krixos auch in dieſem Punkte eine abweichende Meinung vertrat. Cajus Fannius, Kleon, der Kelte Chamavus und Afer blieben dem Oberanführer unmittelbar zur Seite, — vorläufig ohne eines beſonderen Amtes zu walten.

In dieſer Dreitheilung zogen ſie durch das gleichfalls verödete Sueſſula und weiter hinaus, immer in ſüdöſtlicher Richtung.

Bis zur Stunde waren die Inſurgenten nirgends auf Widerſtand oder nur auf Schwierigkeiten geſtoßen. Als ſie jedoch gegen Abend der wohlbefeſtigten Stadt Nola ſich näherten, gewahrten ſie, daß die Thore geſchloſſen und die Mauern mit Bürgern und Milizen beſetzt waren.

Ein Erzwingen des Durchzugs erſchien einerſeits ſo gut wie undenkbar, andrerſeits zwecklos. So beſchloß man, die Stadt auf der Weſtſeite zu umgehen, und zweitauſend Schritte abſeits im freien Felde zu raſten. Sollten ſich wider alles Erwarten in der Richtung von Capua Verfolger zeigen, ſo war der Veſuvius von hier aus in verhältnißmäßig kurzer Friſt zu erreichen. Daß etwa von Neapolis oder Puteoli her ein Gegner ihm drohen könne, das vermuthete Pruſias umſoweniger, als die Flotte des Clodius Pulcher bereits vor einigen Tagen hatte in See

ſtechen ſollen, und nur durch die Verſpätung einer längſt erwarteten Cohorte am Aufbruch gehindert war. Von dieſer Verzögerung aber war der Magier nicht unterrichtet.

Etwa in der Mitte zwiſchen dem Lagerplatz und der Stadt Nola ſtellte man Vorpoſten aus, um eine Ueberrumpelung, die auch allenfalls von Seiten der nolaniſchen Bürgerſchaft drohen konnte, unmöglich zu machen. Nach Weſten und Süden zu begnügte man ſich mit geringeren Vorſichtsmaßregeln.

Pruſias und ſeine Begleiter fanden Unterkunft in dem Hauſe eines zitternden Landmanns; Krixos und Oinomaos bezogen dreihundert Schritte von dieſem Häuschen entfernt das Triclinium einer leerſtehenden Villa, wo ſie alsbald mit zehn oder zwölf Bevorzugten ein luſtiges Gelage eröffneten. Die Uebrigen raſteten theils in den ſonſtigen Räumen der Villa, theils auf den Aeckern und zwiſchen den Rebenpflanzungen, die der ſinkende Sonnenball mit ſeinem letzten Gold überſtreute.

Brenna war unterdeß mit ihrem Gemüſekarren bis auf tauſend Schritte zum nolaniſchen Hauptthor herangekommen. Rechts in der Ferne gewahrte ſie das Blitzen der Helme und Lanzen; ſie wußte: das waren die Aufſtändiſchen, die dem ungleichen Kampfe mit der Bürgerſchaft des befeſtigten Nola auswichen, aber in deſto geraderer Linie ihrem Verderben, dem Zuſammenſtoß nämlich mit den Truppen des Clodius Pulcher, entgegeneilten. Dieſe

Truppen mußten ſeit geraumer Zeit ſchon gelandet und auf dem Marſche gegen die Vorſtoßlinie der Inſurgenten begriffen ſein.

Einer erſten Eingebung folgend, rief ſie dem grobknochigen Gemüſehändler zu, er möge beim nächſten Feldwege, deſſen Mündung noch etwa zweihundert Schritte entfernt lag, von der Hauptſtraße abbiegen.

Taurus aber wandte mißtrauiſch den borſtigen Kopf.

„Abbiegen?“ klang es gedehnt von ſeinen wulſtigen Lippen. „Wohin, wenn ich fragen darf? Ich dächte, du wollteſt nach Nola, — und für Nola bin ich gedungen.“

Er kürzte unwillkürlich ſeinem Grauthier den Zügel.

„Fahr' zu!“ rief Brenna erbleichend. Ich zahle das Doppelte!“

„Das Doppelte?“ wiederholte er zögernd. „So ſchnell? So ohne jede Veranlaſſung?“

Sein Blick ſchweifte hinüber nach der baumbeſtandenen Ebene, wo jetzt auch er das Auf- und Niederwogen der blitzenden Punkte gewahrte.

„Schaut's da heraus?“ rief er, die Brauen zuſammenziehend. „Biſt wohl das Liebchen eines der Mordgeſellen, die uns ehrlichen Leuten beim nächſten Anlaß die Hütte über dem Kopfe anzünden? Oder was ſuchſt du ſonſt da drüben bei den ſchurkiſchen Ausreißern? Nichts? Aber weshalb wirſt du ſo blaß? Schönſte, das kennen wir! Allen Göttern hab' ich's gedankt, wie die Rotte glücklich vorüber war, und nun ſoll ich einem dieſer Banditen ſein

Schätzchen nachfahren? Das fehlte mir! Zudem — wir ſind römiſche Bürger, die dem Uebermuthe des Sklavenpacks keinerlei Vorſchub leiſten. Nicht umſonſt hab' ich vierzehn Jahre in Rom gelebt. Ich weiß, was es heißt: die Ehre des römiſchen Namens! Mehr als Ein Senator hat mir ein huldvolles Wort gegönnt, — und ich ſollte nun . . .? Fällt mir nicht ein, Mädchen! Da haſt du dein Geld zurück: ich nehme Nichts von Rebellen. Und jetzt — nach Nola wirſt du gefahren, wie du mir's vorgelogen. Dort ſoll ſich's, denk' ich, ſchon ausweiſen, was du mit den Blutgeſellen zu ſchaffen haſt."

Sprach's, und peitſchte auf ſeinen Eſel ein, daß er heftig ausſchlug und dann in ſchärfſtem Trab auf die Stadt zurannte.

Brenna fühlte, wie ihr das Herz beinahe ſtille ſtand. Es ward ihr ſchwarz vor den Augen. So nahe dem Hafen, ſollte ihre Barke noch ſcheitern!

Mit einemmale ſprang ſie empor, der Löwin Gätuliens vergleichbar, die der Pfeil des Jägers getroffen. Ein gewaltiger Stoß, — und Taurus rollte abſeits über die Böſchung der Landſtraße.

Als er ſich laut fluchend und übel zerſchunden wieder erhob, hatte Brenna längſt die Zügel ergriffen und jenen Feldweg eingeſchlagen, der ſie an's heißerſehnte Ziel führen ſollte. Taurus mühte ſich, dem Fuhrwerke nachzurennen. Aus vollem Halſe ſchrie er um Hilfe. Im Eifer ſeiner Verfolgung überſah er einen wuchtigen Feldſtein, der mitten

im Wege lag. Abermals gerieth er zu Fall. — Brenna's Vorſprung war inzwiſchen ſo beträchtlich geworden, daß Taurus, die Fruchtloſigkeit weiterer Bemühungen einſehend, ſich wohl oder übel zur Rückkehr anſchickte.

Nach zehn Minuten traf die Frieſin bei den erſten Vorpoſten an.

Um Ziel und Zweck ihrer Reiſe befragt, rief ſie ungeduldig: „Zu Pruſias will ich! Zu Cajus Fannius! Ich bring' euch eine wichtige Meldung. Ihr ſeid alle verloren, wenn du mich eine Minute nur aufhältſt.“

Der Gladiator ließ ſie paſſiren. So gelangte ſie endlich zu dem ſchilfüberdeckten Häuschen, wo Pruſias, Kleon, Cajus Fannius, Afer und der Kelte Chamavus auf roh gezimmerten Holzſtühlen ein beſcheidenes Mahl genoſſen.

Als die Wache das Mädchen einführte, ſprangen Alle von ihren Sitzen empor.

„Brenna! Du?“ rief Afer in heller Freude. „Das iſt herrlich! Das hat uns gefehlt, ſo ein ſchönes Frauengeſicht! Das erwärmt wie die himmliſche Sonne!“

Cajus Fannius war der jungen Frieſin entgegengeeilt.

„Mädchen, was ſuchſt du hier?“ fragte er, ohne ſich um die vorlaute Rede Afer's zu kümmern. „Du zitterſt! Bei allen Göttern, was iſt geſchehen?“

„Herr!“ verſetzte Brenna in fliegender Haſt, „ich komme, um dich und deine Leute zu retten. Vom Golf

herüber nähern ſich im Eilmarſch die Truppen des Clodius Pulcher. Sie wollen euch die Straße verlegen, während die Mannſchaften des Präfecten euch in den Rücken fallen.“

Von der Anſtrengung und den Aufregungen der letzten Stunden bewältigt, drohte ſie abermals umzuſinken, wie in der Schenke der grimmigen Poſthuma. Mit ſtarken Armen fing Cajus die Wankende auf. Ihr goldblondes Haar wallte ihm über die Schulter und berührte ſeine erglühende Wange. Ein nie gekanntes Gefühl überrieſelte ihn, ein ſüßer Schauer, der nichts gemein hatte mit dem Inhalt der überraſchenden Botſchaft. —

„Theurer Meiſter, du haſt gehört . . .“ wandte er ſich endlich zu Pruſias. Der aber hatte längſt dem ſchnellfüßigen Afer ſeine Befehle ertheilt. Eine Minute ſpäter pochte der junge Osker an das Triclinium der Villa, wo Krixos und Oinomaos eben die erſte Schale geleert hatten. Gleich darauf berief ein Drommetenſignal die Vorpoſten nach dem Hauptlager.

Während Pruſias mit Spartacus einer ernſten Berathung pflog, hatte ſich Kleon mit Cajus Fannius um die völlig erſchöpfte Frieſin bemüht, ihr die Lippen mit Wein gefeuchtet und ihr Speiſe geboten, — denn ſie geſtand, daß ſie außer den Früchten, die ſie in Calatia gekauft, ſeit dem geſtrigen Abend Nichts genoſſen hatte.

Mit ängſtlicher Haſt verzehrte ſie einige Biſſen und trank aus dem Becher, den Cajus Fannius ihr reichte. Dann aber ſprang ſie jählings empor.

„Wir müſſen fort!“ rief ſie in heller Angſt. „Horch! Dröhnte das nicht wie von Schritten? Sie können nicht weit mehr ſein! Ich ſah die Genoſſen deines Bruders dahin fliegen auf ihren galliſchen Pferden — o, hundertmal hab' ich's berechnet, und der Athem hat mir geſtockt, wenn ich jedesmal auf's neue die Ueberzeugung gewann, daß ich zu ſpät käme.“

„Meines Bruders?“ fragte Cajus verwundert.

„Ja! Er ſelbſt bringt die Botſchaft nach den Schiffen des Clodius Pulcher.“

Cajus Fannius blickte zu Boden. Ein Ausdruck herben Schmerzes zuckte um ſeine Lippen. Dann ſprach er ſeufzend:

„Beruhige dich, Brenna! Noch iſt die Gefahr nicht ſo nahe; ſonſt hätten wir Kunde von unſern Spähern. Aber ſage doch, Mädchen, was bewog gerade dich, ſo unermüdlich einzutreten für die Sache der Sklaven, da du doch nicht wie eine Sklavin gehalten wurdeſt, ſondern faſt wie eine Tochter des Hauſes? Sprich, Brenna, iſt meine Mutter jemals ungerecht, iſt Fannia übermüthig und ſtolz geweſen? Die Männer da draußen, die gehetzten Opfer einer unmenſchlichen Grauſamkeit — ſie haben ein Recht, ihr Leben zu wagen für ihre Freiheit, denn ſelbſt wenn Alles fehlſchlüge: ſie verlieren Nichts! Du aber . . . Ja, hätteſt du nur geredet! Ich ſelber habe niemals daran gedacht; aber ich ſchwöre dir: nur ein Wort hätte es dich gekoſtet, um zu alle dem, was du beſaßeſt, auch die Freiheit,

— nein, den Namen der Freiheit als Geſchenk zu erhalten.“

„Herr,“ ſagte Brenna, und ein leichter Zug von Trotz glitt über das hocherglühende Antlitz, „du redeſt die Wahrheit. Und dennoch — haſt du vergeſſen, daß nicht deine Mutter allein über mein Schickſal herrſchte? Daß auch dein Bruder Sextus Rechte in Anſpruch nahm . . .?“

„O, ich verſtehe! In der That, nun das Fatum mich von Capua hinweggeführt, fehlte dir jener Schutz, der dich jüngſt noch ſo erfolgreich beſchirmt hat. Mein Bruder — es iſt wahr . . . er hat ſich bereden laſſen . . . Der Schein war gegen ihn. Aber er hat mir gelobt . . .“

„Rebellen ſchuldet man keine Treue!“ verſetzte Brenna mit ſchroffem Nachdruck. Es ging ihr zu Herzen, daß Cajus Fannius ſie ſo gar nicht begriff; daß er aus andern faſt eigennützigen Beweggründen zu erklären ſuchte, was doch nur die ſelbſtloſe Liebe zu ihm und ſeinen gefahrvollen Idealen war.

„So gedenkſt du uns zu begleiten?“ fragte Cajus nach einer Pauſe.

„Wenn du's geſtatteſt, ja, Herr! Zu Capua würden ſie mir üblen Botenlohn auszahlen. Oder ſcheint dir meine Gefolgſchaft unbequem?“

„Unbequem? Nein! Aber ich verhehle es nicht: in mancher Hinſicht bedenklich. Du unterſchätzeſt vielleicht, was du dir auf die Schultern lädſt, wenn du dich einem Heerhaufen anſchließeſt, der Schritt für Schritt um ſein

Leben kämpft. Du unterſchätzeſt auch" — fuhr er mit leiſerer Stimme fort — „die Rohheit der entfeſſelten Gladiatoren . . . Reden werden hier an dein Ohr ſchlagen, die deine jungfräuliche Seele verletzen; freche Zudringlichkeiten wirſt du zurückweiſen müſſen . . ."

Sie blickte voll rührender Zuverſicht zu ihm auf.

„Auch dann," fragte ſie, „wenn Cajus Fannius mich in ſeinen mächtigen Schutz nimmt? Walteſt du denn nicht als Herrſcher über ſie Alle? Und wahrlich, es bedünkt mich, als ob die Götter ſelbſt mir geböten, dem Bruder meiner heißgeliebten Fannia nicht von der Seite zu weichen. Stoße mich nicht zurück, Herr! Gönne mir die Rolle einer getreuen Pflegerin!"

„Seltſames Mädchen!" ſagte Cajus bewegt. „Wohlan denn, ſo bleibe! Wenn die Zukunft in unſerer mühevollen Geſellſchaft dir Schweres und Trübes bringt — du haſt es gewollt! Einſtweilen danke ich dir im Namen aller Gefährten für den unſchätzbaren Dienſt, den du unſerer Sache erwieſen. Wie dir's gelungen iſt, wie du Kunde bekamſt von dem ſchlauen Plan des Präfecten, das erzählſt du uns ſpäter. Jetzt, du Gute, heißt es von neuem hinaus, — und vorwärts in die ſinkende Dämmerung! Da kommt Afer. Die Colonnen ſind marſchbereit."

Brenna hatte bei dieſen freundlich geſprochenen Worten all' ihre Ermattung vergeſſen. Die Frage Afer's, ob ſie mitkomme, beantwortete ſie mit einem wonneſtrahlenden Lächeln.

„Natürlich!“ ſagte ſie ſcherzend, während ſie hinter Cajus Fannius in's Freie trat. „Ich beſorgte, du möchteſt hier draußen unter dem wüſten Schwertergeklirr vollends zum Unhold werden. So bin ich dir nachgeeilt. Uebrigens — hörſt du — die kleine Brundiſierin läßt dich grüßen. Sie hat ſchreckliche Sehnſucht nach dir; am liebſten wäre ſie gleich mit herausgerannt. Ich begreife nicht, was ſie will, denn du haſt ihr nicht allzugroße Freundſchaft bewieſen während der letzten Tage.“

So plauderte ſie, um das geheime Aufjauchzen ihres Herzens nicht laut werden zu laſſen.

Die Sonne war inzwiſchen längſt in die Fluth getaucht. Braunrother Dunſt lag in ſchweren Streifen am weſtlichen Himmelsrand. Ein halbes Dutzend auserleſener Leute voran, ſetzte ſich der Zug in Bewegung. Hundert Schritte hinter dem Vortrab folgte eine Abtheilung von einigen dreißig Thrakern, ohne Ausnahme Gladiatoren, mit Rundſchilden und kurzen Schwertern bewaffnet. In der Mitte des Zuges ſchritt Pruſias mit Kleon und Cajus Fannius. Brenna hielt ſich zwiſchen Chamavus und Afer.

Ruhig und ſtetig marſchirte man ſo in ſüdweſtlicher Richtung. Der zerklüftete Gipfel des Mons Veſuvius ragte wie eine ſchwarze Rieſenwolke zum Firmament auf. Brenna empfand bei dieſem Anblick ein leiſes Schaudern. Oft ſchon hatte ſie den Veſuv bei Luſtfahrten nach Aenaria, Bajä oder Neapolis von der Golfſeite her im hellen Lichte

des Tages geſchaut. So an die villenumſäumte Bucht geſchmiegt, bis zum Gipfel mit üppig wuchernden Gärten bedeckt, inmitten der Frühlingspracht eines parthenopeiſchen Wonnetags, machte der Berg den Eindruck einer kraftvollen Lieblichkeit. Hier aber, wo ſich die gewaltige Maſſe als ein Ganzes wider den erblaſſenden Himmel abhob; wo die Phantaſie des Mädchens dem Zuge bereits vorauseilte und die Schluchten, Abgründe und Klippen durchmaß, in deren Bereich ſich die nächſten Schickſale der Inſurgenten abſpielen ſollten: hier gewann der Berg etwas Beklemmendes, Unheimliches, Dämoniſches . . .

Und weiter, immer weiter ging der Marſch durch die ſternerleuchtete Nacht. Pochenden Herzens ſpähte Brenna von Zeit zu Zeit hinüber nach der Gegend, aus deren dunſtumfloſſener Dämmerung die Truppen des Clodius Pulcher herankommen mußten. Sie merkte nicht, daß Aſer ſeinen Arm zärtlich in den ihren gelegt und ſich mit der Vertraulichkeit einer Freundin an ihre volle Geſtalt geſchmiegt hatte; ſie hörte nicht, was der übermüthige Knabe, der ſelbſt in ernſter Stunde das Vorrecht einer göttlichen Heiterkeit zu genießen ſchien, ihr ſchmeichleriſch zuraunte. So ganz und gar war ſie ausgefüllt von ihrem heimlichen Weh und ihrer heimlichen Wonne.

Dreizehntes Kapitel.

Wohl zwanzig Minuten lang waren die Inſurgenten ſo über den ſchmalen Feldweg dahinmarſchirt, als einer von den Männern des Vortrabs Kehrt machte und in voller Eile auf die Anführer zurannte.

„Von Weſten her kommt eine Abtheilung Berittener,“ meldete er dem Spartacus.

Sofort erſcholl aus dem Munde des Thrakers ein weithin donnerndes Halt. Die Colonnen ſtanden wie feſtgewurzelt. Jetzt bemerkten auch die Uebrigen ein eigenthümliches Huſchen hinter dem Strauchwerk, das fernab einen golfwärts ſtrömenden Bach umſäumte. Hufſchläge, auf dem weichen Lehmboden unheimlich abgedämpft, klangen aus der Ferne herüber.

Pruſias war inzwiſchen mit Spartacus zuſammengetroffen.

„Ich halte unſere Lage für günſtig,“ ſagte der Magier. „Truppen, die zum Transport über das Meer beſtimmt waren, beſitzen unzweifelhaft nur ganz geringe

Beſtände an Reiterei. Das Hauptcorps muß noch mindeſtens eine halbe Stunde zurück ſein. Rüſten wir uns augenblicklich zum Widerſtand!"

Durch die Nacht hin ertönten haſtige, knappe Commando-Worte. Die Schlechtbewaffneten wurden in die Mitte genommen. Was Klingen und Speere trug, ſchaarte ſich Schulter um Schulter um dieſen Kern, — die Vorderſten knieend, ihre Schwerter mit beiden Händen feſt auf die Schenkel geſtemmt, die zweite Reihe ſtehend, ihre Lanzen kunſtgerecht auslegend, oder, wo die Speere nicht in genügender Anzahl vorhanden waren, das Schwert ſtoßbereit in der Fauſt.

Pruſias hatte ſich nicht getäuſcht. Drei Minuten ſpäter ſprengte die Abtheilung in einer Stärke von höchſtens fünfzig Mann auf die Gladiatoren heran. Da die Reiter die ſtarre Maſſe dieſes ehernen Vierecks erblickten, begannen die meiſten unwillkürlich in ihrer Schnelligkeit nachzulaſſen, bis ihr Anführer Halt gebot und einige Sekunden lang mit ſeinem Begleiter, einer hohen, ſchlanken Jünglingsgeſtalt, leiſe flüſternd berieth. Gleich darauf löſte ſich dieſer Begleiter von den Uebrigen ab und galoppirte bis auf wenige Schritte vor die Gladiatoren heran. Es war Sextus Fannius. Der weiße Mantel, ſelbſt im bleichen Schimmer der ſternklaren Nacht wie von eigenem Lichte glänzend, wallte ihm königlich von den Schultern.

„Wollt ihr mich anhören?" rief er mit gewaltiger Stimme.

Durch die Reihen der Inſurgenten ging ein dumpfes Gemurmel.

„Rede!“ rief Pruſias.

„Nicht mit dir! Steht nicht Cajus, mein Bruder, in dieſer Schaar der Verworfenen?“

„In dieſer Schaar der Befreiten — ja!“ verſetzte Cajus mit leiſem Beben. „Sextus! Bei allen Göttern! So ſehr alſo gelüſtet's dich nach dem Blute Deſſen, dem dein Haupt einſt an der Schulter geruht?“

„O, wie verkennſt du mich! Deine Rettung will ich, Cajus, nicht dein Verderben! Rede du dieſen Trotzigen in's Gewiſſen, dafern ihr Ohr ſich meiner Mahnung verſchließen ſollte. Wie ihr da ſeid, ihr Aufrührer und Verräther, — in zwanzig Minuten haben euch die Soldaten des Clodius Pulcher vernichtet! Hört jetzt, was ich euch rathe! Werft ihr die Waffen weg, ergebt ihr euch ohne Widerſtand, ſo verheißt der Präfect euch mäßige Strafe für eure Miſſethat. Zwei nur von euch wird er am Leben züchtigen: den Armenier Pruſias und den Thraker Spartacus, von denen wir wiſſen, daß ſie die ganze Verſchwörung wochenlang vorbereitet. Euch Andere wird Lucius Manilius wie Verführte behandeln. Ihr ſollt nichts Herberes erdulden, als der Sklave, der durch Trotz oder Ungehorſam geſündigt. Daß dies ſo ſei, das beſchwöre ich euch beim allmächtigen Jupiter, deſſen Blitz mich zerſchmettern möge, wenn ich eine Lüge geredet.“

Abermals ging ein ſeltſames Murmeln durch die

Schaar der Rebellen. Insbeſondere ſchien ein Theil der in der Mitte des Vierecks aufgeſtellten Italiker von den Vorſchlägen des Sextus Fannius eigenthümlich berührt zu werden. Die ſchlechtere Bewaffnung ſtimmte dieſe Leute minder zuverſichtlich als die Kelten und Thraker.

Dem feinen Ohre des Pruſias war die gefahrvolle Bewegung nicht entgangen. Unwillkürlich legte er ſeine Hand auf die Schulter des Spartacus, der ſeine Entrüſtung nur mit Mühe beherrſchte.

„Du forderſt ehrlos-feigen Verrath," erwiderte Cajus bitter.

„Männer, ihr habt meinen Vorſchlag gehört," rief Sextus, ohne ſich um die Gegenrede des Bruders zu kümmern. „Wählt jetzt zwiſchen dem ſichern Untergang und der Milde des erlauchten Präfecten!"

Das Murmeln in den Reihen der Italiker ward jetzt zum Lärm. Sechs, acht, zehn Stimmen ſprachen ſich unverblümt für die Annahme aus. Der nächſte Augenblick konnte verhängnißvoll werden.

„Ja, wählt!" erſcholl's da mit einemmale von den Lippen des Spartacus. „Wählt, ob ihr kämpfen, oder ob ihr zurückkehren wollt in eure öden Verließe, wo die Vögte und Henkersknechte euch wie Hunde behandeln, wo die Geißel euch blutig reißt; wo ihr zur elenden Kurzweil eurer Tyrannen und Peiniger euch gegenſeitig erwürgen dürft! Macht Platz, ihr Kelten und Thraker! Laßt die Handvoll Schurken hindurch, die nicht werth ſind, an eurer

Seite zu fechten! Mögen ſie die Reihen unſerer Gegner verſtärken! Mit Fußtritten jagt ſie hinweg aus dieſer Hochburg der kaum eroberten Freiheit!"

Da er geendet hatte, war jedes Murmeln verſtummt. Keiner wollte ſich zu der Rede bekennen, die noch eben ſich ſo kecklich hervorgewagt.

„Es lebe Spartacus!" riefen die Thraker, und brauſend ſtimmten die Kelten und ſelbſt die Italiker ein. „Es lebe Prusias! Fort mit dir, du römiſche Natter! Die Friſt, da du ungeſtraft uns verhöhnen durfteſt, geht nun zu Ende!"

Sextus zögerte noch. Da rief ihm Prusias die herben Worte zu: „Hörſt du nicht, Sextus Fannius? Unſere Krieger wollen Nichts wiſſen von eurem ehrloſen Schacher! Du haſt neuerdings kein Glück mit dem, was du zu verkaufen gedenkſt!"

Dieſe Anſpielung auf Brenna und den Sieg, den Prusias damals über Sextus erfochten, brachte den jungen Römer vollends in Wuth. Der Magier würde unter anderen Verhältniſſen eine derartige Anſpielung als kleinlich verſchmäht haben; jetzt aber galt es ihm, den Gegner zum unverzüglichen Angriff zu reizen, um ſo die Entſcheidung herbeizuführen, ehe noch das Fußvolk des Clodius Pulcher ſein Schwert in die Wagſchale werfen konnte.

Außer ſich vor Ingrimm ſprengte Sextus zurück. Es erfolgte eine ſtürmiſche Auseinanderſetzung mit dem

Befehlshaber der Berittenen. Gleich darauf ſprengte die ganze Abtheilung in geſtrecktem Galopp auf die Gladiatoren heran, in echt römiſcher Unterſchätzung der Gegner nicht die Langſpeere führend, ſondern die Schwerter . . .

Wie eine Mauer hatten die Kelten und Thraker den Anprall erwartet. Der Zuſammenſtoß war entſetzlich; aber der Nachtheil blieb auf Seiten der Angreifer. In einer Breite von zwanzig Pferden brauſte die Colonne daher. Zwei- und dreifach durchbohrt brachen die Thiere an dem undurchdringlichen Wall des Vierecks zuſammen, — und wenn auch hier und da Einer von den Aufſtändiſchen mit zu Boden geriſſen wurde, ſo ſprang ein Anderer unverweilt in die Lücke. Die folgende Reihe der Calvalcade ſtürzte zum größten Theil über die Vordermänner. Eine heilloſe Verwirrung entſtand. Die noch ſattelfeſten Reiter ergriffen die Flucht; die übrigen rafften ſich auf und wehrten ſich verzweiflungsvoll gegen die Sklaven, die jetzt von beiden Seiten auf ſie heranſtürmten.

Sextus Fannius, obgleich er ein Pferd ritt, das für den Lärm eines Treffens in keiner Weiſe geſchult war, hatte ſich mit am Angriff betheiligt, und zwar auf dem äußerſten Flügel rechts. Der Widerſpenſtigkeit ſeines erſchreckten Thieres hatte er's zu verdanken, daß er nicht mit in das Chaos der zuſammenbrechenden Colonne hineingerieth, ſondern im Stande war, von ſeiner Waffe Gebrauch zu machen. Wie ein Raſender hieb er nach rechts und links um ſich. Bald aber ſah er ein, daß

aller Widerſtand hier vergeblich blieb, — und ſo wandte auch er ſich zum Rückzug.

Dies Alles war das Werk nur weniger Minuten. Fern verhallten die Hufſchläge der Beſiegten; ſchaurig klang das Wehgeſchrei der Verwundeten, mit den Jubelrufen der Sieger vermiſcht, durch die ſchweigſame Nacht. Hinter den Höhen der fernen Taburnuskette kam eben der Mond herauf und goß ſein blaſſes Licht über die blutbeträufte Verwüſtung.

Starr und regungslos hatte Cajus Fannius dem kurzen Kampf zugeſchaut; denn nur ein Drittel der Inſurgenten war in Action geweſen. Jetzt blickte er noch immer wie geiſtesabweſend in der Richtung, in welcher Sextus mit den letzten Reitern verſchwunden war. Das Unerhörte war alſo geſchehen: ſein eigener Bruder hatte ihm als Todfeind in offener Fehde gegenübergeſtanden, und nur die Gnade der Götter hatte ihm das Schwerſte erſpart: ſelber die Klinge zu ziehen, um den Angriff des unverſöhnlichen Rächers zurückzuſchlagen. War es denn im Ernſte ſo unabweislich, daß gerade Sextus dieſe Rolle gewählt? Konnte er nicht in Capua dem Präfecten zur Seite bleiben? Freilich, er bot ja Gnade für alle Entwichenen mit Ausnahme des Pruſias und des Spartacus, und Cajus glaubte zu fühlen, daß dieſe Amneſtie für die Maſſe nur der Umweg war, auf welchem Sextus ihn ſelbſt zurückführen wollte in den Schooß der Familie. Aber dennoch, wie hatte der Unmuth, der Zorn, der

beleidigte Stolz den Abgewieſenen zuletzt überwältigt! Gezückten Schwertes war er herangeſprengt, — und wenn ein böſer Dämon es fügen wollte . . . Cajus wagte den furchtbaren Gedanken nicht auszudenken. Gepreßten Herzens wandte er ſich zu Pruſias, drückte ihm ſchweigend die Hand und legte ihm die Stirne todtmüde einen Augenblick auf die Schulter. Pruſias verſtand ihn.

Unterdeſſen hatte Spartacus alle Anordnungen zum Weitermarſche getroffen. Die Leichtverwundeten mußten wohl oder übel für ſich ſelbſt ſorgen. Die Schwergetroffenen, inſoweit ſie noch Hoffnung boten, wurden in aller Eile verbunden und auf zuſammengeſchnürte Lanzen oder Stangen gelegt. Die Hoffnungsloſen, zwei blutjunge Thraker und ein ergrauter Kelte, verlangten ſelber unter qualvollem Stöhnen, man möge ſie von ihren Leiden erlöſen. So hieß denn Oinomaos zwei ſeiner Italiker vortreten. Mit kräftiger Fauſt, ohne nur mit den Wimpern zu zucken, holten ſie aus zum befreienden Todesſtreich . . . Das Gleiche vollzogen ſie aus Mitleid an einigen ſchwerverwundeten Gegnern. Die Uebrigen ließ man liegen, ohne ſich fürder weder im Guten noch im Böſen um ihr Schickſal zu kümmern.

Von heiligem Schmerz erfüllt, hatte Pruſias dieſe entſetzliche Scene beobachtet.

„Allumfaſſende Gottheit," murmelte er mit zuckender Lippe, „wann endlich wird den gemarterten Erdgebornen der Tag aufgehen, da ſolcher Jammer unmöglich iſt?"

Er hob den Blick aufwärts in das leuchtende Sternenmeer. Den geſchäftigen Lärm, der um ihn her wogte und brauſte, ſchien er kaum noch zu hören. Seine Gedanken und Empfindungen wurden immer mehr zum Gebet. Er flehte die Gottheit um Kraft zur Ausführung deſſen, was er im Dienſte des gepeinigten Menſchengeſchlechts unternommen hatte.

„Mithras, du Ewiger!“ ſo klang es unvernehmbar durch ſeine Seele, „rechte nicht mit deinem getreuen Diener um dieſes dampfende Blut! Prüfe mein Herz, du Gewaltiger, und wenn ein ſelbſtſüchtiger Gedanke ſeine Tiefen verunreinigt, ſo tritt es mitleidlos in den Staub!“

Der Zug hatte ſich wieder in Bewegung geſetzt. Der Pfad begann jetzt zu ſteigen. Die beiden Hügelreihen zur Linken waren bereits die Ausläufer des Veſuv.

„Eile thut noth!“ flüſterte Spartacus nach etwa viertelſtündiger Wanderung dem Armenier in's Ohr. „Soeben kommt mir die Meldung, daß eine größere Truppenabtheilung kaum dreitauſend Schritte von hier zwiſchen den Weinpflanzungen auftaucht.“

Man bedurfte kaum noch beſonderer Späheraugen, um die Truppen des Clodius Pulcher wahrzunehmen, die aus dem Schatten rebenumwucherter Ulmen auf eine vollbeleuchtete Stelle der Straße ſtrömten. Dieſe Straße verband in gerader Linie Puteoli und Neapolis mit Nola. Die Harniſche und Helme ſchimmerten wie verſilbert im Scheine des Mondes. Immer neue Maſſen quollen hinter

den Stämmen hervor. Nach der Schätzung des Spartacus mußten es zum wenigſten tauſend Mann ſein. Sie bogen jetzt von der Straße ab und ſchlugen ſich rechts in das Hügelland. Sie hatten alſo bereits Kunde von der Lage der Dinge.

„Genoſſen!“ rief Pruſias, „nehmt all' eure Kräfte zuſammen! Ihr ſeht, was ſich da drüben heraufwälzt! An fünf Minuten kann unſer Leben hängen.“

Es bedurfte dieſer Mahnworte nicht. Die Inſurgenten wußten nur allzugut, was ihrer wartete, wenn die Truppen ihnen zuvorkamen. Keuchend und alle Muskeln anſpannend, eilten ſie den immer ſteiler werdenden Pfad hinan. Dank ſeinen umfaſſenden Vorſtudien beſaß Pruſias in dieſer Gegend, die ſein Fuß nie betreten hatte, die genaueſte Ortskenntniß. Als Spartacus ihm die drohende Gefahr mitgetheilt hatte, war er ungeſäumt an die Spitze des Zuges geeilt. Keinen Blick warf er auf ſeine Wegkarte: mit vollſter Sicherheit, und ohne nur eine Sekunde zu zögern, entſchied er ſich ſofort für die Richtung.

Nach Verlauf einer halben Stunde wurde der Pfad ſo ſchmal, daß zwei Mann nur mit Mühe nebeneinander herſchreiten konnten. Beſondere Schwierigkeiten bot hier der Transport der Verwundeten.

„Laßt ſie zurück!“ ſchrie der Kelte Chiron, der neben Krixos einherſchritt.

„Mit nichten!“ befahl der Magier. „Löſt euch ab, ſo oft's euch genehm iſt, aber führt zu Ende, was ihr

begonnen habt! Wer ſeine Pflicht verſäumt, iſt des Todes!"

Es war nicht nur die Rückſicht auf das Loos der Verwundeten ſelbſt, ſondern auch eine tiefere Erwägung, was den Armenier zu dieſer Strenge veranlaßte. Nur wenn ſich jeder Einzelne bewußt war, daß die Geſammtheit mit aller Kraft für ihn einſtand, nur dann ließ ſich jene Zuverſicht und jener perſönliche Opfermuth wachrufen, der zum Erfolg des großen Plans ſo unentbehrlich ſchien.

Endlich, nach beinahe zweiſtündigem Marſch, hatte man eine breite, waldbedeckte und mit Geröll überſäte Kuppe erreicht, die inmitten ſchauerlich zerklüfteter Schluchten aufſteigend, ſelbſt einer geringen Beſatzung die Möglichkeit bot, ſich tagelang gegen die feindliche Uebermacht zu vertheidigen. Trotz der allgemeinen Erſchöpfung ging man unverzüglich an's Werk, die Zugänge zu verſchanzen.

Von den Truppen des Clodius Pulcher hatte man während der letzten drei Viertelſtunden Nichts mehr zu ſehen bekommen. Der Legat mußte erkannt haben, daß hier jede weitere Bemühung vergeblich war.

Nachdem Pruſias die Wachpoſten vertheilt und den Mannſchaften eine dürftige Erquickung gereicht hatte, ward unter den rauſchenden Baumwipfeln, ſo gut es gehen wollte, bivouakirt. Die Nacht war für die Jahreszeit auffällig mild. So ſtreckten ſich denn die Leute ohne weiteres auf das trockene Moos und die Piniennadeln. Wer einen Mantel beſaß, theilte ihn mit dem Nachbarn;

die Andern ſchützten ſich mit buſchigen Zweigen, die ſie herabriſſen, oder wühlten ſich in die lockern Schichten des Waldbodens.

Alle ohne Ausnahme entſchliefen nach kurzer Friſt, — auch Cajus Fannius, der ſich halb ſitzend wider einen mächtigen Stamm gelehnt hatte, auch Spartacus, der im Traume noch den Griff ſeines Schwertes umſpannt hielt. Prusias allein mühte ſich noch mit Afer und Brenna bei den Verwundeten, die voll vom Glanze des Mondes beſtrahlt auf einer kleinen Lichtung ſo weich als möglich gelagert und mit den dichteſten Wollſtücken, die man auftreiben konnte, zugedeckt waren. Noch lange nach Mitternacht, als man die Poſten an der Verſchanzungen bereits zum zweitenmale gewechſelt hatte, war Prusias damit beſchäftigt, den unglücklichen die brennenden Qualen zu lindern, und den Verzagenden mit freundlichem Nachdruck Muth einzuſprechen. Die Beſorgniß nämlich, beim nächſten Aufbruch hier oben in der Einöde verlaſſen zu werden, zermarterte die hilfloſen Menſchen faſt noch mehr als der leibliche Schmerz. Prusias aber ſchwur ihnen, daß er ſie ſchützen und ſchirmen werde bis zum Aeußerſten. Tröſtend und lindernd ſchritt er ſo von Einem zum Andern. Die Metallkapſel, deren Inhalt vor Wochen bei dem Mißgeſchick des Präfecten ſo überraſchende Wirkung geübt, that auch jetzt ihre Wunder. Hier erquickte ſie die Lippen eines Fiebernden mit balſamiſchen Tropfen; dort hemmte ſie die Zerſetzung des Blutes, und dort endlich wiegte ſie

mit dem Zauber ihrer Kryſtallfläſchchen das aufgeregte Hirn eines Dulders in erquicklichen Schlummer.

Brenna ging dem Armenier namentlich beim Verbinden mit großer Zartheit und Geſchicklichkeit an die Hand, während Afer das mannigfache kleine Geräthe trug, oder das Waſſer, das einige Kelten mühſam aus der Tiefe einer benachbarten Schlucht heraufgeſchleppt hatten, mit Eſſenzen vermiſchte. —

Endlich — der Mond ſtand hoch ſchon im Blauen, und es begann kühler zu werden — gönnte auch Pruſias mit ſeinen beiden Helfern ſich Ruhe. Zwei kräftige Thraker wurden geweckt und neben die Verwundeten als Wächter poſtirt. Nachdem Pruſias ihnen die peinlichſte Sorgfalt empfohlen, ſuchte er die Stätte auf, wo er zu lagern gedachte, — wahrlich ein dürftiges Feldherrnzelt, denn wildverworrenes Geſträuch nur wölbte ſich dem Schläfer zu Häupten, und ein derber Wollteppich überdeckte den Boden.

Auch Brenna entſchlief nach kurzer Friſt. Ohne es zu wiſſen, lehnte ſie mit dem Rücken an dem gleichen Pinienſtamme, an welchem Cajus Fannius entſchlummert war. Vor ihr auf einem Felsſtück, das Haupt in die Hand geſtützt, ſaß Afer. Als er nach Vollendung des Pflegedienſtes die Befangenheit des Mädchens gewahrte, die ſich hier ſo allein und ſo wehrlos fühlte unter den fremden, trotzigen Männern, war dem Knaben ein warmes Gefühl der Theilnahme durch's Herz gegangen, wie er

es Brenna gegenüber niemals empfunden hatte, — ein Gefühl, dem ähnlich, das ihn ergriffen, als er damals die kranke Thoe nach dem Hauſe des Cajus Fannius getragen. „Schlafe nur!“ hatte er zu Brenna geſprochen, „ich wache hier und werde nicht leiden, daß irgend wer dir ein Haar krümmt. Nein, Brenna, das wäre Entweihung, wenn ſich Einer von dieſen borſtigen Kelten im Schlaf ſo herüberwälzte und an dich heranprallte. Ich gelobe dir's, weder in Freundſchaft noch in Feindſchaft ſoll irgend wer dir zu nahe kommen! Ich bin gar nicht müde, und es macht mir Vergnügen, dich anzuſchauen, wenn dir das Mondlicht ſo auf dem goldigen Haar ſpielt. Schlafe nur, ich bin jung und ſtark, ich halt' es ſchon aus!“

„Du biſt ein guter Junge,“ hatte ſie, halb ſchon wie im Traume, gemurmelt. Dann war ihr Kopf zurückgeſunken, und die Augen hatten ſich feſt geſchloſſen. Sanft und regelmäßig wogte ihr Buſen. Afer nahm ſeinen Mantel und deckte ſie zu. Dann ſetzte er ſich und ſtarrte ihr gedankenvoll in's Geſicht, das immer klarer und herrlicher vom Lichte der Mondesſcheibe umfluthet wurde.

„Wie ſchön ſie iſt!“ murmelte er vor ſich hin, „und wie muthig! Wäre ich Cajus Fannius, bei allen Göttern, die nähm' ich zum Weibe und keine Andere! Wie das Mondlicht ſie bleich macht! Sie lächelt! Sie öffnet die Lippen!“

„Dank den Unſterblichen!“ flüſterte Brenna im

Traume. „Er iſt gerettet . . . Fannia . . . O, ich liebe ihn . . . liebe ihn namenlos . . . Ach, und er zürnte nicht! . . . Cajus . . .!“

Ihre Stimme erſtarb. Seltſam dreinſchauend hatte Afer ihren abgeriſſenen Worten gelauſcht.

„Sie liebt ihn!“ dachte er, halb die Augen ſchließend. „Wie muß das ſein, wenn man Jemanden liebt? Jetzt lieb' ich nur einen Einzigen — ihn, der mir wohlgethan hat vor allen Andern — Pruſias! Für den könnt' ich mich von den wilden Beſtien zerreißen laſſen . . .! Und doch, das iſt nicht die rechte Liebe, — die Liebe, wie Brenna ſie fühlt . . . Wenn ich ſie anſehe, wie ſie daliegt, ſo ſchön, ſo gut, dann meine ich faſt, ich wüßte, was es heißt, ein Mädchen zu lieben! Und dann wieder — wenn ich denke, ich ſollt' es erleben, daß Cajus Fannius ſie heirathet, ſo ſchnürt es mir gar nicht das Herz zuſammen, und das müßte doch ſein, wenn ich ſie etwa für mich wollte . . . Ich glaube, ich weiß dennoch nicht, wie ſie liebt! Aber ich möcht' es kennen lernen, — ach ſo gerne! Ich meine, irgendwo in der weiten Welt müßt' es ein Land geben, ein Menſchenbild, einen Klang, einen Duft, der mir dieſe Sehnſucht aus der Seele hinwegnähme! Ich möchte ringen darnach, daß ich's fände, — oder daß ich's herausnähme aus mir ſelbſt . . . Brenna erzählte mir von Pygmalion, dem Bildhauer, der eine ſchöne Statue gemeißelt, und ſie dann liebte mit jener echten, glühenden Liebe, die ich mir vorſtelle. Ich denke immer, es ſei mir

zu Muthe, wie dieſem Pygmalion, ehe er das ſchöne Bildniß gemeißelt. Und deshalb iſt mir das Herz ſo voll und meine Seele ſo raſtlos! Deshalb gelüſtet's mich, Brenna's Arm zu küſſen, — und doch, — ich küſſe nicht ſie, ſondern jenes Bildniß, das mir im Grunde des Herzens ſchläft!"

So jagten ſich ſeine Gedanken in ſeltſamer Lebendigkeit, bald klarer und bald verworrener. Bis der Tag graute, hielt er getreue Wacht; dann aber machte auch bei ihm die Natur ihre Rechte geltend. Beide Arme auf die Kniee gelegt und das Haupt darüber gebeugt, ſchlief er ein. Durch die Wipfel der Pinien aber ſtrich der Frühwind, und leiſes Rauſchen, wie die dumpfen Klänge einer fernen, gewaltigen Harfe, rollte dahin über die weite Lagerſtatt in der Einöde des Mons Veſuvius.

Vierzehntes Kapitel.

Sextus Fannius war nach jenem verunglückten Reiterangriff mit verhängtem Zügel zurückgesprengt, ohne sich um den Anführer und die Mannschaften weiter zu kümmern. Binnen zehn Minuten hatte er das nachrückende Fußvolk erreicht, das, von dem Legaten Clodius Pulcher in eigener Person geführt, auf der schnurgeraden Straße von Neapolis her auf Nola marschirte. Clodius Pulcher war anfänglich ein wenig schwankend gewesen, ob er zu dieser Zwischenaction berechtigt sei, da bereits der folgende Tag für die Abfahrt nach Sicilien festgesetzt war. Sextus indeß hatte ihm die Verpflichtung, bei einer öffentlichen Gefahr von dem ursprünglichen Plane abzuweichen, mit so beredten Worten auseinandergesetzt, und die Machtvollkommenheit, die Clodius als Führer der Expedition aus den Händen des römischen Senates empfangen hatte, so überzeugend als eine fast souveräne geschildert, daß der Legat endlich nachgab. Nicht ganz ohne Einfluß auf die Entschließung des bedächtigen Clodius waren gewisse Wendungen, die Sextus Fannius wie beiläufig in seine Erörterungen ein-

miſchte, Wendungen, in denen der Siegestrotz des Hellenen Kleon und das Verhältniß dieſes fluchbeladenen Rebellen zu der lieblichen Pſyche eine bedeutſame Rolle ſpielten.

„Wohlan," rief Clodius Pulcher zuletzt, „ich ſehe, das Fatum heiſcht es gebieteriſch. Sind die Götter uns günſtig, ſo kann ich gleichwohl morgen in aller Frühe die Anker lichten."

Eins indeß hatte ſich Clodius noch ausbedungen: daß nämlich Sextus Fannius ihm Namens des Präfecten von Capua ein Document unterzeichnete, laut welchem dieſe Stadt auf Grund ihrer verzweifelten Nothlage den Legaten um Schutz und Schirm gegen die Uebermacht der Rebellen ausdrücklich erſuchte.

Durch dieſe Verhandlungen war viel koſtbare Zeit verloren gegangen; ja, man konnte ſich's an den Fingern abzählen, daß nur infolge dieſer Verzögerung das Hauptcorps des Clodius Pulcher zu ſpät kam, um gemeinſchaftlich mit den Reitern die Aufſtändiſchen zu umzingeln.

Noch indeß hatte Sextus, als er weichen mußte, die Hoffnung nicht aufgegeben ... Den Legaten raſch von dem Mißerfolg der Berittenen in Kenntniß ſetzend, veranlaßte er eine ſofortige Schwenkung nach rechts in die Ausläufer des Veſuv. Wenn die Truppen hier mit beſonderer Schnelligkeit vordrangen, ſo war es immerhin denkbar, daß ſie den halb ermatteten Inſurgenten zuvorkamen. Sextus und Clodius Pulcher boten alles Erdenkliche auf, um die Mannſchaften anzufeuern. In gerader Linie ge-

rechnet war die Strecke, welche die Schaaren des Clodius bis zu dem von ihnen erſtrebten Punkte zurücklegen mußten, in der That nicht beträchtlicher, als die Entfernung, die zur Zeit die Aufſtändiſchen davon trennte. Während jedoch Pruſias mit den Seinigen ſtetig zwiſchen zwei Hügelketten bergauf ſchritt, hatten die Truppen eine Reihe ſolcher Ausläufer von der Seite her zu erklimmen, um drüben wieder bergab zu ſchreiten; daher ihr Weg denn eine Wellenlinie beſchrieb. Auch führte hier kein betretener Pfad über den Bergeshang. Hinderniſſe aller Art mußten beſiegt oder umgangen werden. Da nun ferner die Inſurgenten um Leib und Leben marſchirten, während die Soldaten nur einem gefahrvollen Kampfe entgegeneilten, ſo blieben die Verfolger im Nachtheil.

Als Sextus Fannius und Clodius Pulcher erkannt hatten, daß ihre Berechnung eine verfehlte geweſen, machten ſie Halt und pflogen einer kurzen Berathung. Man entſchloß ſich zum Rückzug. Wie die Dinge ſich jetzt geſtaltet hatten, mußte man die Aufſtändiſchen förmlich belagern; dazu bedurfte es jedoch umfaſſender Vorbereitungen.

Clodius Pulcher war immer noch zweifelhaft, ob er ſeine Expedition nach Sicilien vertagen dürfe, wenn dies auch im wohlverſtandenen Intereſſe des Gemeinwohls geſchehe. Sextus indeß, an der Seite des Legaten zu Thale reitend, mühte ſich unaufhörlich, ihm darzuthun, daß es unmöglich in der Abſicht des römiſchen Senats liegen könne, den Brand einer Hütte zu löſchen, während in der

Zwiſchenzeit ein Palaſt hilflos in Flammen aufgehe. Das italiſche Feſtland ſei für Rom ungleich wichtiger, als die Inſel Sicilien; ja, die vorhergängige Niederwerfung der Gladiatoren des Pruſias hänge inſofern buchſtäblich mit der Aufgabe des Clodius Pulcher zuſammen, als es klar auf der Hand liege, daß die Rebellen demnächſt in's Land der Picentiner und weiter hinaus nach Lucanien vordringen würden, um ſich mit den vielverrufenen Räubern und Hirten dieſer Landſchaft in Verbindung zu ſetzen. Ein Aufſtand jedoch, der ſich bis in die Südſpitze der Halbinſel ausdehne ſei gleichbedeutend mit einer unmittelbaren Verſtärkung der ſicilianiſchen Seeräuber.

„Haſt du vergeſſen," raunte er mit immer wachſendem Eifer, „daß der Piratenführer Pyrganion ſchon mehr als einmal verſucht hat, in Kroton auf ähnliche Weiſe den Eroberer zu ſpielen, wie gegenwärtig in Syracus? Nur dem entſchloſſenen Heldenmuthe der Stadtbewohner war es zu danken, wenn die Verſuche des gewaltigen Räubers immer wieder mißglückt ſind. Wie aber, wenn künftig ſtatt der patriotiſch geſinnten Bürger tollkühne Bandenführer wie Pruſias und Spartacus dieſe Landſchaft beherrſchen? Du wirſt mir einräumen, Clodius, daß der Aufruhr dann diesſeits und jenſeits der Meerenge ſich die Hand reichen und in ſchrecklicher Vereinigung über ganz Unteritalien bis zum fernſten Strande der Adria einherbrauſen muß. Stichſt du alſo morgen in See, giebſt du Campanien der Willkür der Inſurgenten

preis, ſo wird der römiſche Senat zwar anerkennen, daß du dem Wortlaut deiner Aufgabe völlig genügt haſt, den Feldherrn aber wird er geringſchätzen, dem der Geiſt nicht höher ſtand, als der vergängliche Buchſtabe."

Es lag dieſen Auseinanderſetzungen eine rhetoriſche Uebertreibung zu Grunde: denn einſtweilen hatte es aller Vorausſicht nach mit einer größeren Action der Aufſtändiſchen gute Wege. Clodius Pulcher indeß, den ohnehin der Gedanke an den verhaßten Nebenbuhler nicht losließ, ward von der eindringlichen Beredſamkeit ſeines Gefährten dergeſtalt hingeriſſen, daß er ſich nach kurzem Zögern entſchloß, in der Ebene von Neapolis und Nola ſo lang zu campiren, bis er von Publius Varinius und den verſammelten Vätern zu Rom die genaueſten Verhaltungsmaßregeln eingeholt haben würde. Sextus möge inzwiſchen ungeſäumt nach Capua zurückkehren und den Präfecten aufſuchen, der, wie es ſcheine, die beabſichtigte Operation gegen die Aufrührer nicht verwirklicht habe, da er ſonſt längſt hätte zur Stelle ſein müſſen. In Gemeinſchaft mit Lucius Manilius ſolle Sextus berathſchlagen, was die Stadt ihrerſeits zur Unterwerfung der Inſurgenten beitragen könne.

Sextus Fannius war mit dieſem Vorſchlage einverſtanden. Seiner großen Ermüdung ungeachtet ſprengte er, ohne Raſt zu halten, mit zweien ſeiner Begleiter auf Nola zu, und beſtieg dort eine Reiſekaleſche.

Es war hoch in der dritten Nachtwache, als die

Caroſſe vor dem Veſtibulum des Präfecturpalaſts anhielt. Da Sextus Fannius Alles in tiefſter Ruhe fand, begab er ſich in ſeine Gemächer, um ſich noch für einige Stunden auf's Lager zu ſtrecken. Dem Kammerſklaven ertheilte er ſtrengen Befehl, ihn ſofort nach Sonnenaufgang zu wecken.

Es war kein erquicklicher Schlummer, der ſich auf ſeine Stirn ſenkte. Wüſte Bilder ohne Zuſammenhang, und doch bang und beklemmend, zogen an ſeiner Seele vorüber. Er ſah das Antlitz des theuren Bruders, halbverſchwommen im Schatten einer unendlichen Dämmerung. Er ſah den verhaßten Magier, wie die holdſelige Nävia ihm die Arme weich um den Nacken ſchlang; gleich darauf ſank der Beneidete röchelnd zu Boden, von dem Speere getroffen, den Spartacus nach einem wilden Thiere des Amphitheaters geſchleudert. Mit einemmale kroch es auf Sextus Fannius heran ... Es war ein Panther mit ſchönem, fleckigem Fell, und dieſer Panther trug die Züge des Lentulus. Höhniſch grinſend ſchlug die Beſtie ihm die Krallen in's Fleiſch und brüllte ihm zu: „Vergiß nicht! Vergiß nicht! Schaffſt du mir nicht die ſchöne Frieſin, ſo verrathe ich aller Welt dein Geheimniß, — und dann hilft dir kein Sieg über die Aufrührer, kein noch ſo glorreicher Dienſt, den du deinem Vaterlande erweiſeſt! Hörſt du? Draußen im Vorgemach ertönen ſchon die Schritte des Lictors! Sein Beil ſchimmert im Sonnenlicht! Die Frieſin haſt du mir überliefert, aber ich verrathe dich dennoch!“ ...

Mit einem dumpfen Aufſchrei fuhr Sextus empor. Es war der Kammerſklave, der in's Gemach getreten. Draußen vom Periſtyl her fiel ein breiter Lichtſtrahl in den Hintergrund des Cubiculums.

„Was erſchreckſt du mich ſo?“ herrſchte Sextus den Diener an. „Hatte ich die Thür nicht verriegelt?“

„Nein, Herr!“ ſagte der Sklave. „Dreimal hab' ich gepocht, aber du hörteſt nicht.“

„Es iſt gut. Kleide mich an.“

... Auch Lucius Manilius war mit Sonnenaufgang von ſeinem unruhigen Schlafe erwacht.

Sofort ließ er fragen, ob Sextus Fannius zurückgekehrt ſei; denn daß die Operation des Clodius Pulcher mißglückt war, daran glaubte er nicht zweifeln zu dürfen. Er hätte ſonſt ſpäteſtens gegen Mitternacht Botſchaft von dem glücklichen Ausgang gehabt, — und dieſe Botſchaft erwartend, hatte er mit Nävia und ſeiner Tochter Manilia beiſammengeſeſſen und dem Cäcuber immer eifriger zugeſprochen, bis ihn die Müdigkeit überwältigte.

Eben hatte Sextus Fannius die Toga übergeworfen, als Lucius Manilius ihn vorbefahl. Nicht ohne Beklemmung ſchritt er durch die hallenden Colonnaden. Er fand den Präfecten in äußerſt niedergeſchlagener Stimmung. Den Kopf in die Hand geſtützt, ſaß Manilius auf einem der prächtigen Polſterſeſſel und hielt eine pergamentene Wegkarte über den Knieen.

„Nun?“ fragte er aufſchauend, „was vermeldeſt du mir?“

Es lag kein Vorwurf im Klang ſeiner Stimme; eher die Sorge, es möchte ihm ein Vorwurf gemacht werden.

Sextus berichtete. Der Wahrheit gemäß gab er die Hauptſchuld an dem Mißerfolge dem Zögern des Clodius Pulcher, ohne indeß die achtungswerthen Beweggründe dieſes Zögerns verſchweigen zu wollen.

„Alſo zu ſpät gekommen!“ rief Lucius Manilius. „Zu ſpät gekommen vielleicht nur um deswillen, weil ihr die Entfernungen, oder die Schnelligkeit der Flüchtlinge unterſchätzt habt. Wie beneide ich euch! Mir iſt's übler ergangen. Bei den Göttern, Sextus, es iſt geradezu ſchmachvoll, was ich erleben mußte! Dieſe Milizen! Was ich an tüchtigen Soldaten beſaß, ließ ich, da die Bewegung unter den Sklaven zu wachſen anfing, in Capua zurück: der Aufruhr wäre uns ſonſt über den Köpfen zuſammengeſchlagen. So zog ich alſo nur mit der Stadtcohorte hinaus, — mit den jämmerlichſten Geſellen, die jemals ein Schwert geführt. War das ein Marſch über die appiſche Straße! Alle Augenblicke begehrten die Hunde Raſt zu halten, und wenn ich's verwehrte, ſo fielen ſie wie die Fliegen rechts und links auf die Böſchung, — unbekümmert um die Drohungen ihrer Anführer, die im Grunde nicht viel mehr taugen als die Gemeinen. So ging's mit Mühe und Noth bis in die

Nähe von Sueſſula. Da bricht nun das Unheil herein. Sechzig Sklaven — ich will mich kreuzigen laſſen, wenn's ihrer mehr waren — fallen mit Knitteln und Stuhlbeinen über die Nachzügler her, nehmen den Tröpfen ohne Weiteres die Waffen ab, und machen Miene, ſich auf mein Hauptcorps zu werfen. Aber eh' ſie herankommen, ergießt ſich das feige Geſindel in wildeſter Flucht rechts und links über das Feld, — und ohne die dreißig gut geſchulten Soldaten, die ich zu meiner Leibwache mitgenommen, war ich den Banditen an's Meſſer geliefert. So allerdings zogen ſie's vor, ohne weiteren Aufenthalt den Schaaren des Spartacus nachzueilen."

„Unglaublich!" warf Sextus ein. „Die Leute der Stadtcohorte waren doch ſonſt, im inneren Dienſte, ſo übel nicht . . ."

„Alte Weiber!" rief Lucius Manilius ſtirnrunzelnd. „Im inneren Dienſte — ja, wo's gilt, einen bezechten Kerl zu verhaften, der eine Matrone beläſtigt, oder zwei Würfelſpieler zu trennen, die ſich die Haare zerraufen! Wahrlich, wenn ich die Geſellen nicht gerade jetzt ſo nöthig hätte, ich ließe ſie insgeſammt in die Bergwerke einſperren!"

„Und was geſchah weiter?" fragte der Adjutant.

„Nun, was blieb mir übrig? Mit den dreißig Mann konnte ich natürlich Nichts ausrichten. Ich bin alſo umgekehrt, und habe den Göttern gedankt, daß ich mit heiler Haut bei der Sache davongekommen. Es war ein Fehl-

griff, Sextus! Der unausgeſetzte Bedarf an kriegstüchtigen Mannſchaften hat die Stadtmilizen geradezu decimirt; ſie beſtehen jetzt in der That nur aus der Hefe deſſen, was überhaupt noch im Stande iſt, Schild und Scheide zu tragen. Das hätte ich wiſſen können.“

Sextus Fannius ſuchte ſeinem Vorgeſetzten über das Peinliche dieſes Mißerfolges hinwegzuhelfen. Er ſelber fühlte ſich dabei wie erleichtert, denn ſchon hatte er ſich auf Erörterungen gefaßt gemacht, die ſeine Selbſtliebe auf's Tiefſte verletzen würden.

Nachdem ſo die beiden Männer ihre Berichte ausgetauſcht hatten, erklärte der Präfect ſeine Befriedigung über das Auftreten des Sextus Fannius gegenüber dem Legaten Clodius Pulcher.

„Völlig in meinem Sinne!“ wiederholte er mehrmals. „Ich zweifle keine Sekunde, daß der Senat die Expedition nach Sicilien ſofort aufgeben und alle militäriſchen Kräfte auf die Niederwerfung des Sklavenaufſtands verwenden wird. Hier auf dem Feſtlande, am Veſuv beginnt unſer ſicilianiſcher Feldzug: Pruſias und Pyrgarion ſind Eins.“

„Ich bin glücklich, Herr,“ ſagte der Jüngling, „daß mein Verfahren dir gut ſcheint. Haſt du ſonſt noch Befehle?“

Das Antlitz des Präfecten ſtrahlte plötzlich in breiter Behaglichkeit.

„Vor allen Dingen laß uns Speiſe und Trank

nehmen," ſagte er im Tone eines Epicuräers. „Ein geſunder Geiſt im geſunden Körper — du kennſt ja die Rede — und geſtern während dieſer heilloſen Aufregung bin ich völlig aus dem rechten Geleis gekommen."

Sextus wußte nicht, wie und weshalb, — aber es ſtieg ihm die Frage auf, ob dieſer frühſtücksbedürftige Lucius Manilius trotz all' ſeiner vortrefflichen Eigenſchaften der Mann ſei, mit Pruſias und dem Thraker Spartacus fertig zu werden . . .

In dieſem Augenblick ſchob ſich an der Thüre der Vorhang zurück.

„Iſt's erlaubt?" klang eine weibliche Stimme.

„Du biſt's, Manilia?" ſagte der Präfect, ſich erhebend. „Was ſuchſt du hier? Weshalb beraubſt du dich ſchon ſo frühe des Schlafs?"

Das harte, unſchöne Antlitz des Mädchens leuchtete auf.

„Es hat mir keine Ruhe gelaſſen," verſetzte ſie, den Vater umarmend. „Geſtern nach deiner Heimkehr biſt du nicht geweſen wie ſonſt. Von Zeit zu Zeit ſtieg dir das Blut nach der Stirn, — ach, und mir gab's dann jedesmal einen Stich in das Herz, daß ich meinte, ich müßte vergehen vor Sorge und Angſt. Siehſt du, Vater, ich habe Nichts, Nichts auf der weiten Erde als dich. Wenn dir das Geringſte nur fehlt, ſo laſtet's mir wie ein Alp auf der Seele. Thue ich denn etwa zu viel, Vater?"

„Ja, Manilia, ein klein wenig zu viel!" verſetzte

Manilius. Er ſtrich ihr liebkoſend über die Wangen. „Einmal nährſt du übertriebne Befürchtungen, — und dann . . . Sieh' doch . . . du mußt nicht denken, ich ſei gleichſam verkauft und verrathen, wenn nicht dein treues Auge über mir Wache hält. Auch Andere hegen und pflegen mich, wo es Noth thut; auch Sextus liebt mich, — und vor Allem Nävia, deine vortreffliche Mutter."

Manilia wandte den Kopf nach Sextus Fannius, den ſie jetzt erſt kühl und förmlich begrüßte. Dann ſagte ſie mit verhaltener Bitterkeit:

„O ja, ich vergaß! Aber ſiehſt du, Vater, ich meine, die natürliche Pflegerin des Vaters ſei in erſter Linie die Tochter. Nenn' es eigenſinnig, aber ich bleibe dabei! Alle Uebrigen haben außer dir noch etwas auf der Welt, was ſie lieben; Sextus Fannius hat ſeine Familie, ſeinen Beruf, ſeinen Ehrgeiz; deine Gemahlin freut ſich noch an dem Zauber der großen Welt, an dem Glanz der Vergnügungen und dem Prunk deiner Stellung. Ich aber, ich liebe nur dich, — und ich weiß auch, daß du der einzige Menſch auf Erden biſt, der mich lieb hat."

Gerührt ſchaute ihr der Präfect in die funkelnden Augen.

„Kind," ſagte er, „du biſt thöricht. Jawohl, auch ich bleibe dabei: thöricht in deiner unabläſſigen Sorge thöricht in deinem Mißtrauen gegen ſo viele Menſchen, die es herzlich gut mit dir meinen. Geh', Manilia, bring' deinen alten Vater nicht in Verlegenheit! Soll ich

meinen Sextus hier zum Zeugen anrufen, wie Jedermann im Hauſe dich werth hält, bis abwärts zum geringſten der Sklaven? Freilich, du biſt mitunter ein wenig hart mit den Untergebenen ... ja, ja, widerſprich mir nicht! Hart nicht aus böſem Willen, nicht in der Sache, aber vielleicht in der Form! Deinem raſtloſen Eifer geht Nichts im Hauſe tüchtig und flink genug! Aus lauter Fürſorge um den Vater möchteſt du, die Leute trügen die Flügelſchuhe Merkur's und wären zuverläſſig und ohne Fehl wie Herkules bei den zwölf Arbeiten! Trotz alledem: ſie wiſſen, wie deine Strenge gemeint iſt ..."

Manilia zuckte die Achſeln.

„Ja, ich kenne das," fuhr Manilius fort. „Du willſt's nicht hören, aber der Beweis iſt geliefert. Befände ſich hier im Palaſt auch nur ein Einziger, der ſein Schickſal beklagte: er hätte jetzt die Gelegenheit mit beiden Händen ergriffen und wäre hinausgerannt unter die Fahnen der Aufwiegler."

„Vater," ſagte Manilia, „du willſt mich vertheidigen, und merkſt nicht, daß du mich anklagſt. Wer in aller Welt hat denn behauptet, daß ich irgend wem hier im Hauſe ſein Loos unerträglich mache? Vielleicht deine Gemahlin —?"

„Manilia!" rügte der Präfect vorwurfsvoll. „Bedenke doch, was du ſprichſt! Erwäge, das nicht nur mein Ohr dieſe Worte vernimmt! Wie ſoll ſich unſer Sextus euer Verhältniß ausmalen? Du gehſt zu weit, liebes Kind!"

Die Augen Manilia's füllten ſich mit quellenden Thränen. Schweigend wandte ſie ſich zum Ausgang.

„Kind!“ rief Manilius ihr nach, — aber das exaltirte Geſchöpf hörte nicht. Laut ſchluchzend verſchwand ſie im Säulengang.

Sextus Fannius lehnte regungslos an der wuchtigen Tiſchplatte. Der unerquickliche Auftritt hatte ſeine gehobnere Stimmung von vorhin wieder herabgedrückt. Eine Beklemmung, deren Urſachen er nicht näher durchdenken mochte, lag ihm ſchwer auf der Bruſt. Er athmete erſt wieder auf, als Lucius Manilius, aus der Säulenhalle in's Zimmer zurücktretend, ihn vertraulich bei der Rechten ergriff und die Worte ſprach:

„Das gute Geſchöpf! Sextus, mein Knabe, du kennſt ſie ja . . . Komm jetzt! Im Triclinium wartet das Frühmahl!“

Fünfzehntes Kapitel.

Während ſich Lucius Manilius beim Jentaculum gütlich that, berührte er die Vorkommniſſe der letzten vierundzwanzig Stunden mit keiner Silbe. Als er jedoch die letzte Feige auf der Zunge zerdrückt, die Hand in die dargebotene Murrhaſchale getaucht und an den Falten des ſchweren Asbeſtgewebes getrocknet hatte, fiel ihm plötzlich eine Frage auf's Herz, die er bis zur Stunde kaum noch erwogen hatte.

„Was meinſt du?“ rief er mit großer Lebhaftigkeit: „wer wohl in erſter Linie iſt verantwortlich für die Kataſtrophe von geſtern? Daß deine Mutter die Ereigniſſe nicht vorausgeſehen, darf ihr nicht zum Vorwurf gemacht werden. Ja, wenn irgend Jemand eine dämmernde Ahnung hatte, ſo iſt ſie es geweſen, — und mehr als einmal hat ſie mir angedeutet, daß Pruſias ihrem Argwohn zu denken gebe. Wer die erlauchte Quintilia beſchuldigt, der beſchuldige kühnlich uns Alle, — dich, mich, denn ich bekenn' es: noch niemals war mein Auge ſo völlig umſchleiert, als in Bezug auf dieſen Armenier. Eins jedoch

ſcheint mir beachtenswerth. Der verhängnißvolle Ausbruch erfolgte in der Caſerne des Lentulus; auch im übrigen ſind es vorzugsweiſe Sklaven des Lentulus, die den erſten Anſtoß gegeben. Es wäre nun doch zu prüfen, inwieweit dieſer Lentulus die nöthigen Vorſichtsmaßregeln verſäumt, ferner jedoch, ob er nicht in der That ſeine Leute ungebührlich gequält und zum Schaden der öffentlichen Ruhe und Sicherheit ſyſtematiſch erbittert hat. Das geſchriebene Geſetz möchte uns hier freilich im Stich laſſen: aber ich wollte es vor dem Senat ſchon vertreten, wenn ich auf Grund des Gewohnheitsrechtes dieſen Frevel zur Verantwortung zöge. So wäre auch feſtzuſtellen, ob all' die Sklaven, die er zum Kampfe im Theater verurtheilt hat, dieſe Strafe wirklich verdient haben. Ich weiß, man nimmt es leicht mit dem Leben eines Gladiators; aber wenn uns die Münze einmal ihre Kehrſeite zeigt, dann heißt es doch überlegen; ob unſere Leichtmüthigkeit nicht zu weit gegangen. Ich bin ſtets der Meinung geweſen, man ſolle das harte Loos der Sklaven nicht durch zweckloſe Grauſamkeit noch verſchärfen; auch geht von Alters die Rede, daß ein allzuſtraff geſpannter Bogen zerbricht. Je mehr ich darüber nachdenke, um ſo deutlicher glaub' ich zu fühlen, daß den Lentulus Batiatus eine erdrückende Schuld trifft. In dieſer Stunde noch will ich ihn herbeſcheiden; er ſoll mir Rede ſtehen, — und wehe ihm, wenn es ihm nicht gelingt, ſich zu rechtfertigen!"

Sein Antlitz glühte, wie er jetzt inne hielt. Es war

eine ehrliche Entrüſtung, die ihn beherrſchte; nebenbei jedoch erfüllte ihn der Gedanke, die Laſt des Mißgeſchicks auf eine beſtimmte Perſönlichkeit abladen zu können, mit geheimer Genugthuung.

Eben wollte Sextus Fannius ein Wort der Beſänftigung ſprechen, als ein Sklave die Meldung brachte, Lentulus Batiatus harre in Begleitung des Brundiſiers Xenophanes unter den Säulen des Atriums, und bitte in einer dringlichen Angelegenheit um ſchleunigſte Vorlaſſung.

Lucius Manilius erhob ſich vom Speiſeſopha.

„Man führe die beiden Männer in mein Arbeitsgemach!“ ſagte er haſtig.

Dann zu Sextus gewandt, fuhr er in griechiſcher Sprache fort:

„Du begleiteſt mich! Zuvor aber laß dir vom Centurio, der im großen Vorhof die Wache hat, einige Kriegsknechte mitgeben! Die Leute ſollen ſich unweit der Thüre halten. Es könnte ſich fügen, daß ich unſern Batiatus gleich hier behielte.“

Sextus warf dem Präfecten einen fragenden Blick zu.

„Es iſt mein Ernſt, lieber Freund!“ ſagte Manilius mit Nachdruck. „Ich will dieſe Unruhen im Keime erſticken, — und da gilt es, auch den Sklaven zu zeigen, daß ſie nicht ganz und gar ohne Schutz ſind. Es wäre hoch an der Zeit, daß die verſammelten Väter zu Rom ſich mit dieſer Frage befaßten. Nur wirkliche Geſetze können die Verhältniſſe regeln, denn die menſchliche Natur iſt

verderbt, und der Eigennutz und die Bosheit ſind mächtiger als die Sitte.“

Sextus Fannius willfahrte dem Befehl des Präfecten mit ſehr gemiſchten Empfindungen. Die Wahrſcheinlichkeit, daß Lentulus Batiatus hier nicht unerheblich in die Klemme gerathen ſei, gewährte ihm eine ſtille Befriedigung. Gleichzeitig aber verſpürte er etwas wie Bangigkeit vor den Anforderungen, die Batiatus nunmehr an die vermittelnde Thätigkeit des Adjutanten ganz zweifellos richten würde, um aus dieſer Klemme wieder befreit zu werden. Noch immer ſtand Sextus ja unter dem Einfluß dieſes Emporkömmlings, der eine unbedachtſame That des heißblütigen Jünglings in ſo despotiſcher Art gegen ihn ausbeutete. Beim allmächtigen Jupiter; lange war dieſer Druck nicht mehr zu ertragen!

Wie Sextus nach Erledigung ſeines Auftrags in das Arbeitsgemach trat, fand er den Präfecten bereits in ſtürmiſcher Attake auf Lentulus Batiatus begriffen. Alles Erdenkliche machte er dem Verblüfften, der ſich eines ſolchen Empfangs nicht von ferne verſehen hatte, in der ungezügeltſten Sprache zum Vorwurf. Umſonſt mühte ſich Lentulus Batiatus, zum Worte zu kommen. Der Präfect beſchuldigte ihn der ſchnödeſten Ungerechtigkeit, der grauſamſten Willkür und vor Allem der Nachläſſigkeit im Bewachen Derer, die als Verurtheilte dem Gemeinwohl augenſcheinlich Gefahr drohten. Zuletzt ſprach er ſogar den Verdacht aus, die Rebellion ſei von Lentulus Batiatus

im Einverſtändniß mit Pruſias und Spartacus eigens in Scene geſetzt.

Gerade dieſes Uebermaß der Beſchuldigung gab dem ſchlauen Emporkömmling die Ruhe zurück. Nachdem er noch einmal vergeblich den Verſuch gemacht hatte, dem Präfecten in die Rede zu fallen, ließ er den ſtürmiſchen Anprall mit kühler Gleichmüthigkeit über ſich hergehen, und fragte erſt, nachdem Lucius Manilius, die Stirne mit Schweiß bedeckt, inne hielt, ob der erlauchte Herr nun geſtatte, daß ſein ſo ſchwer beſchuldigter Knecht ſich vertheidige.

Mit überlegener Klarheit wies er die Behauptungen des Präfecten zurück, wohlweislich gerade diejenigen Punkte in den Vordergrund ſtellend, die ſich am gründlichſten wiederlegen ließen. Geräuſchloſer glitt er über die minder unbedenklichen Momente hinweg, insbeſondere über ſeine augenſcheinlichen Mißgriffe in der Beſetzung der Wächterpoſten.

„Wie ſchwer mich der erlauchte Manilius verkennt,“ — ſo ſchloß er ſeine kurze Erörterung — „das beweiſe ihm zu allem Ueberfluß nun die Thatſache, die mich zu ſo früher Stunde hierher geführt; eine Thatſache, deren Entdeckung mir von ungewöhnlichem Werth erſcheint. Darf ich reden, Herr?“

Der Präfect hatte inzwiſchen mit der beſchämenden Empfindung gekämpft, daß er in ſeinem Eifer zu weit gegangen. Unruhig und ſchwerathmend durchmaß er das Zimmer.

„Sprich!“ ſagte er endlich, vor Lentulus ſtehen bleibend. „Ich behalte mir vor, in gelaſſenerer Stimmung zu prüfen, bis zu welchem Grade du ſchuldig biſt. Es mag ſein, daß du nicht aus Feindſeligkeit gegen den Staat gefehlt haſt; ja, ich bekenne, dieſe Behauptung war in ſolcher Schroffheit wohl übereilt. Im übrigen wird ſich die Wahrheit ſchon gebührend erhärten laſſen. Rede jetzt, — aber faſſe dich kurz!“

„Herr,“ ſagte Lentulus Batiatus, der für diesmal ſeines Sieges gewiß war, „ein neuer Faden der Verſchwörung iſt bloßgelegt. Der Ausbruch der Gladiatoren iſt nur ein Symptom; erſt die Zukunft kann lehren, inwieweit der Boden der Halbinſel ſeit Jahren vielleicht unterwühlt iſt. Der ſchlichte, unſcheinbare Mann hier, der Schenkwirth Xenophanes, hat durch ſeine Raſtloſigkeit eine Quelle ergründet, die beſtimmt war, der Inſurrection, ſobald ſie bis zum vollſtändigen Kriege entwickelt ſein würde, Nahrung zu ſpenden. Pruſias, der Magier, iſt ganz und gar nicht das, was er ſcheint. Wenigſtens verfügt er über unermeßliche Schätze, die er nach und nach im Haus eines Mitverſchworenen zu Brundiſium aufgeſpeichert und noch kürzlich um viele Millionen vermehrt hat. Dieſer Mitverſchworene iſt kein Geringerer, als der Vater der jungen Pſyche, der Freundin deiner Schweſter, mein theurer Sextus, — und wenn nicht Alles trügt, ſo hat auch ſie in den Beziehungen zwiſchen Pruſias und Phormio eine beklagenswerthe Rolle geſpielt.“

„Phormio?“ rief der Präfect. „Unmöglich! Der reichſte, angeſehenſte Bürger Brundiſiums! Dieſer Menſch da hat dir ein Märchen erzählt!“

Triumphirend winkte Lentulus Batiatus den Schenkwirth heran.

„Rede du ſelbſt,“ ſagte er lächelnd.

„Herr,“ hub Xenophanes an, „ich bürge mit meinem Kopf für die volle Wahrheit deſſen, was mein Gönner Lentulus dir berichtet hat. In den Unterbauten des Hauſes lagern Summen, die zur Ausrüſtung eines gewaltigen Kriegsheeres mehr als hinreichend ſind. Den Spähern, die ich zum Wohl des Vaterlandes und auf den Befehl des edlen Batiatus zu Brundiſium beſolde, iſt es nach langer Mühe gelungen, dem Treiben dieſes Phormio, der uns vor Jahren bereits verdächtig ſchien, auf die Spur zu kommen. Ein Diener des Hauſes, durch ſchweres Geld erkauft, hat den Verräther geſpielt. Aufgefangene Briefe gaben uns vollends Gewißheit. Ein Wink von dir, und jene unermeßlichen Schätze ſind für dich und das Gemeinwohl erobert.“

„Unbegreiflich! Unglaublich!“ rief der Präfect. „Und worauf gründeſt du die Vermuthung, daß auch Pſyche mit der Sache zu ſchaffen hat?“

Der Schenkwirth grinſte.

„Das läßt ſich ſo in Kürze nicht ſagen. Zunächſt weiß ich nicht, ob dem erhabenen Präfecten bekannt iſt, daß zwiſchen Kleon, dem Neffen des Hauptverſchwörers,

und Pſyche ein Verhältniß beſtand, das von vornherein die Mitwiſſenſchaft des Mädchens äußerſt wahrſcheinlich macht . . .“

„Ein Verhältniß . . .? Man ſchwatzte davon . . . Das ſcheint mir ein unvollkommener Beweis . . .“

„Auch iſt mir bekannt,“ fuhr Xenophanes fort, „daß Pſyche ſchon früher eine Feindin des römiſchen Namens war, und — um nur Eins zu erwähnen — die Niederlage der Rebellen von Samnium ſchmerzlich beklagt hat.“

„Pah! Ein Kind! Was verſteht ein Kind von den großen Actionen des Staatslebens!“

„Genügt dir auch das nicht, ſo überzeugt dich vielleicht ein Drittes. In meinen Händen befindet ſich eine Zuſchrift des Phormio, an Pſyche gerichtet, und wenn dieſe Zeilen auch nichts von Bedeutung enthalten, ſo lag doch in dem gefalteten Papyrus ein zweiter Brief, — und dieſer zweite Brief galt dem Armenier. Ueberdies bemerke ich noch . . .“

„Genug!“ unterbrach ihn Lucius Manilius. „Ich ſehe, Lentulus, ich habe dir Unrecht gethan, — in dem einen Punkt wenigſtens. Geh' jetzt, und biete mir Alles auf, daß die Feuersbrunſt in der Schaar deiner Leute nicht um ſich greift! Schenkwirth, dich behalte ich hier; ich muß Genaueres erfahren über deine Entdeckung. Du, Sextus, wirſt dich einſtweilen nach dem Hauſe deiner Mutter begeben und Pſyche — beim Jupiter, das arme Kind dauert mich! — ſo ſchonend als möglich davon in

Kenntniß ſetzen, daß ſie ihr Zimmer bis auf weiteres nicht zu verlaſſen hat. Die Pflicht gebietet mir, ſie bewachen zu laſſen. Nimm dir zwei von den Kriegsknechten mit. Noch glaube ich an die Wahrſcheinlichkeit eines Irrthums. Dieſes unſchuldsvolle Geſichtchen mit den ſanften graublauen Augen, — und eine Verſchwörerin! Thorheit! Und wenn ſie wirklich betheiligt iſt, ſo hat ſie nicht gewußt, was ſie that.“

Sextus und Lentulus Batiatus entfernten ſich, während der Präfect ſich zu Xenophanes wandte.

Langſam und ohne Begleiter ſchritt Sextus neben dem pfiffig lächelnden Emporkömmling her, auf welchen draußen am Eingange des Palaſtes eine große Folgerſchaar wartete.

„Höre!“ ſagte Batiatus, ehe die Beiden ſich trennten, „ſollte der erlauchte Präfect wieder einmal auf die ſonderbare Idee kommen, mich wegen meines Verhaltens, um das er ſich den Henker zu kümmern hat, zur Rechenſchaft ziehen zu wollen, ſo wirſt du, anſtatt mit ſklaviſcher Bereitwilligkeit nach dem Wachtpoſten hinzutrotten, ein warmes Wort für mich einlegen! Weißt du, Sextus? Ein recht beredtes! Denn es giebt Verhältniſſe, in denen man nur durch warme Beredſamkeit das Schweigen Anderer erkauft! Ich bin dir ohnehin auffäſſig wegen der Frieſin! Kein Wort, Sextus! Ein etwas treueres Gedächtniß für das, was du mir zu verdanken haſt, hätte die Sache zum Abſchluß gebracht.“

„Lentulus!“ knirſchte Sextus erbleichend, „hüte dich, allzuſehr auf deine Obmacht zu trotzen! Hüte dich, bei den Göttern! Es möchte ſich ſonſt ereignen, daß du an dir ſelber erführeſt, wie ein allzu kluger Kopf ſich verrechnet.“

„Du drohſt?“ fragte Lentulus ſtirnrunzelnd.

„Ja, ich drohe! Triff den Löwen zu Tode: ſterbend beſitzt er die Kraft, dich zu Boden zu ſchmettern! Ich dächte, theuer genug habe ich dein Schweigen bezahlt. Die Grundlage zu all' deinem Reichthum, — beruht ſie nicht in dem Golde, das du mir wie ein Straßenräuber erpreßt haſt?“

„Schweig'! Man beobachtet uns! Es ſollte dir ſchwer fallen, dieſe Behauptungen zu beweiſen. Ich dagegen . . .“

„Gehab' dich wohl!“ unterbrach ihn Sextus, nach rechts von der Straße abbiegend.

„Dünkelhafter Geſell!“ murmelte Lentulus dem Enteilenden nach. „Ich muß ihm die Zügel ſtraffer anziehen. Unglaublich, die Kurzſichtigkeit dieſer Auserkornen!“

Er lächelte höhniſch.

„Und das nennt ſich nun ein edles Geſchlecht! Blickt geringſchätzig auf Unſereinen herab, der durch eigene Kraft und Klugheit aus dem Schwarm der Alltagsmenſchen emporgetaucht iſt!“

Sextus erreichte unterdeſſen auf kürzeſtem Weg das Haus ſeiner Mutter. Er hatte kaum beachtet, daß die zwei Soldaten der Präfecturwache ihm nachgefolgt waren.

Sein Herz empörte ſich bei dem Gedanken, die ohnehin erſchütterten Frauen auf's Neue durch die unverhoffte Wendung der Dinge in Aufregung zu verſetzen. Denn wie vorſichtig er die Sache auch anfangen mochte, der wahre Sinn dieſer Maßnahme konnte nicht zweifelhaft bleiben. Sextus hatte ſich niemals ſonderlich um Pſyche gekümmert; jetzt aber fühlte er ein Mitleid, einen Kummer, als ob es ſich um die eigene Schweſter handle.

Er fand ſeine Mutter und die beiden Mädchen in tiefſter Traurigkeit, beunruhigt auch über das räthſelhafte Verſchwinden Brenna's. Offen ſprach Fannia die Meinung aus, Lentulus Batiatus habe ſich die allgemeine Verwirrung zu Nutze gemacht und die Frieſin gewaltſam entführt. Sextus gelobte ihr, Alles aufzubieten, um der Angelegenheit auf die Spur zu kommen.

Nach langen Umſchweifen trat er mit der wahren Veranlaſſung ſeines Kommens hervor, zögernd nur und anfänglich unklar, bis er endlich ein entſcheidendes Wort über die Lippen brachte. Fannia war die erſte, die ihn völlig begriff. Mit einem lauten Aufſchrei ſtürzte ſie ihm zu Füßen und umklammerte ſeine Kniee, während Pſyche ruhig, hoheitsvoll, thränenlos daſtand und auf ihren Ankläger hinſtarrte, wie auf das Bild eines wachen Traumes.

„Sprich, theure Pſyche," ſagte Quintilia, das Mädchen in ihre Arme ſchließend, „biſt du ſchuldig? Haſt auch du Theil genommen an dieſen Umtrieben?"

„Nein," verſetzte Pſyche mit tiefer Stimme; „aber wenn ich geahnt hätte, wie Großes von dieſen Männern geplant wird, ich hätte mit Freuden meine ſchwachen Kräfte in ihren Dienſt geſtellt."

„Pſyche!" rief Sextus Fannius.

„Richte nicht, theurer Bruder!" ſagte Fannia erglühend. „Du weißt es noch nicht: ſie liebt einen dieſer Rebellen, und wo man liebt, Sextus, da vergißt man Alles, Alles, jede Schranke zwiſchen Gegner und Freund, jeden Unterſchied der Geburt: man vergißt den Verrath ſelbſt und das Verbrechen! Sei getroſt, Pſyche, dein Herz iſt übergewallt: es war nur ein Wort der Liebe und Hingebung, keine Selbſtanklage. Deine Unſchuld wird ſich frei offenbaren. Ich will dir Geſellſchaft leiſten in deiner Haft: das verwehrſt du doch nicht, Adjutant des Präfecten? Komm, komm, liebes Kind! Halte nur feſt an dem, was du liebſt, allem Ingrimm dieſer unbarmherzigen Männer zum Trotz! Komm!"

Mit ſanfter Gewalt zog ſie die Tochter Phormio's hinweg. Vor dem Gemach, das nun ihr Gefängniß ward, pflanzten ſich die Soldaten der Präfectur auf. Sextus eilte zurück zu Lucius Manilius. Drunten aber im Oecus, das Antlitz in beide Hände gedrückt, ſaß Quintilia, einſam, öde, verwaiſt, wie Niobe nach dem ſchrecklichen Strafgerichte der Latoniden.

Sechzehntes Kapitel.

Die Eilboten, die Clodius Pulcher nach Rom entſandt hatte, kehrten nach wenigen Tagen ſchon mit der Meldung zurück, der Senat ſowohl wie Publius Varinius, der Vorgeſetzte des Clodius Pulcher, ſeien mit der Handlungsweiſe des Legaten völlig einverſtanden. Der Kriegszug gegen die Seeräuber ſolle hinausgeſchoben und die Niederwerfung der Gladiatoren ſo ſtraff als möglich betrieben werden. Zu dieſem Behufe möge ſich Clodius mit dem Präfecten von Capua alsbald in's Vernehmen ſetzen. Falls die Truppen nicht ausreichten, werde Rom, ſo ſehr Italien auch gegenwärtig entblößt ſei, noch einige Cohorten zuſammenraffen und dem Legaten zur Dispoſition ſtellen.

Clodius Pulcher und Lucius Manilius verſäumten nicht, die verſprochenen Hilfstruppen mit aller Dringlichkeit zu erbitten. Noch desſelbigen Abends ging dieſerhalb eine neue Botſchaft nach dem Strande des Tiberis. Die Inſurgenten nämlich hatten während der letzten Tage von allen Seiten her ſo erheblichen Zuwachs erhalten, daß ein Sturm auf den Mons Veſuvius ohne bedeutende

Verſtärkung nicht verſucht werden konnte. Auch waren die Führer der Aufſtändiſchen in der Zwiſchenzeit nicht müßig geweſen. Mauern aus Geröll und Baumſtämmen hatten ſie aufgethürmt, wo die natürliche Beſchaffenheit der Klippen, Schluchten und Felswände nicht zur Vertheidigung ausreichte. Wuchtige Blöcke drohten an geeigneten Punkten, tod- und verderbenbringend auf die Angreifer hernieder zu donnern. Dabei hatten ſich die Rebellen trefflich verproviantirt: Ausfälle in die ſüdöſtliche Ebene waren erfolgreich geweſen, wenn auch Krixos, der ſie ausgeführt hatte, in der ſchonungsloſen Art ſeines Auftretens nicht dem entſprach, was Pruſias und Spartacus zu wiederholten Malen geheiſcht hatten. Jetzt war indeß keine Zeit zu umſtändlichen Erörterungen: Krixos entſchuldigte ſein Verfahren mit der zwingenden Nothlage, — und es mochte begründet ſein, wenn er behauptete, daß die Städte und Marktflecken, ſeiner guten Abſicht mißtrauend, ihm rückſichtslos die Thore verſchlöſſen, und nur der Gewalt weichend das Geforderte leiſteten.

So verſtrichen acht Tage. Es war eine Stunde etwa vor Sonnenuntergang. Die Führer hatten ſich, wie allabendlich, unter dem Blätterdach einer vieläſtigen Pinie verſammelt, um Kriegsrath zu halten. Krixos und Oinomaos, durch die immer erneuten ſiegreichen Ausfälle in ihrem Selbſtgefühl erheblich geſteigert, ſuchten das Aufgeben der Vertheidigungsſtellung und das Vordringen nach dem Süden mit aller Beredſamkeit durchzuſetzen. Die Uebrigen

vertraten die Meinung, daß es ein Anderes ſei, kleine, kaum vertheidigte Landſtädtchen zu erobern, und ein Anderes, im freien Felde den Kampf gegen reguläre Truppen zu wagen. „Genoſſen!“ ſagte der Magier, zu Krixos und Oinomaos gewandt, „ich ſchätze euren heroiſchen Muth, aber ich bitte euch, lieber der Klugheit zu folgen als dem Ungeſtüm eures Thatendranges. Nach Allem, was ich beobachtet, darf ich vorausſetzen, daß in kürzeſter Friſt ſeitens der römiſchen Truppen ein Angriff erfolgen wird. Unſere Stellung hinter den Bruſtwehren des Veſuvius giebt uns die Hoffnung, dieſen Angriff ohne Schwierigkeiten zurückzuſchlagen. Der Eindruck nun des leichterfochtenen Sieges wird das Anſehen der Inſurrection ſteigern und ihr neue Bundesgenoſſen aus allen Theilen der Nachbarſchaft zuführen. Verlaſſen wir dagegen vorzeitig unſere Poſitionen, ſo iſt der Erfolg mindeſtens zweifelhaft. Ich dächte, dieſe Erwägung ſei ausreichend.“

Oinomaos und Krixos mußten ſich fügen. Eben wollten ſie, nicht gerade erbaut von der Abweiſung, die ſie erfahren, den Platz der gemeinſamen Berathung verlaſſen, als Afer die haſtige Meldung brachte, einer der Vorpoſten am ſüdlichen Abhange komme geſtreckten Laufes den Berg herauf und gebe ſchon zum drittenmal das Alarmzeichen. Fünfzig Schritte hinter ihm folge ein Menſch in der Tracht eines Maulthiertreibers.

„Bei den Leuten des Chamavus bin ich geweſen,“ fuhr der Knabe noch immer athemlos fort, „drüben, wo

der Felskamm ſo ſteil in die Tiefe abfällt. Wie ich eben den Mundvorrath austheile, erſchreckt mich plötzlich der Warnruf, — und ich laſſe natürlich Alles im Stich, um dir Meldung zu bringen. Ohne Zweifel hat ſich etwas Beſonderes ereignet.“

„Ich danke dir,“ ſagte Pruſias. „Ernſtliche Gefahr kann von dieſer Seite nicht drohen, denn der Aufſtieg iſt höchſt beſchwerlich, und überall ſind unſere Vorpoſten ausgeſtellt. Sieh' zu, daß du die beiden Männer, ſobald ſie die Höhe erreicht haben, unverzüglich hierher führſt. Die Leute des Chamavus ſollen bis auf weitres ſich ruhig verhalten.“

Der Knabe rannte davon. Einige Zeit darauf kam er an der Seite eines keuchenden Thrakers zurück, dem das wettergebräunte Antlitz von Schweiß troff.

„Was bringſt du?“ fragte Pruſias den Vorpoſten.

„In den Mauern Pompeji's und weiter abwärts hinter den Hafenbauten ſammeln ſich Truppen,“ verſetzte der Thraker. In zwanzig Minuten werden ſie geradewegs auf uns anſtürmen.

Erſchöpft ſank er auf ein moosbewachſenes Felsſtück. Pruſias ließ dem Verlechzten eine Schale mit Wein reichen.

„Woher weißt du das?“ fragte Cajus Fannius erſtaunt. „Wir haben Pompeji den ganzen Tag über nicht aus den Augen gelaſſen.“

„Der Maulthiertreiber hat mir's verrathen. Er muß im Augenblick hier ſein, denn er folgte mir auf dem Fuße."

Da er ausgeredet, ſchollen Schritte durch das Gehölz. An der Seite eines Bewaffneten erſchien Battus, der Sklave des Marcus Licinius Craſſus.

„Was? Du biſt's?" klang es vom Munde Afer's.

Auch Battus keuchte wie ein Moloſſer, der den Bären gehetzt.

„Du entſinnſt dich, Herr!" wandte ſich Afer an Pruſias, — „es iſt Battus, der Bruder unſerer goldhaarigen Frieſin, derſelbe, der ſo oft für mich eintrat, wenn Xenophanes mich beinah' zu Schanden quälte . . ."

„Ja, ich bin's," ſagte der Maulthiertreiber, nachdem er gleichfalls einen Schluck aus dem Becher gethan. „Daß ich's ehrlich geſtehe: von Natur bin ich gerade kein Freund des Gefahrvollen. Da ich jedoch hörte, ſie ſei dabei, ſo dachte ich, eure Sache müſſe gut und gerecht ſein. Ich ſelber, ihr guten Götter, ich war zufrieden mit dem, was die Schickung mir zugetheilt. Brenna freilich . . ."

„Erzähle uns jetzt," fiel ihm Pruſias in's Wort, „und ergänze, was der Mann hier uns angedeutet! Von deiner Schweſter zu reden, oder ſie in die Arme zu ſchließen, wirſt du ſpäter noch Zeit finden. In Pompeji — ſo berichtet uns hier der Thraker — ſind Truppen angehäuft. Was weißt du davon?"

„Ja, Herr . . . Truppen . . . Wohl an die tauſend Mann oder mehr. Vom Golfe her ſind ſie gelandet.

In dieſer Stunde noch ſoll's hier von der Südſeite losgehen. Das verrieth mir ein Troßknecht, mit dem ich von Rom her befreundet bin."

„Nun? Und da kamſt du auf den Gedanken . . .?"

„Ja, Herr! Heute früh ſchon erfuhr ich in der Taberne, ſie, die Brenna meine ich, hauſe mit hier oben in der felſigen Einöde. Da ſtieg mir das Blut zu Kopfe . . ."

„Wie kommſt du jetzt nach Pompeji?"

„Geſchäfte, Herr! Ich reiſte juſt von Sueſſula und Volturnum her über Neapolis. Es war, als ob ich's geahnt hätte. Man rieth mir ab: in Pompeji ſei jetzt wenig zu holen. Die Räuber — ja, Herr, ſie ſagten: die Räuber — kämen alle Augenblicke von ihren Höhen herunter. Nun, ich dachte, dem Craſſus mußt du gehorchen, — und ſchlimmſtenfalls biſt du mit deinen Maulthieren flinker als die Gladiatoren des Spartacus. Ihr Götter, ja, meine Maulthiere! Um die Maulthiere thut mir's leid. Wer kann wiſſen, wem die jetzt in die Hände fallen! Die gute Oglaſa und die wackere Lipatia! Und mein vortrefflicher Kynokephalos!"

„Deine Meldung iſt dankenswerth," ſagte Pruſias. „Gedenkſt du jetzt hier zu bleiben?"

„Ganz gewiß!" verſetzte der Maulthiertreiber. „Iſt Brenna beim Aufſtand, ſo muß auch Battus wider die Römer fechten. Sonſt, — wie geſagt, — Craſſus war mir ein gütiger Herr . . ."

„Es iſt gut," winkte der Magier. „Laß dir von Afer ein Schwert reichen!"

„Und kann ich ſie ſehen?" fragte Battus leuchtenden Auges.

„Ja. Nur vergiß nicht, daß du jetzt Pflichten haſt, die du um Brenna's willen ganz und gar nicht verſäumen darfſt."

„Das würde ſie ſelber nicht zugeben," verſetzte der Maulthiertreiber. „Komm, Afer, geleite mich zu ihr!"

„Vorerſt zu Chamavus, der ihn einreihen ſoll," befahl der Armenier.

Afer und Battus entfernten ſich. Pruſias richtete noch einige Fragen an den Gladiator, der den Maulthiertreiber heraufgeführt hatte. Dann beurlaubte er auch dieſen und begab ſich in Begleitung der übrigen Anführer nach jenem Felsabhang, den Chamavus mit einigen vierzig Kriegern beſetzt hielt.

Die blühende Seeſtadt Pompeji, halb von Oelbäumen und Pinien verſteckt, lag fernab in der Tiefe, — voll beleuchtet vom röthlichen Schimmer der Abendſonne. Noch war der Armenier nicht im Stande, irgend etwas Verdächtiges wahrzunehmen, als von neuem ein Alarmruf ertönte, und gleich darauf ein zweiter, ein dritter. Jetzt gewahrte Pruſias, daß ſich die Doppelreihe der Vorpoſten auf der ganzen ſüdlichen Linie bergaufwärts zog, — und gleich darauf ward vor den Mauern Pompeji's das Blitzen der Helme und der Rüſtungen ſichtbar.

Ein gedämpftes Hornſignal ſcholl durch das Lager der Inſurgenten. Alles griff nach den Waffen. Es erhob ſich ein Stimmengewirr, ein banges Fragen und Rufen, bis das laute Commandowort des Thrakers Spartacus den Lärm überdröhnte.

„Ruhig, Genoſſen,“ befahl er mit Donnerſtimme. „Bis auf weiteres verbleibt ein Jeder auf ſeinem Platze! Alle Zugänge ſind reichlich beſetzt: was auch kommen mag, geduldig können wir's abwarten!“

Die Meldungen des Battus waren nicht übertrieben geweſen. Fünfzehnhundert Mann ſtark marſchirten die Truppen in der buſchumwucherten Rinne eines ausgetrockneten Baches empor, — langſam, ſtetig, wie eine eherne Schlange.

Während Pruſias einige halblaute Worte mit dem Kelten Chamavus austauſchte, kam von der Nordſeite her die Meldung, daß auch hier eine erhebliche Truppenmaſſe durch die Schlucht ſich heraufbewege.

„Das war vorauszuſagen,“ meinte Chamavus.

... Eine halbe Stunde verſtrich. Inzwiſchen hatte Pruſias, ohne von der Sache ein beſonderes Aufheben zu machen, die Beſatzung der Zugänge durch die tapferſten ſeiner Leute derart verſtärken laſſen, daß er dem bevorſtehenden Angriff gleichmüthig entgegenſehen durfte. Drei Punkte waren es vornehmlich, die als ſtrategiſch wichtig hier in Betracht kamen. Einmal die ſteile Felswand, die Chamavus beſetzt hielt: von dieſer Bruſtwehr ließen ſich

der anſtürmenden Truppenabtheilung die größten Verluſte beibringen; dann die enge Pforte der Schlucht, in welcher die Nordcolonne heranrückte: hier ſollte Spartacus an der Spitze der erprobteſten Fechter die Vertheidigung in eigener Perſon leiten; drittens eine Stelle, etwa hundert Schritte von der Abtheilung des Chamavus entfernt: hier konnte die nicht ſehr ſteil abfallende Böſchung möglicherweiſe erklettert werden, da ſie vermöge ihrer ſtarken Zerklüftung den Angreifern Deckung gewährte. Dieſen Punkt ſollte Cajus Fannius mit hundert Speerträgern occupiren. Auch Dinomaos ſpielte im Vertheidigungsplan eine wenngleich minder wichtige Rolle.

Pruſias, Kleon und Krixos blieben in der Mitte des Lagers bei dem noch etwa vierhundert Mann ſtarken Reſte der Aufſtändiſchen zurück. Es war mit gutem Bedacht geſchehen, wenn Pruſias dem Kelten Krixos unter dem Vorwand, daß er ihn als Beirath für die Geſammtleitung dringend benöthige, keine verantwortungsreiche Stellung anvertraut hatte. Gerade während der letzten Tage hatte Krixos Beweiſe von mangelnder Umſicht, ja mehr noch: von Trotz und Starrſinn geliefert, die befürchten ließen, er möchte im entſcheidenden Augenblick die wohlerwogenen Befehle des Pruſias minder pünktlich befolgen, als dies im Intereſſe der Vertheidigung erforderlich war. Ihn ohne weiteres zurückzuſetzen, durfte Pruſias nicht wagen; denn Krixos erfreute ſich eines begeiſterten Anhanges — gerade vermöge der Eigenthümlichkeiten, die den Armenier

bedenklich ſtimmten. Er hatte den Mannſchaften bei den Ausfällen und Streifzügen die rückhaltloſeſte Freiheit gegönnt, auch bei ſonſtigen Anläſſen wenig auf Disciplin geachtet und ſich mehrfach ſolcher Leute als Fürſprecher angenommen, die Pruſias wegen Verſtößen wider die Lagerordnung beſtrafen wollte. — Der Vorwand jedoch, deſſen ſich Pruſias bediente, war in den Augen des Krixos eine glänzende Auszeichnung, denn unwillkürlich zollte auch er der geiſtigen Ueberlegenheit des Armeniers ſeinen ehrfurchtsvollen Tribut.

Während alſo Cajus, Spartacus und Chamavus mit ihren Kriegern dem Herannahen des Feindes entgegenſahen, begab ſich der Armenier mit Krixos und Kleon in's Feldherrnzelt, das dürftig genug aus einigen Lanzen und Wollteppichen zwiſchen drei knorrigen Pinienſtämmen errichtet war. Beim Schein der Laterne — denn die Sonne war inzwiſchen untergegangen — durchmuſterte hier Pruſias noch einmal ſeine Karten und Pläne. Krixos folgte den halblauten Erörterungen des gewaltigen Mannes mit eiferſüchtiger Spannung. Mühſam nur hatte er ſich ſeit dem Tage des Ausbruchs einige Grundbegriffe jener wunderſamen Wiſſenſchaft angeeignet, die auf einem Stücke brüchigen Pergaments Höhen und Tiefen aufzeichnete und Dinge und Verhältniſſe klar legte, wie ſie, der Meinung des Kelten zufolge, nur der ausgedehnten Erfahrung eines Ortskundigen zugänglich waren. Vollends die Art und Weiſe, wie Pruſias Alles vorausgeſehen, wie er die Linie

wußte, auf welcher die Colonnen anmarſchirt kamen, wie er die Zeit berechnete, — dies Alles erfüllte den ungeſchulten Sklaven mit einer Beklommenheit, die ebenſo die Keime bewundernder Hingebung, wie die einer feindſeligen Eiferſucht in ſich trug.

Plötzlich erſcholl von der Südſeite her wildes Schlachtgeſchrei und gelles Geheul. Chamavus hatte der anſtürmenden Colonne ein drohendes Halt zugerufen, und da dieſes Halt, wie vorauszuſehen, Nichts fruchtete, den bergan klimmenden Soldaten die erſte bereit gehaltene Ladung von Geröllſtücken und Felsblöcken entgegengeſchleudert.

Die Wirkung war eine grauſenhafte. In mächtigen Sprüngen die ſteile Böſchung hinab ſauſend, ſtürzten ſich die wuchtigen Steinmaſſen mit unwiderſtehlicher Gewalt in die Reihen der Feinde, — Alles niederſchmetternd, was ihnen den Weg verlegte. Unermeßliches Wehgeſchrei der Verwundeten dröhnte zum Himmel auf. Bis in's dreißigſte Glied hinein hatten die ſtürzenden Bergtrümmer ihre Opfer gefordert. Weithin zu Thale rollten die verſtümmelten Leichname. Schwerverwundete, mit dem halben Leib noch unter den Blöcken, wälzten ſich zuckend in ihrem Blute. Andere ſchleppten ſich mit zerriſſenen Gliedmaßen abſeits, ihr gräßliches Schickſal verfluchend und die Götter um Rache anrufend.

In der Zahl der Zerſchmetterten befand ſich auch der Tribun, der die Colonne befehligte. An ſeiner Statt übernahm die Leitung jetzt ein Centurio.

Die Reihen ſchloſſen ſich wieder, und abermals drangen die Angreifer eine Strecke weit vorwärts.

Da wiederholte ſich das furchtbare Schauſpiel. Auf's neue trugen die unheimlich polternden Felsmaſſen hundertfältigen Tod in die Schaar der unglücklichen Soldaten.

Von wahnſinnigem Schrecken ergriffen, wandten ſich die Ueberlebenden nach allen Seiten zur Flucht. Kein Zuruf des Führers, keine Drohung ſelbſt fruchtete. Ehe noch die Mannſchaften des Chamavus eine dritte Ladung entſandt hatten, war die Colonne zerſprengt, und nur die herzzerreißenden Klagelaute der Sterbenden klangen heulend aus der Tiefe herauf.

Chamavus entſandte einen Boten mit der Siegesnachricht an Pruſias. Der Armenier dankte ihm Namens der übrigen Anführer, befahl ihm jedoch, die ſüdliche Angriffslinie nach wie vor zu beobachten.

Kurz darauf langte der Vortrab der Nordcolonnen an jener Stelle der Schlucht an, die Spartacus mit ſeinen Gladiatoren beſetzt hielt. Es erfolgte ein erſter Zuſammenſtoß. Der Vortrab zog ſich zurück und wartete — durch die Langſchilde gegen die feindlichen Wurfſpieße und Pfeile gedeckt — auf das Hauptcorps.

Dieſe Abtheilung ward von Clodius Pulcher befehligt; eine dritte Colonne hatte ſich in der Zwiſchenzeit unter Sextus Fannius in der Richtung nach Nola gezogen, um die Aufſtändiſchen, falls ſie nach der Ebene hin durch-

brechen ſollten, aufzuhalten und dem Clodius Pulcher in die Arme zu treiben.

Der Legat, von der irrigen Meinung ausgehend, die Südcolonne werde den größten Theil der Inſurgenten völlig in Anſpruch nehmen, ſandte zunächſt einen Herold vor, der in hochfahrender Rede die Rebellen zur Unterwerfung aufforderte.

„Euer Schickſal iſt ſo gut wie beſiegelt," rief er pathetiſch. „Von allen Richtungen her dringen zahlloſe Cohorten in eure Schlupfwinkel ein; der ganze Berg iſt umlagert. Liefert die Waffen aus, und Capua's erlauchter Präfect wird nur jeden zehnten Mann, wie ihn das Loos trifft, nach uraltem Gebrauche dem Tod überantworten, den Uebrigen aber Gnade gewähren."

Wildes Hohngelächter von Seiten der Gladiatoren war die Antwort auf dieſen thörichten Vorſchlag. Spartacus gebot ſeinen Mannſchaften Ruhe.

„Herold!" rief er dann mit dröhnender Stimme, „melde deinem erlauchten Präfecten, daß wir Männer ſind, geſonnen, lieber alleſammt hier zu ſterben, als freiwillig in das unerträgliche Joch der Knechtſchaft zurückzukehren! Mehr noch! Warne den Feldherrn, der euch hierhergeführt! Sage ihm, daß er umkehren möge; denn Wunder vollbringt der Unerſchrockene, da er entſchloſſen iſt, zu ſiegen oder zu fallen!"

Weithin ſchallende Zurufe aus den Reihen ſeiner

todesmuthigen Fechter bewieſen dem Spartacus, wie vollkommen er in ihrem Geiſte geredet.

„Wohlan,“ verſetzte der Herold, „ich habe deine Antwort gehört; ich eile, ſie dem Legaten Clodius Pulcher zu melden. Das Verderben, das grauſige Strafgericht, das euch ereilen wird, — ihr habt es gewollt!“

So ſprechend machte er Kehrt. In den Reihen der Gladiatoren erhob ſich ein lautes Gemurmel.

„Mit Steinwürfen hätte man ihm das Maul ſtopfen ſollen!“ rief ein ſtruppiger Sueve, die geballte Fauſt ſchüttelnd.

„Wirf dem Hund doch deine Lanze in's Rückgrat, Ubius!“ ſchrie es aus den Reihen der Vorderſten.

„Wehe dem, der ohne meinen Befehl einen Finger rührt!“ donnerte Spartacus. „Wer war es, der dem Ubius die frechen Worte zurief?“

„Chiron!“ klang es von drei, vier Seiten.

„Chiron!“ wiederholte Spartacus. „Der Vierzigjährige, der ſich nicht auf die Unbeſonnenheit der Jugend berufen darf! Haſt du vergeſſen, Chiron, daß der Herold ſelbſt des ungerechteſten Feindes unter dem Schutze der Götter ſteht? Wie ſoll der Gegner uns je Unterwerfung anbieten, wenn du Mord planſt wider ſeine Geſandten?“

Chiron warf dem Thraker einen gehäſſigen Blick zu, als ob er ſagen wollte: „Du, der du nur durch meine Gnade noch lebſt, du willſt mir Lehren ertheilen? Hätte ich zugeſtoßen damals im Haus des Präfecten, als du

am Boden lagſt, ſo ſtünd' ich nun vielleicht an deiner Statt hier als Führer . . ."

Spartacus ſchien dieſe Gedanken halb zu errathen.

„Ich bitte dich," ſagte er mit ungewöhnlicher Milde, „daß du künftig dieſe Grundſätze anerkennſt."

„Du haſt hier die Macht," verſetzte Chiron voll Trotz; „aber ich frage dich: wenn du als Herold hinüberträteſt vor die feindlichen Reihen, ob die Römer dich vielleicht ſchonen würden?"

Spartacus fühlte, wie der Zorn ihm das Blut nach der Stirne trieb.

„Unzweifelhaft," ſprach er augenrollend, „dafern ſie ihren eigenen Vortheil erkennen. Inzwiſchen gehorchſt du ohne Widerſpruch meinen Befehlen! Was murrſt du noch? Tritt zurück und miſche dich unter die Nachhut! Die Ehre, in vorderſter Reihe zu fechten, haſt du für heute verwirkt. Du zögerſt? Beim Herkules . . ."

„Ich gehe ſchon!" ſagte Chiron zähneknirſchend. „Von Krixos aber will ich mein Recht heiſchen!"

Die letzten Worte waren tief in den ſtruppigen Bart gemurmelt. Spartacus hatte ihrer nicht Acht. Seine ganze Aufmerkſamkeit ward bereits von der feindlichen Colonne in Anſpruch genommen, die, noch etwa zweihundert Schritte entfernt, plötzlich mit lautem Schlachtgeſchrei den Engpaß heraufſtürmte.

Die beiden vorderſten Reihen der Gladiatoren ſenkten die Speere.

Nach wenigen Minuten erfolgte ein lautes Klirren und Krachen. Furchtbar dröhnten die Schilde der Soldaten wider den feindlichen Lanzenwall. Hier und da splitterte ein Schaft, aber die Reihen selbst hielten Stand. Alles Nachdrängen von Seiten der Soldaten blieb fruchtlos. Während sich so Stoß und Gegenstoß gleichsam die Wage hielten, ergoß sich plötzlich von einer benachbarten Felszacke ein wahrer Hagel faustgroßer Steine auf die Schaaren der Angreifer. Brüllend und stöhnend sanken einige der Soldaten zusammen: die Uebrigen hielten instinktiv die Schilde über die Köpfe und suchten sich mit den Schwertern gegen die Speerangriffe zu decken. Diesen günstigen Moment benutzte Spartacus zu einem kräftigen Vorstoß. Die Thraker ließen ihre Speere zu Boden fallen und stürzten sich mit gezücktem Schwert auf die halb schon weichenden Römer. In der Führung dieser Waffe ihren Gegnern weit überlegen und durch die kleinen Rundschilde minder beengt, als jene durch ihre gewaltigen Tartschen, richteten sie in kurzer Frist ein wirksames Blutbad an. Dabei verbreiteten die mörderischen Steinwürfe nun weiter rückwärts einen panischen Schrecken. Die hereinbrechende Dunkelheit und die Angst vor dem Unbekannten, die jetzt hinter jedem Felsvorsprunge den Feind vermuthete, gab der Standhaftigkeit der Römer vollends den Rest. Ihrer ganzen Ausdehnung nach gerieth die Colonne in's Wanken. Wie eine reißende Pest griff die Bestürzung und die Kopflosigkeit um sich, und ehe Spar-

tacus noch wußte, wie ihm geſchah, war die Schlucht bis an ihre äußerſte Grenze geräumt.

„Ich hab's vorausgeſagt," murmelte Clodius Pulcher, nachdem er ſich vergeblich bemüht hatte, die Flüchtlinge zum Stehen zu bringen. „Alle Verantwortung über das Haupt des Präfecten!"

Vor Zorn und Mißmuth beinahe Thränen vergießend, ſchritt er zu Thale, kaum noch das Felsſtück beachtend, das im nächſten Momente dicht neben ihm auf den Boden ſchlug. Dumpf brütend beſtieg er eine halbe Stunde ſpäter ſein Pferd, das er mit einigen Troßknechten weiter abwärts zurückgelaſſen.

Erſt ganz allmählich fanden ſich die zerſprengten Schaaren wieder zuſammen. Rechts und links aus den Büſchen und Klüften ſtrömten ſie einzeln und haufenweiſe herzu. In der Ebene angelangt, ſtellte Clodius Pulcher zur Schmach für den römiſchen Namen feſt, daß der Verluſt ſeiner Abtheilung ſich nur auf einige fünfzig Mann belief. So wohlfeil alſo hatten dieſe Heroen den Sieg verkauft! Mit ſo beſcheidener Anſtrengung hatten die Inſurgenten das Rom des Cincinnatus und des afrikaniſchen Scipio auf's Haupt geſchlagen!

Siebzehntes Kapitel.

Seltſamerweiſe war die Stelle, die Cajus Fannius mit ſeinen Lanzenträgern beſetzt hielt, von jedem Angriff verſchont geblieben, obgleich gerade hier das Vordringen geringere Schwierigkeiten geboten hätte, als anderwärts. Wie die Anführer nach glücklich erfochtenem Siege noch eine Zeitlang unter dem Zelte des Pruſias bei der flackernden Lampe auffaßen und die Ereigniſſe des Tages erörterten, brachte Cajus das Geſpräch auf dieſe ſonderbare Erſcheinung; denn er hatte beinahe ein Gefühl der Beſchämung, daß die Gegner ihm ſo gar keine Arbeit gegeben.

„Mein Freund," verſetzte Pruſias lächelnd, „ich glaube die Erklärung für dieſes Räthſel inne zu haben, — und die Erklärung iſt einfach wie ein Exempel am Rechenbrett. Der Feind hat den Angriffspunkt an der Südoſtſeite nicht benutzt, weil ihm dieſer Angriffspunkt unbekannt war."

„Du vermutheſt?" rief Cajus Fannius erſtaunt.

„Ich bin deſſen gewiß. Die Sache wäre ſonſt einfach undenkbar. Es gehört kein Feldherrntalent, ſondern nur der gewöhnlichſte Alltagsverſtand dazu, um die einzige

Möglichkeit des Erfolgs zu verwerthen, dafern man um dieſe Möglichkeit weiß. O, mein Freund, es ereignen ſich wunderbare Dinge im Feldherrnzelte regulärer Armeen! Wenn irgendwo, ſo gilt hier das uralte Wort: Wiſſen iſt Können. Wir aber, meine wackeren Genoſſen, werden demnächſt von dieſer Unkenntniß unſerer Gegner einen bedeutſamen Vortheil ziehen. Ich glaube jetzt ſchon die Operationen der nächſten Tage mit Beſtimmtheit vorauszuſehen. Morgen — denn bis dahin hat's Zeit — gedenk' ich euch das Nähere auseinander zu ſetzen und eure Meinungen und Rathſchläge zu hören. Jetzt, meine Freunde, laßt uns der Ruhe pflegen und neue Kräfte ſammeln!"

Die Männer erhoben ſich. Prusias reichte einem Jeden die Hand; auch dem finſter blickenden Krixos, der mit untergeſchlagenen Armen daſtand und bei Allem, was da verhandelt wurde, keine Silbe geredet hatte.

Die Letzten, die den Armenier verließen, waren Kleon und Cajus. Er umarmte die Beiden zärtlich. Jetzt erſt fand er die freien und warmen Töne, die er in Gegenwart der übrigen Mitverſchworenen zurückgedrängt hatte.

„Ihr Theuren!" ſprach er, „welch' eine Gnade der Götter! Ich bekenn' es euch, unſere Lage war ſchwieriger, als ihr Alle vermuthet habt. Jeden Augenblick war ich bereit, dir, mein Cajus, mit dem ganzen Reſt unſerer Mannſchaft zu Hilfe zu eilen; denn mir ſchwante nichts Gutes. Nun hat der ſchier unglaubliche Mißgriff unſerer Gegner dieſe Beſorgniß Lügen geſtraft. Wir dürfen jetzt

mehr denn je auf Zulauf aus allen benachbarten Städten rechnen. In kürzeſter Friſt werden wir der Zahl nach ein Heer beiſammen haben: und daß dieſe Schaar dann auch ihrer inneren Bedeutung nach ein Heer werde, dafür zu ſorgen ſei unſere heilige Pflicht!“

„Dein klarer Geiſt wird dieſe Arbeit vollenden,“ ſprach Kleon. „Vertraute ich nicht ſo völlig dem Manne, dem Nichts zu ſchwer wird, ſo möchte mir bange werden bei dem Gedanken dieſes gewaltigen Zulaufs. Schon die wenigen Hunderte von jetzt erheiſchen eine ſtraffe, unerbittliche Hand, und Viele beugen ſich nur widerwillig dem Banne der Ordnung und des Geſetzes. In deiner Nähe freilich — da ſenkt ſich der Blick ſelbſt der Ungeſtümſten; aber zu meinem Ohr ſind Reden gedrungen, die mich vermuthen laſſen, daß gar Manchem ein freies Räuberleben im Hochgebirg und ein fröhliches Plündern rings in der Landſchaft lieber wäre, als der ſtrenge, raſtloſe Kriegsdienſt.“

Pruſias lächelte.

„Ich könnte dich bitten,“ ſagte er, „mir die Namen zu nennen ... aber ich glaube ſolche Reden mißachten zu dürfen. Die Zahl Derer, die da einſehen, daß nur die ſtrengſte Zucht uns erretten kann, iſt ungleich größer, als die der Thoren und Schwächlinge, und auch dieſe werden gefügig, ſobald — wie heute — der gemeinſame Gegner wider uns anſtürmt. Ueberdies — je größer die Heerſchaar und je breiter die Kampflinie, um ſo weniger

wird die Stimme des Einzelnen von der Geſammtheit vernommen. Laß nur die Führer ernſt und treulich zuſammenſtehn: von Seiten der Mannſchaften droht uns keine Gefahr. Die Führer aber ſind einig, — und ſollte ſich ſpäter in dieſer Hinſicht eine Aenderung ergeben, ſo wird ein entſchloſſener Wille auch hier eine Entſcheidung herbeiführen, die vereinbar iſt mit dem Geiſte und dem Ziel unſerer Pläne.“

„Ich verſtehe dich!“ flüſterte Cajus. „Der Geſelle, auf den du zielſt, gab auch mir ſchon zu denken. Wie er jetzt eben ſchied, welch' ſeltſame Starrheit der Züge, welche Bitterniß — als wär' ihm Unrecht geſchehen! Die wenigen Tage haben ihn umgewandelt. Ich möchte ſagen, der Rauſch der Freiheit iſt ihm zu Kopf geſtiegen. — Unbegreiflich! Du begegneſt ihm ſo freundſchaftlich, ſo voll Rückſicht; du ziehſt ihn zu Rathe, ſelbſt wo es mich lachen macht . . .“

„Vergiß nicht,“ fiel Kleon ein, „daß die Beſchränktheit ſich ſchon um deswillen beleidigt fühlt, weil die Weisheit weiſe iſt. Im übrigen erſcheint mir Krixos durchaus nicht unfähig: für das Naheliegende hat er ein klares Verſtändniß; es fehlt ihm nur der freie Blick, der über das Nächſte hinausgeht. Er kennt weder Grundſätze noch Projecte, ſondern lediglich die Motive des Augenblicks. So viel iſt zweifellos, daß ſolche Menſchen, zumal wenn ſie Freunde und Anhänger beſitzen, gefährlich werden. Erwägen wir demnächſt, was ſich thun läßt!

Für jetzt: Gute Nacht! Ich bin müde, als hätt' ich den ganzen Tag Blöcke über den Abhang gerollt."

Er entfernte ſich. Voll freudigen Stolzes blickte Pruſias ihm nach.

„Er hält ſich tapfer, trotz des Kummers, der ihm die Seele bedrückt," ſagte er ſeufzend. „Gute Nacht, Cajus! Geh' auch du ſchlafen! Mich ruft die Pflicht noch hinaus."

Während Pruſias ſich ſo wie allabendlich zum letzten Rundgang bei den Verwundeten anſchickte, ſuchte Cajus Fannius in ſeltſam weichmüthiger Stimmung ſeine Lagerſtatt auf. Eben wollte er in das niedrige Zelt treten, als er einige fünfzig Schritte abſeits von der Grenze des Hauptlagers die Frieſin Brenna bemerkte, — regungslos wider einen Felsblock gelehnt. Die Umriſſe des ſchönen Hauptes zeichneten ſich deutlich wider den ſternklaren Nachthimmel ab.

Cajus Fannius blieb ſtehen. Nach kurzem Zögern ſchritt er auf die ſchweigſame Geſtalt zu.

„Brenna," forſchte er freundlich, „was thuſt du hier? Hat dich Jemand gekränkt, daß du flüchten mußt?"

Sie gab keine Antwort.

„Wie?" fuhr er fort, „in ſo leichter Gewandung, — keinen Teppich über den Schultern, keinen ſchützenden Mantel? . . . Die Nacht iſt kühl, und aus den Schluchten ſteigt der herbſtliche Nebel auf. Ich wundere mich ohne-

dies, wie du all' die Unbill des Lebens hier in der Wildniß ſo ohne Folgen verwindeſt! Brenna, ſchläfſt du, daß du nicht antworteſt?"

Er legte ihr die Hand auf die Schulter. Jetzt erſt ſchien Brenna ihn zu bemerken. Ihr Schweigen war kein Trotz, keine Verſtellung geweſen; — eine innere Starrheit lag über ihr, eine Erſchöpfung ganz eigener Art. Sie verſpürte weder das leiſe Schauern der Nachtluft, noch die ſchroffen Kanten des Blockes, wider den ihr entblößter Nacken ſich anlehnte. Erſt die Hand des Jünglings ſchreckte ſie aus ihrer Betäubung empor.

„Mein Gebieter!" murmelte ſie verwirrt. Dann faßte ſie wie taumelnd nach einem Vorſprung des Felsgeſteins.

„Dein Gebieter? Weißt du nicht, daß in dem Staate des Pruſias nur Ein Gebieter herrſchen wird: das Geſetz? Du biſt frei, Brenna, frei durch die bloße Thatſache, daß du im Lager Derer weilſt, die für die Freiheit Aller das Schwert gezogen."

Die ſchwankende Bewegung des Mädchens und der haſtige Griff nach der Zacke hatte ihn eigenthümlich berührt. Wie er jetzt näher zuſah, gewahrte er, daß Brenna kaum zwei Schritte vom Rand einer Tiefe ſtand, die, ſenkrecht abfallend, keine Vorſtufen, keine Böſchung, ſondern nur die gleichmäßige Finſterniß eines unermeßlichen Abgrunds zeigte. Es war die ſteilſte Wand der bewaldeten Kuppe. Dreihundert Fuß hoch und mehr ſtieg hier der kahle Fels

von dem Untergrunde eines ſteinbedeckten Plateau's empor, unerſteiglich ſelbſt für den gewandteſten Kletterer, ſelbſt für die Gemſe des vindeliciſchen Hochgebirgs.

Einer unwillkürlichen Regung folgend, ergriff Cajus die Frieſin, ehe ſie noch auf ſeine Rede geantwortet hatte, beim Arm und zog ſie von der gefährlichen Stelle hinweg.

„Du biſt unbeſonnen!“ ſagte er mit freundlichem Vorwurf. „Oder ahnſt du nicht, welche Gefahr dir gedroht hätte, wenn du wirklich entſchlummert wäreſt?“

„O, ich wußte es!“ verſetzte das Mädchen ſchwermüthig. „Aber ich ſchlief ja nicht. Und wenn ſelbſt . . . Es wäre kein langer Schmerz, da hinabzuſtürzen.“

„Du ſprichſt, als ob das Leben dir leid wäre. Gereut's dich, daß du dieſen Kämpfern dich angeſchloſſen? Freilich, daheim zu Capua hauſte ſich's beſſer, als hier in den zerklüfteten Höhlen!“

„O, ich bereue Nichts, mein Gebieter, Nichts! . . .“

„Du gefällſt dir darin, die Schranken, die der Aufſtand zertrümmert hat, künſtlich aufrecht zu halten. Weißt du, daß du mich ſchädigſt in den Augen unſerer Genoſſen, wenn du mich nach wie vor als Gebieter anredeſt? Mir werden ſie als unberechtigten Anſpruch auslegen, was deinerſeits nur die Macht der Gewohnheit iſt. Für dich wie für Andere bin ich fürder nur Cajus Fannius, oder, wenn du willſt, der Führer, der Freund des Befehlshabers,

nicht aber, wie ehedem, dein Herr, dem du eigen warſt. Mich dünkt, du ſollteſt jene alte Gepflogenheit um ſo leichter vergeſſen, als du den Gebieter niemals in mir kennen gelernt haſt.“

„Niemals! Niemals!“ wiederholte die Frieſin leidenſchaftlich. „Du wußteſt kaum, daß du eine Sklavin mit Namen Brenna beſaßeſt; und wenn du's wußteſt, ſo war ihr Beſitz dir ein weit geringeres Gut, als die erſte beſte deiner koſtbaren Bücherrollen. Nein, es wäre undankbar, wenn ich klagen wollte.“

Wunderſam ward es dem Jüngling bei dieſen Worten zu Muthe. War es möglich? Hatte Sextus die Wahrheit geredet? Dieſes Mädchen, dieſe blühende, blonde, ſonnige Brenna . . .?

Immer wärmer ſtrömte ihm das Blut nach dem Herzen. In der That, er hatte den Liebreiz ihrer jugendſchönen Geſtalt an ſich vorbeiſchweben ſehn, wie ein Menſch, der traumverloren in ſeinem Parke luſtwandelt und eine roſige Wolke erblickt, die durch den Abendhimmel dahinſegelt, — nicht ohne Wohlgefallen, aber doch flüchtig, wie ein Fremdes, Fernes, Luft- und Duftgewobenes. Zu ſehr hatten ihn die mannichfachen Probleme gefeſſelt, die im Garten der Wiſſenſchaft, unerſchloſſenen Kelchen vergleichbar, ſeine Pfade umwucherten; zu völlig war er aufgegangen in ſeinen Träumen und Idealen. Jetzt aber ſchien ihm jenes holdſelige Gewölk mit einemmale in ungeahntem Glanze zu leuchten. Das Gefühl, eine Leidenſchaft ent-

feſſelt zu haben, kam hinzu, dieſes zauberhafte Bewußtſein, das an ſich ſchon im Gemüthe des unverdorbenen Menſchen Empfindungen wach ruft, die der Gegenliebe nahe verwandt ſind.

Cajus Fannius ſah in der Finſterniß unter den Pinienwipfeln, ſo vollkommen ſein Auge ſich an dieſes Dunkel gewöhnt hatte, von Brenna's wunderbarer Geſtalt nur die dämmernden Umriſſe. Dennoch glaubte er, das ſchlanke Mädchen mit dem fluthenden Haar und den ſüßen meerblauen Augen habe ihm niemals ſo klar und deutlich vor der Seele geſtanden als jetzt. Noch ruhte, von dieſen Regungen gleichſam gekettet, ſeine Hand auf Brenna's Arm; da ſie jetzt eine raſche Bewegung machte, glitten ſeine Finger über die volle Rundung hinab, und mit leiſen Wonneſchauern entſann er ſich, wie oft er dieſe Arme durch das Periſtyl und den Park hatte ſchimmern ſehen; wie oft ſie, aus dem Himmelblau der Tunica üppig hervorlugend, in reizendem Spiele den Ball geſchleudert oder die ſilberne Spindel gedreht hatten . . . Mehr noch: mit der nämlichen Schnelligkeit, mit der die äußere Erſcheinung vor ſeinem Auge emporblühte, ward ihm auch ihr Inneres klar, ihr treues, hingebendes Herz, ihr Muth, ihre Standhaftigkeit um ſeinetwillen. Er wußte jetzt: nur ihm zu Liebe hatte ſie die friedliche Heimſtätte zu Capua verlaſſen; nur ihm zu Liebe theilte ſie die Entbehrungen dieſer felſigen Einöde. So manchen Zug rief er ſich in's Gedächtniß, den er im Drang der gemeinſamen Kämpfe

ſchier überſehen hatte. Er begriff nicht, wie er ſo blind geweſen gegen das Klare, und ſo taub gegen die Stimme einer beſſeren Erkenntniß.

„Brenna,“ ſagte er, den Arm zärtlich um ihren Nacken ſchlingend, „du biſt eine große Thörin! Wenn du nicht müde biſt — und du hätteſt ein Recht dazu, beſſer als mancher Andere, denn ich ſah dich den ganzen Tag über ohne Raſt — ſo folge mir in mein Zelt! Komm, ſüße Brenna! Dort erzählſt du mir, was dich grämt und verſtimmt, — oder beſſer, du läſſeſt allen Mißmuth hier an der Klippe zurück und plauderſt, wie du ſonſt zu plaudern verſtandeſt, wenn du neben Fannia weilteſt unter den Säulen des Periſtyls . . .“

Sie entzog ſich ihm. Heiß ſtrömte ihr das Blut nach dem Antlitz. Er hatte ihr verwehrt, ihn Gebieter zu nennen. Natürlich; das entſprach ja dem Grundgeſetze des Aufſtandes. Wo Sklaven die Fackel der Rebellion entzünden, da erliſcht im Bereich ihrer Botmäßigkeit das Recht des Herrn über den Hörigen. Eine wohlfeile Theorie! Wie aber ſtand es hier um die Praxis? O, ſie kannte das Weſen des Cajus Fannius zu vollſtändig, um eine Sekunde zu zweifeln, daß er ſie dennoch als Sklavin behandelte! Sie wußte: einer Dame aus edlem Geſchlecht, einer vornehmen Capuanerin, würde er niemals in dieſer unerhörten Weiſe begegnet ſein. Die Wandlung, die ſich in Cajus vollzogen hatte, war ihrem Feingefühl nicht entgangen. Mochte es Liebe ſein, was ſich in ſeinem

Innern regte, oder nur Mitleid, oder das flüchtige Auflodern einer minder edlen Empfindung, deren bloße Vorſtellung ihr Thränen der Scham und des Zornes entpreßte: ſoviel erkannte ſie, daß Cajus hier in der That als Gebieter ſprach, dem kein Zartgefühl Schranken auflegt; der da wähnt, die Sklavin müſſe den Göttern danken, wenn ſein Blick nur ſekundenlang mit Wohlbehagen auf ihrer ſchönen Geſtalt weilt. Ach, ſie fühlte ja keinen Stolz! Gern als die niedrigſte ſeiner Sklavinnen wäre ſie ihm zeitlebens gefolgt! Aber daß er nun ſelber ſo wenig dieſe Empfindungen ehrte — das Herz krampfte ihr zuſammen bei dieſer Wahrnehmung.

Wie? Ihren Nacken umſpannend, als habe er ein Recht zur Vertraulichkeit, lud er ſie zu dieſer nächtlichen Stunde, da Alles entſchlummert war, in ſein Zelt? Sie ſollte ihm ein holder Zeitvertreib ſein in dieſer traurigen Finſterniß?

Mit ſiedendem Peingefühl gedachte ſie der unwürdigen Rolle, die ehedem zwei junge Sklavinnen des Vibius Paccianus geſpielt, — in jener Höhle nämlich am Strande Hiſpaniens, wo Marcus Licinius Craſſus als Jüngling in ähnlicher Weiſe gehauſt hatte, wie jetzt Cajus in den Bergſchluchten des Veſuvius. Fannia, die in ſolchen Dingen kein Blatt vor den Mund nahm, hatte ihr die Geſchichte erzählt. Acht Monate lang war der flüchtige Craſſus von Vibius Paccianus in dieſer Höhle verſteckt gehalten und mit Speiſe und Trank verſorgt

worden. Eines Tages aber erſchien der Verwalter mit zwei ſchönen Sklavinnen, zeigte ihnen den Weg, der in die Höhle hinaufführte, und befahl ihnen, dem Craſſus zu ſagen, ſie ſuchten hier „ihren Herrn“ . . . Dieſe Wendung ſollte ein geiſtreicher Scherz ſein, den Craſſus ohne weiteres begriff. Er behielt die Sklavinnen da, und während der ganzen Zeit ſeines Aufenthalts . . .

Brenna ſchauderte. War das die Freiheit, wie ſie Cajus erkämpfen wollte? Hatte ſie um deswillen mit dem glühendſten Eifer die Pflichten der Botin und der Warnerin übernommen, um hier ſo elend, ſo jammervoll zu Grunde zu gehen? O, ſie fühlte jetzt mit unwiderſprechlicher Klarheit, was ſie im erſten Taumel der Siegesfreude vergeſſen hatte: daß dennoch, trotz aller Sympathieen des Cajus Fannius für die Sache der Unterdrückten, eine Kluft gähne zwiſchen ihr und dem vornehmen Osker, die durch keine Macht der Erde zu überbrücken ſei. Der Makel der Unfreiheit war nicht auszulöſchen; die Kettenringe konnten zerbrochen werden: aber auch nach der Befreiung blieben die entehrenden Male zurück, und nie, nie würde der Jüngling, den ihre Seele vergötterte, etwas Anderes in ihr erblicken, als die ſchmachbedeckte Leibeigene. Daß auch ihre Ahnen vor Zeiten frei geweſen, daß ihr Herz in guten Stunden höher geſchlagen, wenn ſie dieſer Ahnen gedachte, das erloſch ihr in dieſem verzweiflungsvollen Momente.

Als Cajus Fannius, durch ihr Sträuben noch mehr

in Flammen geſetzt, den Verſuch machte, ſie mit ſanfter Gewalt fortzuführen, riß ſie ſich ſtürmiſch los und rannte, wie von hellem Wahnſinn ergriffen, gegen den Abgrund, willens, ſich kopfüber in die Tiefe zu ſtürzen.

Cajus Fannius jedoch, als habe er dieſe Wendung vorgeahnt, war ihr dicht auf den Ferſen und ergriff ſie noch im letzten Augenblicke mit ſtarker Hand über dem Gürtel.

„Was willſt du?“ fragte ſie mit tonloſer Stimme. „So weit erſtreckt ſich nicht eure Botmäßigkeit. Der Tod iſt die Grenze, und nur dieſſeits giebt es Tyrannen. Laß mich los! Du verzögerſt nur, was du nicht hindern kannſt.“

„Mädchen! Und ſollte ich dich halten müſſen, bis der Tag graut, ich weiche nicht, ehe du mir den Schwur geleiſtet, daß du abſtehſt von dieſem verwerflichen Irrwahn!“

Seine Hand ſtraffte ſich; ſein Herz pochte heftig. Erſt jetzt empfand er die volle Wirkung des Schreckens.

„Weißt du, Brenna,“ fuhr er nach einer Pauſe fort, da ſie trotzig zu Boden ſtarrte, „weißt du, daß es ein Frevel gegen die Götter iſt, ein blühendes Leben ſo leichtfertig der Vernichtung zu überantworten? Wie? All' der Liebreiz, all' das freundliche Weſen, das dich mir und den Meinen ſo überaus theuer macht, ſollte hier zerſchellt am Grunde liegen und modern, nur weil irgend ein aufgeregter Gedanke, ein Wahnwitz, den die nächſte Minute

ſchon ausgetilgt hätte, durch dein Gehirn zuckt? Ja, begreif' ich denn überhaupt, was dich zu dieſer gräßlichen That angeſpornt?"

„Nein, Herr," verſetzte ſie bitter, „du begreifſt es nicht. Erwäg' ich's recht, ſo war's eine Thorheit. Ich hätte jauchzen ſollen und jubeln . . . Laß mich nur, mein Gebieter, du ſiehſt ja, ich bekenne mein Unrecht. Ganz ſtill, ganz vernünftig will ich mein Lager aufſuchen . . ."

„Schwöre mir, Brenna . . ."

„Was, Herr? Daß ich entſchlummern werde? Sobald ich kann. Daß ich nicht zurückkehren werde an den Rand dieſer Tiefe? Ich ſagte dir ſchon, ich habe meine Thorheit bereut. Im Grunde, was kann's dich kränken? Stürzte ich ſelbſt hinab von der Felswand, ſo verlörſt du ja kein Beſitzthum; denn du ſelber behaupteſt, der Aufſtand habe mich frei gemacht . . . Und freundliche Mädchen, die mit Freuden dich in dein Zelt begleiten und dir die Langeweile verkürzen, die findeſt du tauſendfach, ſowie ihr erſt den Krieg in die Ebene verlegt habt. Laß mich, Herr! Du ſiehſt, ich gehorche ſchon."

Sie wandte ſich in der That von der gefährlichen Stelle hinweg. Er ließ ihren Gürtel los und ergriff ihre beiden Hände.

„Brenna," ſagte er bittend, „ich weiß jetzt, was dir die ſtolze, reine Seele verwundet hat . . ."

Sie zuckte die Achſeln.

„Gewiß, Brenna, meine Rede war unbeſonnen; aber ſo wahr die Unſterblichen . . .“

„Nicht weiter!“ fiel ſie ihm raſch in's Wort. „Gilt dir meine Bitte nur noch ein Weniges, ſo geh' jetzt, Herr, und laß mich allein!“

„Kann ich denn?“ ſeufzte Cajus verzweifelt. „Wer bürgt mir dafür, daß du nicht dennoch dein gräßliches Vorhaben ausführſt, und wär' es nur, um mir den Stachel einer ewigen Qual in das Herz zu bohren? Ach, Brenna, dieſe Stunde erſt hat mir die Augen geöffnet. Ich war mit Blindheit geſchlagen: ſoll ich das Licht meines Lebens nun endlich erblickt haben, um es gleich darauf in ewige Finſterniß verlöſchen zu ſehen?“

Das Alles klang ſo warm und ſo tief, daß es der Frieſin trotz ihrer wilden Erregung das Herz mit heimlicher Wonne durchrieſelte. Sie ſchwieg eine lange Zeit. Endlich ſagte ſie mit ſanfter Gefügigkeit:

„Gut! Ich erkenne dankbar deine Sorge und dein gütiges Wohlwollen. Ich ſchwöre dir beim allmächtigen Jupiter, daß ich nichts Gewaltſames unternehmen werde. Dir will ich gehorchen, wie in allen Stücken, ſo auch in dieſem.“

Scheu wie ein Reh, das an der ſchlummernden Meute vorbeihuſcht, eilte ſie durch das Gehölz, wo die Kelten und Thraker ſchnarchend unter den Mänteln lagen. Auch für Brenna hatte man, wie für die Anführer, aus Wolltüchern und Teppichen ein Zelt hergerichtet, vor deſſen Eingang

auf Befehl des Armeniers je zwei der zuverläſſigſten Leute mit dreiſtündiger Ablöſung Wache hielten. Es war dies nicht nur ein Zoll der Dankbarkeit gegen die Retterin, nicht nur eine Belohnung für die Pflegerin der Verwundeten, ſondern auch eine wohlverſtandene Rückſicht auf das einzige weibliche Weſen innerhalb der Schaar dieſer ungefügen Geſellen.

Nachdem die leiſen Tritte Brenna's verhallt waren, wandte ſich auch Cajus Fannius zum Gehen. In ſeinem Herzen wallte und wogte es wie von ſchwellenden Frühlingsfluthen. Im leiſen Rauſchen der Pinien glaubte er Brenna's Stimme zu hören. Noch verſpürte er den weichen Druck ihres Nackens, um den ſein Arm ſich gelegt hatte . . . Und weiter ſpann ſich der Faden ſeiner glühenden Phantaſie. Die ſonnenhaarige Frieſin war nicht ſchroff geweſen und kalt: ſie war ihm nachgefolgt in das Zelt, wo auf dem Fußteppich noch die kleine Lampe aus etruriſchem Thon brannte. Wunderherrlich wie eine Göttin erſchien die marmorweiße Geſtalt in dieſer röthlich-ungewiſſen Beleuchtung . . . Und ſie hatte die beiden vollen Arme zärtlich um ſeinen Hals geſchlungen und ihre Lippen wild auf die ſeinigen gepreßt, ſo verzehrend und doch dabei ſo himmliſch berückend, ſo wonneſchauernd . . . Cajus Fannius ſtrich ſich mit der Hand über die Stirne. Es war, als ob er mit offenen Augen geträumt hätte, klar und greifbar wie eine Viſion . . .

Da ſchreckte ihn der gedämpfte Ton rauher, flüſternder

Stimmen aus ſeiner Betäubung auf. Er ſah ſich um in der ſchwarzen Dämmerung. Das matte Licht des ſternüberſäten Himmels, das von rechts durch eine Lücke des windbrüchigen Gehölzes fiel und einen hochaufragenden Pinienſtumpf mit zwei gabelförmigen Aeſten umflimmerte, orientirte ihn: zu ſeiner Linken befand ſich das Zelt des Krixos.

Cajus Fannius entſann ſich der eigenthümlich gepreßten Stimmung, mit der ſich Krixos heute Abend von dem Armenier verabſchiedet. Ohne zu wiſſen weshalb, hatte er ſofort das Gefühl, als müſſe dieſes verſpätete Zwiegeſpräch mit jener Stimmung zuſammenhängen. Gleichwohl gedachte er weiter zu ſchreiten, da er ſich in der Rolle des Lauſchers wenig behagte, als der Name Pruſias, von der gedämpfteren der beiden Stimmen genannt, an ſein Ohr ſchlug, und ihn faſt wider Willen zum Bleiben zwang.

Es war Krixos, der eben redete.

„Das hat er von Pruſias gelernt," ſagte er grimmig. „In Allem ſucht er ihm nachzueifern. Er hat Herrſchergelüſte, dieſer Spartacus, — das bemerk' ich ſeit lange. Aber laß dich's nicht weiter anfechten, wackerer Chiron! Einſtweilen heißt's gute Miene gemacht! Sind wir erſt draußen im freien Felde, — und ich hoffe, nicht allzulange wird's dauern, — dann fange ich einen flotteren Tanz an, beim Herkules! Hol' der Geier dieſes engherzige Klauben und Schrauben! Nicht anders treiben ſie's, als hockten wir noch in der Caſerne zu Capua!"

„Ja, ja, du magſt Recht haben!“ verſetzte die rauhere Stimme. „Der Armenier iſt's, der ihm dieſe Narrensposſen beigebracht hat. Ich geſtehe dir, Krixos, mir gefällt's nicht, daß ein Mann von ſo vornehmer Art uns befehligen ſoll. An unſere Spitze gehört ein Gladiator. Da paßte mir noch beſſer der Spartacus.“

„Ich kann dir nicht widerſprechen,“ flüſterte Krixos. „Niemand weiß hier im Lager, wie er mit dieſem Magier daran iſt. Es ſteht ja richtig, wir verdanken ihm viel, und ſeine Talente ſind großartig. — Dann aber hat er wiederum eine Art . . . Beim Caſtor, ich glaube, er iſt eiferſüchtig auf Jeden, der ihm nicht ohne weiteres zu Füßen liegt! Deshalb bevorzugt er auch den Spartacus. Heute wieder hab' ich's erfahren . . . Welch' erbärmliche Rolle hat er mir zugetheilt! Während der Thraker auf den ſchönſten Poſten geſtellt wurde, wo er ſozuſagen im Schlafe den Sieg erfocht, mußte ich, ohne die Hand zu rühren, im Zelte hocken, angeblicher Berathungen halber. Zu Anfang hat mir's geſchmeichelt, denn ich war dumm genug, mir einzubilden . . . Nachträglich aber kam die Verſtimmung. Pruſias freilich mit all' ſeinem Firlefanz, der verſteht's, Ruhm und Einfluß zu ernten, ſelbſt wenn er müßig auf ſeinem Teppich kauert. Ich dagegen bedarf des Handelns, wenn ich nicht mein Anſehen über Nacht völlig verlieren ſoll. Ich hab's ja heute erlebt; nach erfolgter Entſcheidung hat ſich keine Seele um mich bekümmert. Ueberhaupt, ich ſagte dir ſchon, dieſe wohlgeplanten

Vertheidigungen mit all' ihren ſogenannten ſtrategiſchen Kunſtkniffen ſind meine Sache nicht. Ich hab' mir's anders gedacht, als mir die Rolle eines Hauptmannes zuerkannt wurde. Draußen in der Ebene friſch und fröhlich zu wirthſchaften und die Berge nur als nächtlichen Schlupfwinkel zu betrachten, das geziemt ſich für Unſereinen, der lange genug unter dem Drucke des ewigen Müſſens geſchmachtet hat."

„Recht ſo!" verſetzte Chiron. „Die lukaniſchen Räuber, das ſind Kerle! Die wiſſen, wie man den feiſten Bürgern das Leben ſauer macht! Wir aber — die Peſt über ſolche Knechtſchaft!"

„Nicht ſo laut, Chiron! Geh' ſchlafen, und vergiß deinen Aerger! Auch unſere Stunde wird kommen! Sorge nur, daß deine Wünſche und Anſichten Boden gewinnen! Ich bearbeite indeß von Grund aus meine trefflichen Mannſchaften! Lieber trennen wir uns von dieſen Puppen des Pruſias, als daß wir gutwillig mittanzen."

Ein Rauſchen des Vorhangs, ein leiſe knackender Tritt auf den dürren Pinienmadeln — dann Alles ſtill.

Cajus Fannius ſtand wie gelähmt. Das alſo war der Dank für die unermeßlichen Opfer des Magiers! Das war der Dank auch für ihn, der gemächlich daheimbleiben und ſein junges Leben im Schooß einer glücklichen Familie genießen konnte! Die Freiheit erſtrebten ſie, dieſe elenden Knechte, aber nicht die Freiheit des pflichttreuen Bürgers, ſondern die des ſchrankenloſen Verbrechers! Ja,

es war eine Fügung der Götter, daß er dieſe verrätheriſchen Stimmen belauſcht hatte. So verblendet und ſo niedrig an Geiſt und Herz hatte ſich der ſcharfſichtige Menſchenkenner Pruſias dieſen Krixos nicht vorgeſtellt! Cajus ſchwur ſich, ein waches Auge zu haben über dem Treiben dieſer gefährlichen Menſchen, zunächſt aber dem theuren Meiſter Nichts mitzutheilen von dem nächtlichen Vorfall. Es widerſtrebte ihm, gerade jetzt, da Pruſias ſo voll der leuchtendſten Hoffnungen war, ihm Dinge in's Ohr zu raunen, die ſeine Zuverſicht lähmen konnten.

Er ſuchte ſein Lager auf. Erſt ſpät jedoch, als der Oſthimmel ſich leiſe zu röthen begann, fand er den Schlaf. Bängliche Gedanken aller Art durchkreuzten ſein aufgeregtes Gehirn bis zur Erſchöpfung.

. . . . . .

Zu Anfang der zweiten Tagesſtunde ward Cajus Fannius durch wildes Lärmen geweckt. Es war eine Schaar von Sklaven, die auf die Nachricht von der geſtrigen Niederlage der Truppen aus Pompeji entflohen waren und ſich den Aufſtändiſchen jetzt zugeſellten.

Dieſe Pompejaner bildeten gleichſam den Vortrab eines Zuzugs, der nicht enden zu wollen ſchien. Hunderte und aber Hunderte drangen von allen Seiten in's Lager der Inſurrection, und fanden freudige und begeiſterte Aufnahme.

Gegen Mittag hörten dieſe Zuzüge auf. Neue Truppen waren von Capua her eingetroffen. Nahezu ſechstauſend

Mann ſtark hatte Clodius Pulcher den Berg umzingelt, um die Rebellen vom flachen Land abzuſchließen und auszuhungern.

Nun hielt Pruſias den Augenblick für gekommen, mit der Geſammtheit ſeiner Streitkräfte den Durchbruch in die Ebene zu wagen.

An der kantigen Felswand hinabkletternd, die Cajus Fannius mit ſeinen Speerträgern geſtern hatte vertheidigen ſollen, warfen ſich die Aufſtändiſchen plötzlich mit unerwarteter Machtentfaltung gerade auf den ſchwächſten Punkt der Umzingelung.

So vollzog ſich denn jenes ewig denkwürdige Ereigniß, das die Truppenmacht des Clodius Pulcher nach allen Winden zerſtreute. Die im Südoſten aufgeſtellte Cohorte ward vollſtändig aufgerieben. Wie ein Ungewitter waren die Rebellen aus den Schluchten hervorgebrochen; Schrecken und Entſetzen verbreitend drangen ſie nun ſüdweſtwärts in der Richtung von Oplontiä vor und ſchmetterten auch hier Alles zu Boden, was ſich ihnen entgegenſtellte. Vergeblich ſuchte Clodius Pulcher von Herculanum aus den Geſchlagenen Hilfe zu leiſten. Mit Waffen überreichlich verſehen — denn die fliehenden Krieger hatten die ihrigen weggeworfen — drang die Schaar der Aufſtändiſchen immer unwiderſtehlicher vor, jetzt ſogar die Richtung nach Norden einſchlagend, um den Feind aufzuſuchen und ihm die Fehde zu bieten.

Mit Beginn der zweiten Vigilie war der Sieg der

Insurrection ein vollständiger. An der Spitze seiner Mannschaften bezog der Armenier das eroberte römische Lager. Im Feldherrnzelte des Clodius Pulcher verbrachte er die erste Nacht in der Ebene.

Clodius selber entging nur mit knapper Noth der Gefangenschaft.

Was sich da hinter den Pfählen der Legionen verschanzte, neue Gräben aufwarf und sich anschickte, jedem künftigen Angriff unerschrocken die Stirn zu bieten, das war kein Häuflein mehr schlecht bewehrter Arbeitssklaven und Gladiatoren, sondern ein Heer, wohl ausgerüstet mit Allem, was hoffnungsfrohe Eroberer benöthigen . . .

Ende des zweiten Bandes.

Anmerkungen zum zweiten Bande.

S. 3. Weihetafel. Die sogenannten „tabulae votivae“ waren im altclassischen Italien nicht minder gewöhnlich als heutzutage im katholischen. Sie repräsentirten theils die Erfüllung eines Gelübdes, theils den Dank für die erlangte Rettung, Genesung ꝛc. Die symbolischen Ketten, die Afer hier auf die Tafel gemalt hat, entsprechen dem allgemeinen Brauche, diejenigen Dinge, auf die das Gelübde oder die Danksagung sich bezog, bildlich darzustellen; so namentlich erkrankte Gliedmaßen. — Schiffbrüchige weihten Gemälde der erlittenen Katastrophe ꝛc.

Der Weg nach dem Dianatempel des Berges Tifata. Der Dianatempel auf dem Berge Tifata hatte sich der besonderen Gunst des Sulla erfreut, der dem Heiligthume den gesammten Bezirk um den Berg zum Geschenk machte.

S. 7. Freilich, sie ist die Göttin der Plebejer und Sklaven. Der Cultus der Diana war durch latinische Plebejer nach Rom gebracht worden; daher galt sie vorzugsweise als Schutzgöttin der Plebejer und zugleich der Sklaven. Servius Tullius, der Freund des niederen Volks, hatte ihr auf dem aventinischen Hügel, dem Hauptsitz der Plebs, einen Tempel erbaut. (Diana Aventina.)

Mit dem rechten Fuße die erste Stufe betretend. Das war Vorschrift.

Die überdeckte Cella, wo das thönerne Standbild roth bemalt hinter dem dreieckigen Altare stand.

Die Cella (*ναός*, *δόμος*, cella), das Allerheiligste mit dem Standbild der Gottheit, war in der Regel flach bedeckt; nur bei den sogenannten Hypäthraltempeln (*ὕπαιθρος* = unter freiem Himmel) fehlte die Ueberdachung. — Die Standbilder waren erst später aus Erz, Eisen, Marmor oder andern edleren Stoffen: das ursprüngliche, alt-hergebrachte Material war der Thon. Auch der rothe Anstrich, so wenig er mit unseren landläufigen Vorstellungen vom Geschmack der Antike vereinbar scheint, war in der älteren Zeit durchaus üblich; roth angestrichen war z. B. die Statue des Jupiter im capitolinischen Tempel zu Rom. — Der Altar (ara), mit allerlei Zierrathen und Reliefschilderungen versehen, war in der Regel rund oder viereckig. Doch auch die dreieckige Form war nicht ungewöhnlich.

S. 30. Der Phosphoros, *Φωσφόρος*, ist eine buchstäbliche Uebersetzung des lateinischen Lucifer = Lichtbringer. So nannte man den Stern Venus als Morgenstern (Hom. Il. XXIII, 226. Virg. Georg. I, 288). Auch war Phosphoros ein Beiname der fackeltragenden Gottheiten Artemis, Eos, Hekate u. s. w.

Zwischen den mächtigen Bücherkästen. Kostbare Bücher verwahrte man in verschlossenen Kästen.

S. 34. Das nächste Standquartier der Calonen. Die öffentlichen Sänftenträger (calones) hatten in den Großstädten ihre bestimmten Standplätze, wie bei uns die Droschken.

S. 42. Beim Standbild einer Pomona. Die römische Göttin der Baumfrüchte, Pomona, ward als Gemahlin des Herbstgottes Vertumnus und als Geliebte der Feldgottheiten Picus, Priapus, Silvanus u. a. gedacht. Ihr Bildniß bot sich als naturgemäßer Schmuck der Gärten und Landhäuser. Man stellte sie mit Baumfrüchten dar. Ihr Cultus war ein uralter. In Rom besaß sie einen eigenen Priester den Flamen Pomonalis.

S. 48. Hornlaterne. Laternen mit Scheiben von sehr dünnen, durchsichtigen Hornplatten waren gewöhnlich. Doch verwendete

man auch ölgetränktes Papier oder Marienglas (lapis specularis).

Krixos. Vergl. App. B. C. I, 116. Was wir hier und ſpäterhin über die Antecedentien des Krixos berichten, iſt durch keine Stelle der alten Autoren belegt; die geſammte Charakterzeichnung des Mannes und der weſentliche Verlauf ſeines Schickſals ruht dagegen auf geſchichtlicher Ueberlieferung.

S. 54. Des Mauritaniers. Mauritania hieß der weſtlichſte Theil der afrikaniſchen Nordküſte (Fez, Marokko und das weſtliche Algerien). Unter dem Kaiſer Claudius ward es römiſche Provinz.

S. 57. Dann ſollte er den Tod am Kreuze erleiden. Die Kreuzesſtrafe (crux) war die härteſte und entehrendſte, und wurde anfänglich nur bei Sklaven, ſpäter auch bei Ausländern und Perſonen von untergeordneter bürgerlicher Stellung vollſtreckt. Die crux war die Normalſtrafe für die Verbrechen des Aufruhrs, des Hochverraths, des Mordes, der Seeräuberei und des Straßenraubes.

S. 59. Jentaculum. Der erſte Imbiß nach dem Aufſtehen hieß jentaculum. Er beſtand zu Zeiten der Republik (bei den ärmeren Volksklaſſen auch ſpäterhin) vorwiegend aus Speltbrei (puls). Zur Zeit unſerer Geſchichte begann bereits der unter den Kaiſern übliche Luxus um ſich zu greifen.

S. 61. Melde dich zunächſt bei Dinomaos, dem dritten Aufſeher. Vergl. App. B. C. I, 116. Von Dinomaos gilt das Gleiche, was wir in der Anmerkung zu S. 48 von Krixos geſagt haben.

S. 62. Eine Schale mit ſchneegekühlter Milch. In den wohlhabenden Familien wurden die Getränke ꝛc. während der wärmeren Jahreszeit durch Schnee oder Eis abgekühlt. Vergl. Mart. Ep. XII, 17. (— „Cäcuber, mit Schneewaſſer gekühlt" —) XIV, 103, 104 ꝛc.

S. 62. Das kleine Asbesttüchlein, das sie im Gürtel trug. Man führte Servietten aus Leinwand oder Asbestgewebe bei sich, wie heutzutage die Taschentücher.

S. 66. Ein Stationenverzeichniß. Nach Art unserer Rheinfahrtkarten hatte man im Alterthum bildliche Darstellungen einzelner Routen mit Angabe der Stationen und wohl auch mit Beifügung solcher Erläuterungen, die für den Reisenden von Interesse waren.

S. 67. Wie im Brettspiel. Der sogenannte „ludus latrunculorum" war etwa ein Mittelding zwischen unserem Damenbrett und Schach.

S. 68. BRENNA . MEA . DULCISSIMA. Die „großen" Buchstaben (Majuskeln) waren die ursprünglichen und in der älteren Zeit allein üblichen.

S. 76. Acerrä, jetzt Acerra, Stadt am Glanis, westlich von Nola, von Hannibal zerstört, nach einiger Zeit wieder aufgebaut. Nicht zu verwechseln mit der gleichnamigen Stadt der Insubrer, jetzt Gera am Ufer der Adda.

S. 89. Marius in Minturnä. Vergl. Plut. Mar. XXXVII ff. Vell. Pat. II, 19. Cic. Fin. II, 32. — Minturnä, Stadt in Latium, an der Grenze Campaniens, zu beiden Seiten des Flusses Liris (des heutigen Garigliano). Die Ruinen der Stadt befinden sich bei dem jetzigen Städtchen Trajetta. In den ausgedehnten Sümpfen der nächsten Umgebung verbarg sich Marius einige Tage lang, nachdem er vergeblich versucht hatte, das Heer des Sulla für sich zu gewinnen. Er mußte flüchten. So fand er bei einem Fischer in den minturnäischen Sümpfen eine kurze Zuflucht. Dann entdeckte man ihn, brachte ihn nach der Stadt und verurtheilte ihn zum Tode. Niemand fand sich, der ihn hinrichten wollte. Da erhielt ein cimbrischer Sklave — (nach Andern ein Gallier) — den Befehl, das Verdict auszuführen. Bei dem Herannahen seines Henkers rief der greise Held mit Donnerstimme: „Du wagst es, den Marius

zu morden?" — worauf der Sklave mit den Worten: „Ich kann den Marius nicht tödten!" aus dem Gefängniß stürzte. Schließlich wurde die Bürgerschaft von Scham erfüllt, minder großherzig zu fühlen, als dieser Sklave. Man entließ den Verhafteten.

S. 90. Der Tod des Theagenes. Vergl. Friedländer, Sittengeschichte, II, 268 ff.

S. 93. Der heutige Tag, der dritte vor den Iden des Monats October, war Quintilia's Geburtstag. Iden (Idus) hieß die Mitte des Monats (von dem etruskischen iduare [div-idere] theilen; im März, Mai, Juli und October der 15., sonst der 13. Tag.) Der Geburtstag (dies natalis, sacra natalicia) ward von jeher festlich begangen.

S. 97. Wie ein glückseliges Kind, dem die Wärterin eine Puppe geschenkt hat. Die Puppen (griech. *κόραι*) fehlten dem classischen Alterthume ebensowenig wie die Rasseln und Klappern (crepundia, von crepare, knarren, griech. *πλαταγαί*).

S. 101. Neueste südhispanische Weise. Das heutige Andalusien war die Hauptbezugsquelle der Tänzerinnen („Gaditanae") und der Tanzmelodien.

S. 102. Meth (mulsum, scil. vinum), aus Most und Honig bereitet, allbeliebtes Getränk, besonders beim Prandium üblich.

S. 103. Diesen Sorakte. — Sorakte hieß der bekannte fünfgipfelige Berg nördlich von Rom.

S. 106. Man glaubte sich im Hain der Nymphe Egeria. Egeria oder Aegeria (*Ἡγερία, Αἰγερία*) hieß die Quellnymphe, deren Rathschläge der König Numa Pompilius einholte. (Vergl. Liv. I, 19.) Die Zusammenkünfte des halbmythischen Königs mit der schönen Prophetin fanden in einem unweit des capenischen Thores belegenen Haine statt. Dieser Egeria-Hain ist

nicht zu verwechſeln mit dem Egeria-Hain von Aricia (Vergl. die Anmerkung zu Bd. II, S. 6.). Den Hain von Aricia ſoll Egeria nach dem Tode Numa's aufgeſucht haben und dort vor Trauer über den Verluſt des Geliebten in eine Quelle verwandelt worden ſein. Vergl. Ov. Met. XV, 485.

S. 114. Die Gladiatorencaſerne des Lentulus. Vergl. Plut. Crass. VIII. — Von der Einrichtung einer altrömiſchen Gladiatorencaſerne giebt das kleine aber wohl erhaltene Exemplar, das man in Pompeji ausgegraben, einen anſchaulichen Begriff. Dieſe pompejaniſche Caſerne war für 122 Fechter eingerichtet.

Neulinge, die ſogenannten tirones, die ſich bei dem Fechtmeiſter (lanista) einüben mußten, ehe ſie öffentlich auftraten. Hatte der tiro ſein erſtes Debut glücklich hinter ſich, ſo erhielt er eine ſogenannte tessera gladiatoria, eine Marke mit der Aufſchrift: SP. oder SPECT. oder SPECTAT. (spectatus = aufgetreten, vom Publicum geſehen). Solche Marken hat man in großer Zahl ausgegraben.

Rappier, lat. rudis. Hiermit kämpften die tirones erſt gegen den Pflock, dann paarweiſe. Rudis war übrigens auch der Name des Stabes, der beſonders tapferen Gladiatoren als Zeichen ihrer Befreiung verliehen wurde. Dieſe Befreiten hießen alsdann rudiarii; ihre bisherigen Waffen hingen ſie als Weihgeſchenke im Tempel des Herkules auf. (Vergl. Hor. Ep. I, 1, 2 ff.) Solche rudiarii ließen ſich zuweilen gegen Bezahlung wiederum engagiren. Der Contract, durch welchen dieſes geſchah, hieß auctoramentum, ebenſo die Summe, welche der Vertrag ausbedang. (Vergl. Suet. Tib. VII.)

Was die mannigfachen Gattungen des Arena-Kampfes an Spießen, Schwertern, Schilden, Netzen, Dreizacken und ſonſtigen Geräthſchaften erheiſchen. Die Arten des Arena-Kampfes waren ſehr zahlreich. In der Regel kämpften zwei Gegner von verſchiedener Bewaffnung mit einander. So gehörte zum retiarius (dem Netzkämpfer) der secutor (Verfolger). Der retiarius trug ein Netz, das er dem secutor über den Kopf zu werfen bemüht war, und einen

Dreizack (fuscina), mit welchem er den Gegner, sobald derselbe umstrickt war, abschlachten mußte. Verfehlte der retiarius seinen Netzwurf, so mußte er fliehen, und der mit Helm, Schild und Schwert Bewaffnete verfolgte ihn (daher der Name secutor). Gewöhnlich siegte bei diesem Kampf der retiarius. — Dann gab es die sogenannten murmillones (von der auf dem Helm angebrachten Figur eines Fisches, μορμύλος), die auf gallische Weise mit Helm, Schild und Schwert bewaffnet waren, und meistens mit einem Thraex (so geheißen nach seiner thrakischen Bewaffnung, die sich von der gallischen vornehmlich durch das kürzere, dolchähnliche Schwert — sica — unterschied) kämpfen mußten. — Als sehr complet bewaffnete Gladiatoren werden die „samnites" genannt. — Die vorgenannten Gladiatoren gehörten sämmtlich in die Classe der ordentlichen (ordinarii), die nicht mit Ihresgleichen, sondern mit Leuten andrer Bewaffnung zu kämpfen pflegten. Hiervon unterscheiden sich die mit Gegnern von gleichartiger Bewaffnung Kämpfenden, z. B. die essedarii, die, jeder auf einem zweispännigen Wagen (essedum), wider einander ansprengten; die andabatae, Gladiatoren zu Pferde, die, ohne zu sehen (der ganze Kopf war mit einem Helme bedeckt), den Speer (spiculum) einsetzend wider einander losstürmten ꝛc. Von großer Bedeutung für unsere Kenntniß des altrömischen Gladiatorenwesens sind die Abbildungen verschiedener Kampfscenen auf einem zu Nennig ausgegrabenen Mosaikboden, sowie ein pompejanisches Relief ähnlicher Art.

S. 115. Das kreisförmige Luftloch. Die cubicula hatten vielfach keine andere Oeffnung für Licht und Luft als die Thüre.

S. 116. Posticum (die Hinterthüre) hieß das Pförtchen an der Rückseite des Cavädiums oder Peristyls.

S. 117. Sakaraklúm Herecleís. Der Cultus des Herkules (gr. Ἡρακλῆς) war auch in oskischen Ländern ein uralter. Die oskischen Worte „Sakaraklúm Herecleís" finden sich in dem uns erhaltenen Staatsvertrage zwischen Abella und

Nola. Dieser Vertrag, von welchem uns das abellanische Exemplar überkommen ist, betrifft nämlich einen Herkulestempel („Sakaraklúm Herecleís") und enthält (Zeile 11—21) die Hauptbestimmung, der auf der Grenze zwischen den beiden Städten gelegene Tempel solle nebst Tempelgebiet und Ertrag gemeinschaftlich sein. — Dieser Tempel war, wie aus dem weiteren Inhalt des Documentes erhärtet, überdies eine Art von gemeinsamer Schatzkammer, wo jede Partei deponiren konnte, was ihr gut schien; eröffnet werden konnte der Schatz nur im Einverständnisse beider Parteien. — Für den oskischen Herkules-Cultus zeugt übrigens auch der Name der oskischen Stadt Herculanum.

S. 121. Taburnus, Berg auf der Grenze von Campanien und Samnium, nördlich von Nola, jetzt Rocca Rainola oder Monte Taburno.

S. 123. Jolkos Der griechische Name Jolkos (*Ἰωλκός*) ist uns von den alten Schriftstellern nur als der einer Stadt überliefert (Geburtsort des Jason). Da es sich hier indeß nicht um die mustergültige hellenische Schriftsprache handelt, sondern um die Mundart der pontischen Bergländer, so erscheint die Licenz, eine erfundene Person mit diesem Namen zu nennen, nicht gerade waghalsig. Die Identität geographischer Bezeichnungen mit Personennamen findet sich auch anderwärts häufig genug. So heißt, um gerade bei Pontus zu bleiben, der auf dem Antitauros entspringende Fluß Iris (*Ἶρις*), also genau so, wie die Tochter des Thaumas und der Elektra, die bekannte Götterbotin und Personification des Regenbogens; der gleichfalls in Kleinasien strömende Fluß Parthenios deckt sich im Namen mit dem Parthenios, dem Sohne des Heraklides und der Endora, der im mithridatischen Kriege gefangen nach Rom geschleppt wurde und eine Reihe von Liebesgeschichten verfaßt hat, die wir unter dem Namen *Ἐρωτικά* noch heute besitzen; mit dem Namen des Grammatikers Parthenios, der die Schrift „*περὶ τῶν παρὰ τοῖς ποιηταῖς λέξεων ζητούμενα*" edirte; und mit dem des Oberkämmerers des Kaisers Domi-

tianus. Ferner kehrt der Name der Stadt Paphos wieder als Name des Sohnes, den Pygmalion mit ſeiner von Aphrodite beſeelten Statue zeugte. Vergl. die Anm. zu Bd. II, S. 226.

S. 124. Heniochiſche Seeräuber. Die Heniochen waren ein Volk an der Nordküſte des Pontus Eurinus (des ſchwarzen Meeres) im aſiatiſchen Sarmatien, zur Zeit des Mithridates von vier Königen beherrſcht. Vergl. Vell. Pat. II, 40. Tac. Ann. II, 68.

Paphlagonien, kleinaſiatiſche Landſchaft im Oſten Bithyniens.

Mein Vater, Päonius mit Namen. Dieſe Antecedentien des Spartacus ſind zum größten Theile fingirt; insbeſondere auch der Name des Vaters. Plutarch (Crass. VIII) berichtet über die Herkunft und Perſönlichkeit des Spartacus nur das hier Folgende: „Spartacus war ein Mann, der nicht nur einen muthigen Geiſt und hervorragende Stärke des Körpers beſaß, ſondern auch vermöge ſeiner Klugheit und ſeines milden Charakters ein beſſeres Schickſal verdiente, und mehr griechiſche Bildung hatte, als man in dem Abkömmlinge thrakiſcher Nomaden vorausgeſetzt hätte.“ Andern zufolge wäre Spartacus der Abkömmling eines alten Königsgeſchlechts geweſen. Unſere Erzählung benutzt gleichſam beide Verſionen, indem ſie aus der erſten die Geſtalt ihres Spartacus, aus der zweiten — natürlich mit erheblichen Modificationen — die ihres Titelhelden creirt.

Odeſſus (Ὀδησσός), Hafenſtadt an der Nordküſte des Pontus Eurinus, jetzt Odeſſa. Die moderne Stadt liegt erheblich weiter ſüdweſtlich als die antike.

S. 134. So mag er denn nach den Bergſchluchten des Mons Veſuvius vordringen. Der Leſer darf nicht vergeſſen, daß zur Zeit unſerer Geſchichte der Veſuv für einen längſt erloſchenen Vulkan galt; in „unvordenklichen Zeiten“ ſollte der Gipfel einmal „gebrannt“ haben. — Der weltberühmte Ausbruch, mit welchem der Veſuv ſeine vulkaniſche Thätigkeit auf's Neue begann, fand erſt im Jahre 79 n. Chr.

ſtatt. In Folge dieſes Ausbruchs ſtürzte der ganze Gipfel, der urſprünglich von dem heutigen Krater bis zur Somma reichte, in Trümmer. Zur Zeit unſerer Erzählung war die Configuration des Berges daher eine weſentlich andere als heutzutage; da nähere topographiſche Daten uns fehlen, ſo hat die Phantaſie — natürlich innerhalb gewiſſer Grenzen — freien Spielraum. Der Gipfel war, nach der Seite des Meeres hin, bis weit hinauf angepflanzt. In der Richtung der heutigen Somma aber ſcheint der Berg wild und zerklüftet geweſen zu ſein.

S. 159. Siebenzig Mann ſtark. Nach Plutarch (Crass. VIII) waren es achtundſiebzig. Dort wird auch erzählt, beſagte achtundſiebzig hätten, da ihr Fluchtplan vorzeitig verrathen wurde, eine Küche geplündert, ſich mit den dort vorgefundenen Meſſern und Bratſpießen bewaffnet und dann das Weite geſucht.

S. 161. Wahrlich, als Capua noch frei war, als kein römiſcher Präfect über uns herrſchte. Capua hatte im zweiten puniſchen Krieg den Hannibal unterſtützt. Zur Strafe für dieſen Treubruch entzog man den Capuanern das Recht, ein eigenes Gemeinweſen zu bilden; ein alljährlich wechſelnder römiſcher Präfect übte die Jurisdiction. Vor dieſer Züchtigung ſpielte Capua allerdings eine weſentlich impoſantere Rolle. Früher ſchon iſt bemerkt worden, daß Capua zur Zeit unſerer Geſchichte gerade aufgehört hatte, „praefectura“ zu ſein.

S. 162. In den Läden der Buchhändler. — Die öffentlichen Buchhandlungen bildeten, wie noch vielfach jetzt in Italien, eine Art von Neuigkeitsbörſe. Man ſuchte dort ſeine Bekannten auf, plauderte über die Tagesereigniſſe ꝛc. ꝛc.

S. 165. Die verſammelten Väter, etwa das lateiniſche patres conscripti, der römiſche Senat — eigentlich die „Väter“ und die „Hinzugefügten“, „Hinzuverſammelten“ (patres et conscripti).

S. 174. So ist es für Clodius Pulcher ein Leichtes, bei Neapolis Truppen genug an's Land zu werfen, um den Aufwieglern noch rechtzeitig den Weg zu verlegen. Bei Plutarch (Crass. IX) wird Clodius (den der Autor als „Prätor" bezeichnet, während wir, dem Livius [Epit. XCV] entsprechend, ihn den Legaten des Publius Varinius sein lassen), direct von Rom zur Belagerung der bereits glücklich nach dem Vesuv entkommenen Fechter abgeschickt.

S. 179. Die überließest du bis zur Stunde solchen Mädchen, die Grund hatten, ihre häßlichen Füße zu bergen. Vergl. Ov. Ars. am. III, 271, wo der Dichter dem schönen Geschlecht folgenden Rath ertheilt:

„Ist unförmlich der Fuß, versteck' ihn im schneeigen Leder —"

d. h. in „Vollschuhen", unseren modernen Stiefletten ähnlich.

S. 186. Triremen = Dreiruderer, d. h. ein Schiff mit drei über einander liegenden Ruderbänken.

S. 190. Wie? Ohne Stola? Die Stola, ein langes, wallendes Obergewand, war das Vorrecht der freigeborenen Frauen und Mädchen, falls sie dieses Vorrecht nicht durch einen unmoralischen Lebenswandel verscherzt hatten; Sklavinnen durften die Stola nicht tragen; ebenso wenig war dies den „Libertinen", den Damen der Halbwelt und sonstigen verrufenen Frauenzimmern gestattet.

S. 191. Würfel- oder Brettspiel. Würfel kannte das Alterthum zweierlei: Die tali (ἀστράγαλοι), welche vier ebene Flächen mit den Zahlen 1, 3, 4 und 6 hatten Vier dieser tali wurden in einem Becher (pyrgus, turricula) unter einander geschüttelt und dann auf das Würfelbrettchen (alveus, abacus) geworfen. Der beste Wurf war erzielt, wenn jeder Würfel eine andere Zahl aufwies: der schlechteste, wenn alle vier die Zahl 1 hatten. Der erstere

Wurf hieß Venus, der letztere canis (Hund). — Die zweite Art von Würfeln, die tesserae, mit sechs Ziffern, entsprach unsern modernen. Das Würfelspiel war, wie bei uns das gewerbsmäßige Hazardspiel, auf's Strengste verboten, wurde aber trotzdem mit Lebhaftigkeit betrieben.

S. 192. Was weiß denn sie davon, ob wir durch widrige Umstände den Census verloren haben? Der Census (das Vermögensminimum) der Ritter belief sich auf 400,000 Sesterzen. Wer unter dieses Minimum, sei es durch sein Verschulden, sei es durch Unglücksfälle, herabsank, konnte dem Stande nicht mehr angehören.

S. 194. Ring des römischen Ritters. Der goldene Ring war das Abzeichen der equites.

S. 195. Sardinische Bergwerke. Sardinien mit seinen Bergwerken spielte im römischen Alterthum eine ähnliche Rolle, wie Sibirien für das Czarenreich.

S. 201. Puteoli, berühmte Handelsstadt am Golfe von Bajä, das heutige Pozzuoli.

S. 204. Gätulien (Gaetulia), Landschaft südlich von dem heutigen Fez, Marokko 2c.

S. 210. Der zerklüftete Gipfel des Mons Vesuvius ragte wie eine schwarze Riesenwolke zum Firmament auf. Von hier aus sah man nämlich die Seite der jetzigen Somma.

Aenaria, Insel unweit des misenischen Caps, das heutige Ischia.

Bajä, das größte Luxusbad der antiken Welt, jetzt Baja

S. 211. Parthenopeisch = napoletanisch. Parthenope ist der

alte Name Neapels, von der Sirene Parthenope, die dort begraben ſein ſoll.

S. 226. Pygmalion, König von Kypros, verliebte ſich in eine von ihm ſelbſt gefertigte weibliche Statue. Von Sehnſucht ergriffen, bat er die Aphrodite, ſie möge dem Bildniß Leben einhauchen. Die Göttin willfahrte der Bitte, Pygmalion vermählte ſich mit der belebten Statue und erzeugte mit ihr den Paphos. Vergl. Ov. Met. X, 243 ff.

S. 231. Kroton, jetzt Crotone, Stadt in Bruttium, im Jahr 710 v. Chr. von Achäern und Spartanern gegründet, im zweiten puniſchen Krieg von Hannibal beſetzt, von den Römern genommen und coloniſirt.

S. 243. So wäre auch feſtzuſtellen, ob all' die Sklaven, die er zum Kampfe im Theater verurtheilt hat, dieſe Strafe wirklich verdient haben. Vergl. Plut. Crass. VIII: „Zweihundert ſolcher Gladiatoren, meiſtens Kelten und Thraker, welche Batiatus gekauft und, ohne daß ſie ein Verbrechen begangen hätten, ungerechter und gewaltthätiger Weiſe eingeſperrt hatte . . .“

S. 244. Centurio = Offizier, Hauptmann.

Es wäre hoch an der Zeit, daß die verſammelten Väter zu Rom ſich mit dieſer Frage befaßten. Nur wirkliche Geſetze können die Verhältniſſe regeln. Das geſchah erſt im Jahr 61 n. Chr. durch das ſogenannte Petroniſche Geſetz, das die willkürliche Verurtheilung der Sklaven zu Thierkämpfen u. ſ. w. verbot.

S. 253. Latoniden, die Kinder der Leto oder Latona (Apollo und Diana), welche die vierzehn Kinder der Niobe, da ſich die Letztere in ihrem Mutterſtolz überhoben hatte, durch Pfeilſchüſſe tödteten. (Hom. Il. XXIV, 602 ff. Ov. Met. VI, 152 ff.)

S. 257. In den Mauern Pompeji's und weiter abwärts hinter den Hafenbauten. Das Meer reichte im Alterthume weiter landeinwärts als jetzt.

S. 259. Kynokephalos = der Hundsköpfige, nach Analogie des bekannten Bukephalos = der Ochsenköpfige.

S. 260. Die blühende Seestadt Pompeji. Vgl. die Anmerkung zu S. 257.

S. 267. Sueve. Die Sueven waren eine germanische Völkerschaft zwischen der rauhen Alp und dem Schwarzwald.

S. 271. Rechenbrett; lat. abacus, eigentlich ein Tisch. — Die abaci waren vielfach am Rande erhöht, und mit Sand oder Mehl bestreut. In die etwas angefeuchtete Masse zeichnete man die Ziffern und die geometrischen Linien ꝛc. (Pythagorische Tische).

S. 281. Zwei junge Sklavinnen des Vibius Paccianus. Den Vorfall, auf welchen hier angespielt wird, erzählt Plutarch mit folgenden Worten: „So lange Crassus in dieser Höhle verweilte, kam der Verwalter täglich, um die Speisen zu bringen . . . Die Gerichte waren nicht nur auf Befriedigung des bloßen Hungers berechnet, sondern in großer Auswahl und kostbar zubereitet. Denn Vibius hatte beschlossen, sich dem Crassus in jeder Beziehung aufmerksam zu beweisen. Kam er doch sogar auf die Idee, dem jugendlichen Alter des Crassus entsprechend, ihm allerlei Kurzweil zu bieten. Er ging nämlich mit zwei schönen Sklavinnen am Meere hin, und als er an die betreffende Stelle gekommen war, zeigte er ihnen den Weg, der in die Höhle hinaufführte und hieß sie getrost hineingehen. Da Crassus ihr Herannahen wahrnahm, fürchtete er, sein Versteck möchte verrathen sein; als sie jedoch, da er sie nach ihrem Begehr fragte, der erhaltenen Weisung gemäß antworteten, sie suchten ihren Herrn, der sich hier verborgen halte, da verstand er, was der Scherz zu bedeuten hatte, und behielt die Mädchen bei sich. Für die ganze Dauer

ſeines dortigen Aufenthalts leiſteten ſie ihm Geſellſchaft . . .“ Wir müſſen, der Wahrheit zuliebe, allerdings einräumen, daß ein weibliches Zartgefühl, wie es Brenna hier an den Tag legt, den meiſten Sklavinnen nicht eben eigen war. — Plutarch fügt ausdrücklich hinzu, der Geſchichtsſchreiber Feneſtella habe eine dieſer beiden Sklavinnen noch perſönlich gekannt: dieſelbe ſei ſtets „mit beſonderem Vergnügen“ auf die Geſchichte mit Craſſus zu ſprechen gekommen.

S. 282. Der Makel der Unfreiheit war nicht auszulöſchen. — Vergl. die Fortdauer dieſes Makels ſelbſt bei den allmächtigen Kaiſer-Günſtlingen unfreier Abkunft.

S. 289. Die lukaniſchen Räuber. — Lucania (*Λευκανία*), die zwiſchen Apulien, Samnium und Campanien einerſeits und Bruttium andrerſeits gelegene unteritaliſche Landſchaft, ſo genannt von den weißen Kalkſteinhöhen des Appenin (*λευκός* = weiß). Die Einwohner waren ſamnitiſchen Urſprungs. Eine große Rolle ſpielten die halbwilden lukaniſchen Hirten — (die lukaniſche Rindviehzucht war berühmt) —, die, ähnlich wie heute, theils mit den Räubern fraterniſirten, theils bei Gelegenheit ſelbſt „in die Berge gingen“. —

S. 291. An der kantigen Felswand hinabkletternd, die Cajus Fannius mit ſeinen Speerträgern geſtern hatte vertheidigen ſollen. — Plutarch (Crass. IX) erzählt dies wie folgt: „Da aber auf dem Berge viele wilde Weinſtöcke wuchſen, ſo ſchnitten die Aufrührer die brauchbaren Ranken ab und flochten daraus lange und ſteile Leitern, die oben befeſtigt und an dem Abhang ſo weit hinabgelaſſen wurden, bis ſie eine flachere Stelle des Bodens erreichten. So ſtiegen ſie bis auf einen Einzigen wohlbehalten hinab. Dieſer Eine war oben geblieben, um den Andern, nachdem dieſe hinabgeklettert wären, die Waffen nachzuwerfen. Das that er, und dann ſtieg auch er als der Letzte glücklich hinunter. Da den Römern dieſer Vorgang verborgen blieb, ſo fielen ihnen die Aufrührer in den Rücken und jagten ihnen durch die plötzliche Attake einen ſolchen Schrecken ein, daß ſie die

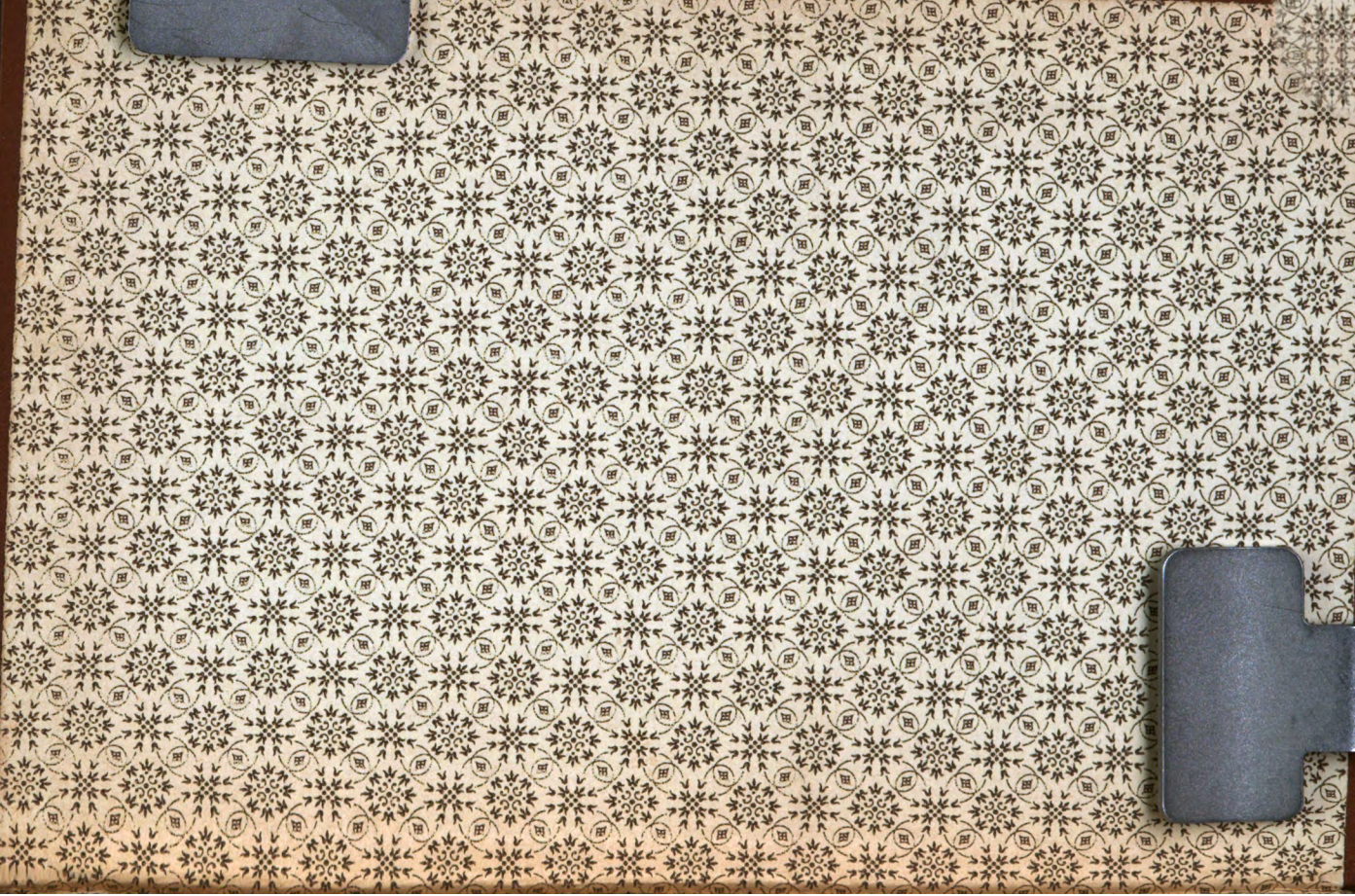
römiſchen Truppen in die Flucht ſchlugen und ſich des römiſchen Lagers bemächtigten. Nunmehr ſchloſſen ſich auch viele Hirten und Schäfer aus der Umgegend, lauter handfeſte Leute, die gut marſchiren konnten, den Aufrührern an; einige von dieſen Zuläufern wurden vollſtändig bewaffnet, andere als Plänkler und dergleichen benutzt.“

S. 291. Oplontiä, das heutige Caſtellamare, Stadt am napoletaniſchen Golfe.

Druck von C. G. Röder in Leipzig.

89056735624

b89056735624a



89056735624

b89056735624a